Die völker Europas und des Orients

Michael Haberlandt


SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS



Kultur und Welt

Michael Haberlandt

Die Völker Europas und des Orients

Die Völker Europas und des Orients

Von

Prof. Dr. Michael Haberlandt

Mit 35 Abbildungen
in Holzschnitt und Kupferätzung auf
8 Tafeln



Bibliographisches Institut, Leipzig und Wien
1920

Vorwort.

Zum erstenmal wird im vorliegenden Werke der Versuch einer zusammenfassenden ethnographischen Schilderung der Völker der weißen Rasse, dieser vornehmsten Kultur- und Geschichtsgemeinschaft der Menschheit, unternommen. Diese Darstellung war ursprünglich für die vom Bibliographischen Institut in der Vorkriegszeit geplant gewesene großzügige Neubearbeitung der Fr. Ratzelschen „Völkerkunde" bestimmt und sollte einen selbständigen Band der genannten großen, allgemein mit lebhaften Erwartungen begrüßten Veröffentlichung bilden. Der furchtbare Weltkrieg und seine verheerenden Folgen haben auch dieses wissenschaftliche Unternehmen großen Stils vereitelt. Aber das wissenschaftliche Bedürfnis einer zusammenfassenden Darstellung des Völkerkreises der weißen Rasse in Okzident und Orient besteht, und so ist meiner Arbeit, die in den Jahren 1913 und 1914 abgeschlossen wurde, eine erfreuliche Auferstehung, allerdings nach sehr langer Brachzeit, beschieden[1].

Alle bisherigen größeren Darstellungen der Völkerkunde haben die Geschichtsvölker Europas und des Orients so gut wie gänzlich aus dem Kreise ihrer Betrachtung ausgeschlossen, wenigstens was ihre eigentliche ethnographische Schilderung betrifft. Zumal das europäische Völkerleben galt und gilt als über den Gesichtskreis des Ethnologen hinausgewachsen und blieb der Pflege der Volkskunde überlassen, die, in keinem Lande frei von nationalem Charakter, den vergleichenden Gesichtspunkt zu wenig in Anwendung brachte und die Probleme der europäischen Volkskultur kaum zu streifen angefangen hat. Die Folge dieser Vernachlässigung ist nicht nur der Mangel einer wirklichen ethnographischen Durchdringung und Darstellung dieser wichtigsten Völkermasse der Menschheit, sondern es ist deshalb auch noch nicht möglich

[1] Einige Notizen sind deshalb vielleicht auch, zufolge der politischen Umwälzungen, die der Weltkrieg mit sich gebracht hat, nicht mehr in Geltung.

gewesen, in die kulturellen und ethnologischen Zusammenhänge, die Europa mit Vorderasien und Nordafrika verbinden, genügend Einsicht zu erlangen und insbesondere den Kulturanteil zu bestimmen, den Europa gegenüber dem Orient für sich in Anspruch nehmen darf. Bekanntlich haben denselben in jüngster Zeit Schuchhardt und andere Forscher außerordentlich hoch eingeschätzt, während vordem die Forschungsdevise „ex oriente lux“ vielleicht mit allzu großer Einseitigkeit und Eindringlichkeit verfochten worden ist.

Trotzdem die folgende Darstellung den geographischen, geschichtlichen und kulturellen Zusammenhängen, die zwischen Europa und dem Orient innerhalb der Mittelmeerwelt seit ältesten Zeiten bestehen, besonderes Augenmerk zugewendet hat, ist das Gesamtbild der weißen Rasse und ihrer Volkskulturen, wie der Verfasser hoffen möchte, doch ohne Einseitigkeit des Standpunktes erfaßt und zum Ausdruck gebracht. Die innere ethnologische Verwandtschaft Europas und des Orients offenbart sich nicht dem auf die Hoch- und Luxuskulturen des europäischen Völkerkreises gerichteten Blick, wohl aber dem volkskundlich geschulten Auge, das in den Niederungen des europäischen Völkerlebens Umschau hält und hier, trotz aller anthropogeographisch oder geschichtlich bedingten Wandlungen, vielfach verwandte Ausprägung und gleiche Lebenszüge wie im fernen Osten feststellt. Beispielsweise ist die auffällige Kulturverwandtschaft der alpinen iranischen Völker Mittelasiens mit der alpenländischen Kultur Mitteleuropas eine Tatsache, die in erster Linie wohl genealogisch begründet werden darf und für viele andere kulturelle Gleichungen des Ostens und Westens zu denken gibt.

Es ist klar, daß das auf so ausgesprochenem Geschichtsboden erwachsene Völkerleben der weißen Rasse, ohne in die geschichtliche Tiefe zu gehen, nicht verstanden und nicht geschildert werden kann. Ich bekenne mit Dankbarkeit, daß ich mich hierbei auf orientalischem Boden, zumal bezüglich der semitischen Völker, durchaus der meisterlichen Führung Eduard Meyers anvertraut habe. Bezüglich der iranischen und kleinasiatischen Völkerfamilien galt es, die nicht allzu reiche ethnographische Literatur sorgsam auf ihren volkskundlichen Gehalt auszubeuten und wie geschichtlich so auch ethnographisch vor allem zu übersichtlicher Gliederung durchzubringen, was bei der Verwirrtheit der Zustände in

der Gegenwart und deren kompliziertem Geschichtsgang in diesen Gebieten große Schwierigkeiten geboten hat. Hinsichtlich der europäischen Völkerverhältnisse hatte ich vielfach Neuland zu bebauen und mühevolle eigene Arbeit im Zusammentragen des Stoffes und im Erfassen der wesentlichen Lebenszüge der einzelnen Völker zu leisten. Gern wäre ich bei dieser Schilderung der europäischen Nationen viel tiefer in das volkskundliche Detail eingegangen, wie das bezüglich der orientalischen Völker in ihren bedeutendsten Repräsentanten geschehen ist. Doch verbot dies einerseits der zugemessene Raum, und anderseits erschwerte diese Absicht der empfindliche Mangel an Vorarbeiten, die Vielsprachigkeit der Quellen, sowie für manche Gebiete (z. B. Frankreich, England) die Kargheit des überlebenden volksmäßigen Stoffes.

Die wissenschaftliche Lebensarbeit des Verfassers, von der die zuständigen Kreise ja wohl Kenntnis genommen haben, hat sich durch Jahrzehnte hauptsächlich auf dem weiten Völkerraume von Indien bis zu den Pyrenäen und von der indogermanischen Vorzeit bis in die national aufgewühlte Gegenwart bewegt. So darf dies Werk, das die althistorischen Kulturgeschwister Osten und Westen in einen einheitlichen Rahmen faßt, als vorläufig zusammenfassendes Ergebnis meiner wissenschaftlichen Betätigung und als ihr ganz natürliches Ziel bezeichnet werden. Die Leser dieses Buches dürfen darin vielleicht ein Unterpfand dafür erblicken, die darin gebotene Belehrung von zuständiger Seite zu erhalten. Auch gibt es in der deutschen — und soviel mir bekannt in der europäischen — Literatur kein Werk gleichen Inhalts und von der gleichen wissenschaftlichen Absicht geleitet.

Wien, im März 1920. M. Haberlandt.

Inhalt

	Seite
Einleitung	1
1. Die Völkerkunde der Geschichtsvölker	1
2. Die geographisch-geschichtliche Grundlegung der Mittelmeerwelt	5
3. Die Kultur der weißen Rasse	12
I. Die Völker Europas	20
1. Die geographisch-geschichtlichen Grundlagen	20
2. Die Entwicklung der indogermanischen Einzelvölker	35
3. Die romanischen Nationen	40
a) Die Bevölkerung der italischen Halbinsel	42
b) Die Bevölkerung Frankreichs	49
c) Die Bevölkerung der Iberischen Halbinsel	57
4. Die germanische Völkerfamilie	63
a) Die Nordgermanen	67
b) Die Bevölkerung Großbritanniens	72
c) Die Deutschen	78
5. Die Lettoslawen	88
a) Die baltischen Völker	96
b) Die slawischen Völker	99
6. Die eingebornen Balkanvölker	111
7. Die ural-altaischen Völker	122
8. Die aus Asien nach Europa eingewanderten Völkerschaften	132
II. Die Völker Vorderasiens	137
Die geographisch-geschichtlichen Grundlagen	137
1. Die Völker Irans	144
a) Das persische Volk	151
b) Die Kurden	163
c) Die Afghanen	167
d) Die Belutschen	170
2. Die semitischen Völker	171
Geographisch-geschichtlicher Überblick	171
a) Die nordsemitischen Geschichtsvölker	180
α) Mesopotamien	180
β) Syrien und Palästina	183
b) Die arabischen Geschichtsvölker	188
c) Die semitischen Völker der Gegenwart	196
d) Die nichtarabischen Syrier und Mesopotamier	212
3. Der kleinasiatisch-indogermanische Völkerkreis	214
Die geographisch-geschichtlichen Grundlagen	214
a) Die anatolischen „Türken" und verwandte Stämme	219
b) Die Griechen	224
c) Die Armenier	226
4. Die Kaukasusstämme	234
III. Die Völker Nordafrikas	240
Allgemeines	240
1. Die Bevölkerung Ägyptens	246
2. Die Bevölkerung von Tunis, Algier und Marokko	253
Literatur	267
Register	270

Verzeichnis der Tafeln

Seite

Tafel I 56
1. Italienerin aus San Giovanni in Fiore, Kalabrien.
2. Spanierin aus Sevilla in Nationaltracht (Mantilla).
3. Wasserträgerin aus Morlaix, Bretagne.
4. Baske, Golf von Biscaya, Spanien.

Tafel II 104
1. Bosnier, zum Kolo-Nationaltanz aufgestellt.
2. Walachen aus dem Golubinjegebirge.
3. Polin, Mädchen aus Moravice.
4. Gorale aus Novitarg (Karpathen).
5. Großrussen, Gouv. Wladimir, Rußland.

Tafel III 120
1. Finnen, Mann und eine Frau aus Dorpesthe (Rußland).
2. Serbische Burschen und Mädchen aus der Gegend von Belgrad.
3. Albanische Katholikin.
4. Ein Grieche.

Tafel IV 132
1. Junge Bergrumänen im Festgewand.
2. Ruthenische Handwerker aus der Bukowina.
3. Zigeuner in der südruss. Steppe bei Rostow am Don.
4. Turkomanen und Nogaier.

Tafel V 146
1. Gebirgslappe (Samelad), Schweden.
2. Lappländer vor ihrer Hütte.
3. Ein Mulla Tadschik aus Chotan.
4. Ein Afghane (18jährig).

Tafel VI 194
1. Beduinen bei der Mahlzeit, Jordanland.
2. Betender Mohammedaner.
3. Ein hoher Perser im Ehrenkleid.
4. Ein kleinasiatischer Osmane.

Tafel VII 232
1. Beduinenweib aus Mesopotamien.
2. Arabisches Mädchen aus Damaskus.
3. Armenische Landarbeiter bei Ninive.
4. Tscherkessen, Mann und eine Frau.

Tafel VIII 250
1. Algerischer Araber.
2. Fellachin (typisch), Unterägypten.
3. Kabylischer Ackerbauer, Algerien.
4. Ein Fellachendorf in Unterägypten.



Einleitung.

1. Die Völkerkunde der Geschichtsvölker.

Die Völkerwelt Europas und des Orients, durch die entscheidendsten Lebensmächte, durch Rasse, Sprache, Geschichtslauf und Kultur seit jeher miteinander verbunden, bildet den Gegenstand der nachfolgenden Darstellung.

An der Schwelle dieser Welt, an welche wir allein zu denken pflegen, wenn von Welt- und Kulturgeschichte unter uns die Rede ist, pflegte die ältere Völkerkunde den Griffel sinken zu lassen, um ihre Aufgabe der Geschichtschreibung abzutreten. Die ältesten geschichtlichen Entwicklungen des Menschengeschlechts liegen auf diesen Schauplätzen, seine höchsten Leistungen und Offenbarungen, die edelsten und reinsten Formen seiner Leiblichkeit gehören diesen Gebieten an. In einer unvergleichlichen Folge von Kulturschöpfungsprozessen ersten Ranges, in ungeheuren Völkerbewegungen der zu höchster Kulturgestalt berufenen Menschheitsglieder, in den längsten von uns überhaupt übersehbaren Geschichtsräumen vollzieht sich hier, gleich begünstigt von den äußeren Naturbedingungen wie von den inneren Antrieben und Anlagen der Rassen, der großartigste, beständigste und ergebnisreichste Kulturaufbau der Menschheit.

Es ist nicht das Amt und die unmittelbare Aufgabe der Völkerkunde, das vieltausendjährige, unendlich verwickelte Werden dieser Kulturwelt, an der drei Erdteile im engsten Verein zusammengearbeitet haben, auch nur in den Umrissen zu schildern. Es kann aber der Völkerkunde, wenn sie darangeht, das Völkerleben, wie es sich innerhalb des Verbreitungskreises der weißen Rasse auf den verschiedensten geographischen Schauplätzen Vorderasiens, Nordafrikas und Europas entwickelt hat, zu beschreiben, gewiß nicht genügen, den Blick über die Völkerverteilung und die Völkergestalten dieser ungeheuren Gebiete nur ganz obenhin schweifen zu lassen, als auf einem Bilde ohne jede zeitliche Tiefe. Ein

bloßes Gemälde der ethnographischen Gegenwart und ihres augenblicklichen Bestandes entspricht unserer wissenschaftlichen Forderung längst nicht einmal mehr bei den sogenannten Naturvölkern, deren äußere und innere Zustände immerhin im Banne der Naturbestimmtheit und kultureller Isolierung jahrhundertelang sich im wesentlichen unverändert erhalten mögen; geschweige denn, wenn es sich um die höchsten Kulturträger handelt, die seit Jahrtausenden im lebendigen Flusse geschichtlichen Daseins stehen. Ohne die Weltgeschichte zu Hilfe zu rufen, kann die Völkerkunde unseres Gebietes nicht geschrieben werden.

Die Aufgabe, welche der Völkerkunde auf solchem ausgesprochen geschichtlichen Boden erwächst, kann nun aber auch nicht darin bestehen, sich einerseits mit dem Versuche einer Paläoethnographie der einschlägigen Völkergebiete zu bemühen und dann, mit einem Sprung über die Jahrhunderte, ja Jahrtausende hinwegsetzend, die Schilderung der ethnographischen Gegenwart daneben zu setzen, wobei in Einzelheiten vielleicht versucht werden mag, die geschichtlichen Verbindungsfäden aufzudecken und kulturelle Zusammenhänge durch die verschiedenen Zeitalter hindurch zu verfolgen. Dies ist bisher im großen und ganzen die Methode gewesen, nach welcher die Geschichtsgebiete der Menschheit ethnologisch dargestellt worden sind. Es ist kein Zweifel, daß eine derartige Behandlungsart unseren wissenschaftlichen Ansprüchen in keiner Weise mehr genügen kann.

Eine andere Frage ist freilich, ob eine gründlichere Behandlungsweise, welche überall gleichsam die geschichtlichen Querschnitte des Völkerlebens aufzuzeigen hätte, überhaupt und besonders schon heute mit den uns zur Verfügung stehenden Kenntnissen im Gebiete der weißen Rasse auch nur ungefähr durchzuführen ist. Die Völkerkunde befindet sich bei ihrem jetzigen durchgreifenden Bestreben, zeitlich in die Tiefe zu gehen, auf allen Völkergebieten in Schwierigkeiten. Bei den geschichtslosen Primitiven ist der Mangel positiver historischer Zeugnisse ein oft unbesiegbares Hindernis geschichtlicher Erhellung, wenngleich Sprach- und Kulturanalyse mit schätzbaren Hilfen zum Ersatz dafür eintreten können. Bei den Geschichtsvölkern mit langer und bewegter Vergangenheit ist wieder die ethnographische Aufhellung der Zwischenperioden in den seltensten Fällen zu erreichen, während die ältesten Anfänge oft durch die Prähistorie und die jüngsten Zustände durch die beobachtende Ethnographie besser bekannt sind. Es fehlt eben auf den meisten Völkergebieten, wo geschichtliche Entwicklung in stärkerem

Grade vorliegt, noch an den volkskundlichen Vorarbeiten, welche die Elemente und Schichten älteren Bestandes aus deren Überlebseln und Resten in der ethnographischen Gegenwart herauszuarbeiten haben.

Wenn nun zwar überall im Völkerleben Übergänge vom Alten zum Neuen vorliegen und beobachtet werden müssen, so ist doch auf keinem Völkergebiete der Erde ein so ungeheurer, von geschichtlicher Entwicklung und kultureller Bewegung gleich gedrängt erfüllter Zeit- und Kulturraum zu überblicken und in seinen einzelnen gegebenen Abschnitten und Übergängen zu erforschen, wie derjenige der weißen Rasse. So ist folgerichtig auch nirgends eine so eindringende und ausgedehnte volkskundlich-geschichtliche Arbeit erforderlich wie in Vorderasien und besonders in Europa, wenn wirklich einmal eine richtige Völkerkunde dieser höchsten und wichtigsten Kulturgebiete der Erde versucht werden soll. In Europa ist nun glücklicherweise dank dem emsigen Betrieb der Volkskunde in den meisten seiner nationalen Einzelgebiete die volkskundliche Orientierung so weit fortgeschritten, daß ihr Anschluß an die vorgeschichtlichen und geschichtlichen Daten einerseits und die ethnographische Gegenwart anderseits in den Hauptpunkten versucht werden darf. In Vorderasien dagegen ist wohl der geschichtliche Reichtum und die Fülle paläoethnographischer Nachrichten außerordentlich, aber es mangelt hier leider noch fast gänzlich an der volkskundlichen Erforschung der meisten Hauptgebiete im Sinne unserer vorigen Ausführung. Von der iranischen Völkerfamilie, den Völkern des armenischen Hochlandes, Kleinasiens und des Kaukasus bleibt uns fast noch alles zu wünschen übrig, während der Umkreis der semitischen Völker glücklicherweise weitaus besser bekannt und gründlicher durchforscht erscheint. Immerhin klaffen hier noch so viele Lücken, daß eine nur halbwegs wissenschaftliche Schilderung dieses vorderasiatischen Völkerkreises heute schon zu geben unmöglich ist, wie jeder Kundige zugeben muß.

Bei solchem Stande der Dinge darf nicht mit allzu großen Erwartungen und strengen Ansprüchen an den Versuch einer historisch vertieften ethnographischen Darstellung der von der Völkerkunde bisher entweder aus ihrem Betrieb ausgeschlossenen oder zum mindesten äußerst stiefmütterlich behandelten vornehmsten Geschichtsvölker der Menschheit herangetreten werden.

Aber auch noch in einem andern, tiefgreifenden und bedeutungsvollen Sinn betreten wir ganz verschiedenartiges Gebiet, als es die Völkerkunde zu überblicken gewohnt und geübt ist, wenn wir uns als

Ethnographen in den Bereich der höchsten Kulturträger der Menschheit vorzuwagen haben. Statt mit isolierten, lange Zeit sich selbst überlassenen und meist nur aus sich heraus langsam fortentwickelten Völkerzuständen haben wir es hier mit Gruppen dichtesten und lebhaftesten Völkerverkehrs zu tun, die in so reich gegliederten Gebieten sitzen, daß fast jede unter ihnen den stärksten Einwirkungen von vielen Seiten ausgesetzt gewesen ist. Statt geschichtsloser Volks- und Stammesexistenzen, welche ohne geschichtliche Erinnerungen und deren wirkungsvollstes Mittel, die Schrift, dahindämmern, in langsamer Folge der Generationsreihen ihre Einrichtungen bewahrend, kennt der Orient und Ägypten, kennt die klassische Welt und das Römerreich, kennt das spätere Europa zahllose geschichtlich fixierte Stellen und Kreise kultureller und ethnologischer Betätigung, die von verschiedenen politischen Mittelpunkten: Eroberern, Stadtfürsten, Burgdynasten, Stammesherrschern, in unaufhörlichem Spiel der politischen Kräfte ausgegangen und wieder zum Stillstand gekommen sind. Das Ergebnis ist ein kaleidoskopartig bunt sich veränderndes Bild der Geschehnisse und Zustände, hinter welchen die wesentlichen und dauernden Züge der ethnographischen Zustände zu erfassen große Schwierigkeiten bereitet. Das große Problem des Verhältnisses von Kulturausbreitung und Völkergeschichte steht hier mit besonderer Eindringlichkeit und durchgreifender Bedeutung im Hintergrund der Betrachtung und beherrscht in jedem einzelnen Fall die Entscheidung.

Dazu kommt noch ein weiterer Gesichtspunkt, der im Bereich der Hochkulturvölker notwendig eingeführt werden muß und sich als äußerst fruchtbar erweist. Es ist die einfache Erkenntnis, daß im Völkerleben der höchsten Menschheitsgruppen eine grundwesentliche Differenzierung dadurch eingetreten ist, daß sich allmählich eine Burgen- und Städtekultur von der Bauernkultur des offenen Landes gänzlich getrennt hat. Jene erstere schlägt, bedingt durch mächtige Faktoren, überall eine rascher und stärker aufstrebende Sonder- und Hochentwicklung ein, zieht alle Kulturmittel und Künste in gesteigerter Kraft in ihren Dienst, während die ethnographische Entwicklung der Urproduzenten, der Hirten und Bauern, im Orient besonders auch der nomadischen Stämme, tief und tiefer unter deren Lebenshöhe in konservativer Beharrlichkeit und Rückständigkeit zurückbleibt. Dabei greifen die Unterschiede zwischen Stadtkultur und Landkultur — um mit diesen zwei Schlagwörtern die hier ins Auge gefaßten typischen Unterschiede

zu bezeichnen — sehr tief und allgemein durch, beziehen sich nicht nur auf die materielle, sondern besonders auf die geistige Kultur. Siedlungsart, Hausbau, die tägliche Beschäftigung, die sozialen Verhältnisse, das Rechtsleben, die Religion, die Künste, sie gewinnen alle ganz neue und jüngere Formen und verlieren ebensoviel von ihrer naturgemäßen Bestimmtheit und Bodenständigkeit, als sie im Austausch mit fremden Gütern, durch Handel und Verkehr an Weltläufigkeit gewinnen.

Was wir von Ägypten und Babylonien, von Syrien und Kleinasien aus den ältesten und älteren Zeiten durch die Arbeit des Spatens erkundet haben, bezieht sich unmittelbar durchweg auf solche Burgen- und Städtekulturen, und bloß indirekt, durch die Abbildungen auf den ägyptischen Monumenten usw., sind auch die bäuerlichen Verhältnisse und die Zustände oder Künste der Nomaden zu unserer Kenntnis gebracht. Ähnlich liegen die Dinge in der Mittelmeerwelt und besonders auch in den klassischen Ländern; die europäische Volkskunde hat sich längst gewöhnt, auf diese wesentlichen Unterschiede zu achten. An den europäischen Verhältnissen haben wir aber auch gelernt zu beobachten, wie von den höfischen oder städtischen Mittelpunkten angehäufter und weltläufiger fortgeschrittener Kultur jeweils Ausstrahlungen und Anpassungen der dortigen Kulturformen und Kulturmittel an die ländlichen Kreise ausgehen, wodurch, wenngleich mit großen zeitlichen Verspätungen und gleichsam nur in einem dürftigen Auszug auch diese der sonst erreichten Fortschritte teilhaftig werden. Immerhin ist sehr wohl in Erinnerung zu behalten, daß die Kulturgeschichte des alten Orients und des klassischen Europa sich fast ausschließlich mit jener vornehmeren und fortgeschrittenen Burgen- und Stadtkultur beschäftigt, während Ethnographie und Volkskunde in erster Linie und mit größerem Interesse nach den Verhältnissen der Urproduzenten fragen, dabei aber von den geschichtlichen Zeugnissen leider fast überall im Stiche gelassen werden.

2. Die geographisch-geschichtliche Grundlegung der Mittelmeerwelt.

Der Zusammenfassung Vorderasiens, Europas — zum mindesten seiner südlichen Hälfte -- und Nordafrikas liegt bekanntlich eine große, in sich zusammenhängende Gruppe geographischer und geschichtlicher sowie anthropologischer und kulturell-ethnographischer Erscheinungen zugrunde. Der Begriff der Mittelmeerwelt deckt sich

wohl nicht gänzlich mit jener Zusammenfassung, aber er bildet ihren Kern und steht in ihrem Mittelpunkt. Hochbedeutsame Erscheinungen, wie die mesopotamische und vollends die iranische Welt, wie der ganze germanisch-slawische Anteil Europas, ragen eigentlich über diesen Rahmen hinaus, aber alle diese großen Entwicklungen sind doch mit breitesten Brücken und längsten Verbindungen an die Mittelmeerwelt angeschlossen. Was die ursprüngliche Erdbildung begründet und geschaffen und was die Natur klimatisch, pflanzen- und tiergeographisch bestätigt hat: die Einheitlichkeit und Zusammengehörigkeit dieser vom Mittelmeer bespülten und durch dasselbe miteinander verbundenen Ländergebiete, sie ist von ältester Vorzeit bis in die spätesten Zeitabschnitte auch durch Geschichte und Menschentum in gleicher Bestimmtheit zum Ausdruck gebracht worden.

Der Gang der Dinge und die Richtung des Verkehrs hat es auf Grund des großen zeitlichen Vorsprungs, den die Menschheitsentwicklung in Altägypten und dem Zweistromlande gewonnen hat, mit sich gebracht, daß der Osten unseres Gebietes zu allen Zeiten der gebende, der Westen und Norden der empfangende Teil war. So ist es mit der durch menschliche Arbeit in Jahrtausenden bewirkten Orientalisierung der Pflanzen- und Tierwelt des Mittelmeergebietes der Fall; so steht es mit der Ausbreitung der mittelländischen Rasse und der aus ihr entwickelten Völker wie deren Kultur- und Lebensformen. In allen Zeitläuften bewährt es sich, daß Kulturbewegungen und Völkerströmungen, die in den wichtigen Brennpunkten dieses Gebietes ihren Herd und Ausgangspunkt hatten, nicht früher zur Ruhe kommen, als bis sie die Mittelmeerwelt gänzlich oder doch zum großen Teil erfüllt und ergriffen haben.

In den allerfrühesten Zeiten schon, wo es kaum mehr als lose Umrisse zu erfassen gilt, vermuten manche Forscher, gestützt auf unsichere und rätselvolle Zusammenhänge des Iberischen mit hamitischen Sprachen, dem Libyschen, Ägyptischen, Nubisch-Meroischen einerseits und den kaukasischen Mundarten anderseits, eine hypothetische Mittelmeer-Völkereinheit. Der einstige Zusammenhang der Urhamiten mit Ursemiten und Urindogermanen rückt immer mehr aus dem Nebel und Dunkel ungezählter Jahrtausende in den Bereich ernster Untersuchung mit wissenschaftlichen Mitteln herauf. Wie dann in allerfrühester Vorzeit zuerst die Loslösung der Urhamiten aus den gemeinsamen Ursitzen und ihre Verbreitung westwärts über den gewaltigen, jedoch von kulturfähigen Gebieten durchsetzten nordafrikanischen Wüstengürtel bis an den Atlantischen Ozean erfolgt, worauf erst die Entwicklung der ältesten Kultur Ägyptens

einsetzt; wie die älteste Ausbreitung der Ursemiten in Vorderasien, ihre Scheidung in einen südlichen und nördlichen Ast erfolgt unter Zurückdrängung und Auffaugung uraltester Bevölkerungselemente dieser Gebiete; wie zuletzt, aber noch immer im Zeitraum etwa der drei letzten Jahrtausende vor Christi Geburt die indogermanische Völkerwelt in Vorderasien ethnologisch und geschichtlich in die Erscheinung tritt und in Bewegung kommt, um sowohl auf asiatischem Boden, insbesondere aber nach Europa herüber ungeheuer an Ausdehnung zu gewinnen und zunächst im Südosten des Mittelmeergebietes aufs neue mit den Fortbildungen ihrer Urverwandten, Babylon und Ägypten, in stärkste Berührung zu treten: diese ganze ungeheure und großartig gestufte Grundlegung der Völkerverteilung in der antiken Welt offenbart dasselbe geographisch-geschichtliche Gesetz, nach welchem in einer viel späteren Geschichtsepoche das römische Weltreich unter den gewaltigsten Kämpfen sich unaufhaltsam herausbildet, das ja auch von Britannien bis zum Ostrand von Iran und südlich bis zur Sahara den gleichen ungeheuren Zirkel schlägt.

Zum drittenmal im Weltlaufe tritt unter Führung des Islams mit der Gründung des arabischen Weltreichs die gleiche politische Umklammerung und kulturelle Umspannung desselben riesenhaften Ländergebietes rings um das Mittelmeerbecken auf; Prozesse, die alle an der ethnographischen Vermischung, kulturellen Ausgleichung und anthropologischen Verschmelzung des vorderen Orients, des nördlichen Afrika und des südlichen Europa in ganz unübersehbarer Art gleichsam unterirdisch gearbeitet haben. Dieser steten Vereinheitlichung durch die Jahrtausende widersetzt sich freilich in allen Zeitabschnitten in den verschiedenen Gebieten eigene Kulturblüte und höhere Völkerentwicklung der inzwischen herauskristallisierten und herangereiften Nationen. Über die bis dahin gewonnene allgemeine Höhe erheben sich in fesselnden Sonderbildungen Babylon, Assyrien, Phönizien, Palästina, das altpersische Volk, das Hettiterreich, Althellas und die griechische Inselwelt; so viel Namen, so viel isolierte Hochbildungen und Neuschöpfungen bei aller Verwandtschaft des Kulturgrundes.

Indem die allmächtige Zeit diese stolzen nationalen Gebilde wieder fallen läßt, schüttet sie gleichsam den Boden der Kultur mit diesen Trümmern wieder höher auf, um in neuen Zeitabschnitten neue Völkergestaltungen emporwachsen zu lassen. Neue, andere und höhere Völker- und Gesittungselemente mischen sich und treten bei der Ausbildung

des römischen Weltreichs in Tätigkeit; und abermals hat der ungeheure Strom des geschichtlichen Geschehens aus allen Kräften und Kulturschöpfungsherden der mittelländischen Welt Nahrung und Bereicherung gesogen, als sich das arabische Weltreich auf den Trümmern indisch-persischer, syrischer, ägyptischer Reiche und griechisch-römischer Bildung, bewahrt von Byzanz, erhebt, um wie Asien und Afrika auch Europa das Siegel seiner geistigen Übermacht aufzudrücken.

Nunmehr erleben wir, wie nach gewaltigen Rückstößen und rückläufigen Wirkungen, die von Spanien und Italien (Genua und Venedig) im späteren Mittelalter ausgehen — die Kreuzzüge hatten dazu schon den Auftakt gegeben — das moderne europäische Völkerkonzert mit den kulturellen Mitteln und Ideen der Neuzeit die orientalisierten Zustände und Völkerentwicklungen von Marokko bis nach Persien einer umfassenden Neugestaltung zu unterziehen sich bemüht, die im Grunde einer Romanisierung aller dieser Gebiete gleichkommen wird — getreu dem Grundgesetze der einheitlichen Entwicklung, das wir seit urältesten Tagen über den sonnigen Ländern rings um das Mittelmeer unbeugsam walten sehen.

Weitläufig und vielgestaltig wie die ausgedehnten Länderräume, über welche die weiße oder „kaukasische Rasse“ sich verbreitet zeigt, ist auch der anthropologische Charakter dieser Rasse. Ihre Variationsbreite ist außerordentlich groß: zwischen einem blonden, blauäugigen Germanen Skandinaviens und dem kleinwüchsigen dunklen Sizilianer, zwischen einem rötlichblonden Kurden und dem tiefbrünetten Wüstensemiten klaffen Unterschiede der Leiblichkeit, wie sie nicht leicht auf dem Boden einer einheitlichen Rasse beisammenstehen. Die Aufstellung mehrerer Hauptrassen, zu welcher sich die Forschung auf europäischem Gebiet wie in Vorderasien veranlaßt gesehen hat, sowie die Schwierigkeiten, die dem Erweise von Zusammenhängen zwischen den afrikanischen, europäischen und asiatischen Gruppen der Gesamtrasse entgegenstehen, scheinen ihre physische Einheitlichkeit in vieler Hinsicht in Frage zu stellen. Dazu kommt, daß, wiewohl gerade für diese Rasse die längsten zeitlichen Beobachtungsreihen zur Verfügung stehen, die Verhältnisse nichts an Kompliziertheit verlieren, wenn wir auch in verhältnismäßig sehr frühe Zeitläufte zurückblicken. Die geschichtlichen Zeiträume von sieben Jahrtausenden, die man in Ägypten und Mesopotamien überschaut, kommen eben neben den viel ausgedehnteren prähistorischen Zeitaltern, die für die Grundlegung, das Auseinandertreten

und die Mischungsprozesse unserer Rasse in Anspruch genommen werden müssen, so gut wie nicht in Betracht.

Wie dem auch sei, hier kommt es vorerst nur darauf an, festzustellen, daß trotz der mächtigen Verbindungen mit mongolischem Völkerblute von Mittelasien her, die seit Jahrtausenden auf den leiblichen Bestand der weißen Rasse in Vorderasien und Osteuropa in ununterbrochenen Wellen eingewirkt haben, und trotz der geographischen Nachbarschaft des Negertums im Süden die körperliche Artung unserer Rasse der Hauptsache nach bei aller Differenzierung eine so eigenwüchsige gewesen und geblieben ist, daß sie als die entsprechende Unterlage der beispiellosen geschichtlichen Hochentwicklung in diesem großen Kulturkreise gelten darf.

Wenn anthropologisch die Bevölkerungsmassen des von uns betrachteten Kulturkreises in erster Linie durch ihre Gegensätzlichkeit zu den beiden großen Nachbarrassen im Osten und Süden, dem gelben und schwarzen Menschheitstyp, als Einheit erscheinen und erst in zweiter Linie kraft ihrer leiblichen und entstehungsgeschichtlichen Zusammengehörigkeit für eine solche gelten dürfen, so liegen auch *sprachlich* die Verhältnisse in ganz ähnlicher Art, und wie die anthropologische Erfassung ist auch die sprachliche Forschung in diesen Fragen nicht weit über die ersten tastenden Anfänge hinausgekommen. Insofern die Sprachen sich leichter und häufiger völlig verdrängen lassen als körperliche Bildungen, die in allen Mischungen und Kreuzungen auszudauern vermögen, ist das der Sprachgeschichte vorliegende Material für die Wiederherstellung alter Völkerverhältnisse und Völkergeschichte im allgemeinen noch viel lückenhafter und schwieriger deutbar als die überlieferten Zeugnisse für die leibliche Artung und den anthropologischen Zusammenhang der Rassen. Immerhin darf die Völkerkunde im allgemeinen von der vergleichenden Sprachwissenschaft die ziemlich gesicherte Erkenntnis übernehmen, daß das Indogermanische mit dem Semitisch-Hamitischen, ferner dem Kleinasiatischen, dessen Hauptrepräsentant das Libysche ist, den Sprachen der Ureinwohner der Balkanhalbinsel und der italischen Halbinsel, endlich dem Ligurischen und Iberischen und wohl auch den kaukasischen Sprachen zu *einer einzigen großen Gruppe von Sprachfamilien* gehöre. Auf die Frage, ob nicht die Sprachen dieser sämtlichen Völker der weißen Rasse gewisse gemeinsame Kennzeichen aufweisen, versucht die vergleichende Sprachwissenschaft jetzt eifriger als je eine Antwort zu finden. Sicher ist,

daß die indogermanischen, die hamitischen und semitischen Sprachen infolge ausgebreiteter Wanderungen und allmählichen Vordringens der ihnen zugehörigen Bevölkerungen ungeheuer weit über ihren ursprünglichen Geltungsbereich hinausgedrungen und damit in die stärksten Zerspaltungsvorgänge hineingezogen worden sind.

Hand in Hand mit den großen geschichtlichen und ethnologischen Umwälzungen in unseren Gebieten sind auch die sprachlichen Verhältnisse im Laufe der Zeit stark verändert worden. Wie in allen Gebieten starken Verkehrs haben einzelne Sprachgruppen auf Kosten der übrigen sich übermäßig ausgedehnt, so die semitische und indogermanische. Sie sind aber gerade mit dieser außerordentlichen Verbreitung in eine naturgemäße Verzweigung und rasche Fortentwicklung hineingeraten, die zahlreiche Verluste zur Folge hatten. Mit dem Untergange der großen semitischen Geschichtsvölker des Altertums, der Babylonier, Assyrier, Chaldäer, Phönizier, sind auch deren Sprachen gänzlich oder fast völlig verschwunden. Die ungemein starke Verzweigung der indogermanischen Sprachfamilie, von der ebenfalls eine ganze Anzahl von Ästen abgestorben ist, wodurch vielleicht der Zusammenhang der übrigen untereinander noch mehr gelockert worden ist, darf im ganzen als ein Zeichen niedriger Kulturgestaltung und mangelnden oder unentwickelten Verkehrs genommen werden.

Mit den politisch-historischen Fortschritten ihrer Hauptgruppen stellt sich auch sofort sprachliche Ausbreitung des Hellenischen, Lateinischen, Germanischen und rasch fortschreitende Verjüngung ein, so daß wir es im indogermanischen Bereich mit den Enkeln und späten Urenkeln des Sprachstammes zu tun haben, im Gegensatz zu den älteren Sprachstufen, die sich bei den semitischen Völkern vielfach erhalten konnten. Die politische Vorherrschaft, die das arabische Volk durch den Islam angetreten hat, bekundet sich auch in der Verbreitung ihrer Sprache, die sie mit den Eroberern und Einwanderern ihres Stammes ostwärts bis nach Persien, Indien und Mittelasien, westwärts über Mesopotamien, Syrien und Palästina, Ägypten und weithin durch den ganzen afrikanischen Nordrand hinüber nach Sizilien und Unteritalien bis Spanien geführt hat.

Im Gegensatz zur einstigen Ausbreitung der griechischen Sprache, die schließlich, nachdem sie eine dichte Saat von Lehnwörtern in den Sprachen ringsum ausgestreut und zurückgelassen hat, auf Griechenland selbst, die Inseln und das Küstengebiet Kleinasiens eingeschränkt geblieben ist, und auch im Gegensatz zur Ausdehnung des Lateinischen, das allerdings zur

Muttersprache der weitverbreiteten romanischen Sprachen wurde, aber nur so, daß sie nur einen Grundbestandteil dieser Tochtersprachen darstellt, hat sich das Arabische im Bereiche seiner Herrschaft dauernd, fast ausschließlich und ohne innige Verbindungen mit fremden Sprachen einzugehen, durchgesetzt. Die Lebendigkeit, das Alter und die Dichtigkeit der Beziehungen zwischen den drei Gebieten unseres großen Kulturkreises spiegeln sich nicht zuletzt sprachlich auch in der übergroßen Zahl der Lehnwörter ab, welche wie in dichten Strahlenbündeln aus dem Orient durch die Kette der europäischen und nordafrikanischen Sprachen hindurchlaufen und keinem Gebiet kulturellen Lebens fremd sind.

Neben den anthropologischen und sprachlichen Grundlagen und Bestätigungen unserer großen Völkergemeinschaft haben wir schließlich besonders auch die kulturell-ethnographischen Zeugnisse für den letzthin gemeinsamen Ursprung und den tausendjährigen innigen Zusammenhang der orientalisch-europäischen Geschichtswelt.

Orient und Okzident sind ja in gewissem Sinne kulturelle Gegensatzbegriffe. Aber auf dem Hintergrunde des eigentlichen Asien und Afrika, von dem sie umschlossen werden, erscheinen sie dem Blick des Ethnologen doch wieder als innig verklammerte Kulturgeschwister. Ihr Gegensatz zu der angrenzenden mongolischen Welt Asiens auf der einen und dem afrikanischen Negertum auf der andern Seite drängt sich dem an den umfassenden Überblick über den Globus gewöhnten Auge des Ethnographen zwingender und deutlicher auf, als er sich denjenigen Wissenschaften darstellt, die über den Umkreis dieser ihrer engeren Welt nicht hinauszuschauen veranlaßt sind. Der Ethnograph darf und muß sich die Aufgabe stellen zu bestimmen, *durch welche ethnologischen und kulturellen Merkmale sich der große Völkerkreis der weißen Rasse insgesamt und allgemein von den andern großen und bedeutungsvollen Hauptgruppen der Menschheit unterscheidet.*

Ausgeschlossen von dieser allgemeinen Kulturübersicht müssen nur jene zahlreichen Kulturmittel und ethnologischen Formen bleiben, die entweder allgemeinen oder doch weitverbreiteten Charakter haben, wie etwa die Formen der neolithischen Werkzeuge und Waffen, die gemeinsamen Formen der Primitivwohnung, der Feuererzeugung und Feuerbenutzung, die einfachsten technischen Erfindungen, zahlreiche Elemente der Sozial-, Religions- und Kunstentwicklung der Menschheit, die sämtlich den ältesten Zeiträumen der Kulturschöpfung angehören und entweder auf dem Wege des Elementargedankens oder durch

ausgedehnte Übertragungs- und Wanderungsprozesse zu ihrer verbreiteten Herrschaft gelangt sind. Ausgeschlossen bleiben die in Ostasien in zahlreichen Analogien vorhandenen Kulturmittel ungewisser Herkunft, wie etwa die Erfindung des Schießpulvers, des Kompasses, des Webstuhls, der Wohnungsheizung, des Papiers, des Typendrucks, um nur an das Bekannteste und Auffälligste zu erinnern. Es ist auch selbstverständlich, daß wir auf dem Boden der Sittengeschichte und der geistigen Entwicklung nur auf ganz besondere Züge uns werden beziehen dürfen, wie etwa die regelmäßige Abfolge der indogermanischen Verlobungs- und Hochzeitsbräuche mit ihren bestimmten Riten, die Sitte der Leichenverbrennung, die Megalithbauten usw. solche darstellen, während Kulturelemente wie die totemistischen Anschauungen, Hockerbestattung, Vegetationszauber, Altersklasseneinteilungen usw., wenn sie uns auf unserem Boden auch überraschend begegnen, in unser Gemälde nicht einzufügen sind. Auf dem Hintergrunde solcher allgemeiner oder bei andern großen Menschheitsgruppen mehrfach vorhandener Lebens- und Kulturformen wird sich dafür das strenger gefaßte Gesamtbild der besonderen Kulturleistungen und ethnologischen Züge der Völker der weißen Rasse mit um so größerer Bestimmtheit abzeichnen und als Auswirkung ihrer besonderen Naturumgebung, inneren Artung und eigenen Schicksale auffassen lassen.

3. Die Kultur der weißen Rasse.

Wenn ein Sohn der Unkultur oder selbst ein Zopfträger aus dem fernen Osten in alle Fächer europäisch-orientalischer Kultur und in alle Winkel unseres Volkstums Einblick erhielte, so würden ihm gewiß gleich eine Menge Dinge, die uns ganz unscheinbar und vertraut scheinen, auffällig und unverständlich sein, ganz abgesehen von den spezialisierteren und verwickelteren Leistungen unserer wissenschaftlichen und technischen Hochkultur. Ackerbau und Viehzucht, auch sonst auf weiten Erdgebieten als Grundlage der Wirtschaft betrieben, zeigen in unserem Kulturkreis Betriebsformen und stützen sich auf Pflanzen- und Tierarten, wie sie in solcher Zahl, Qualität und Hochentwicklung sonst nirgends vorkommen. Da ist vor allem der Getreideanbau in Verbindung mit der Pflugkultur zu nennen, wobei Gerste, Weizen und Hirse mit schon vorgeschichtlicher Kultur als Geschenke Mesopotamiens und Ägyptens gelten müssen. Ebendaher kommen Pflug und Egge in ihren

ausgebildeteren Formen, zu deren Bedienung ein Zugtier gehört. Besonderheiten des Landwirtschaftsbetriebes, wie Austreten der Getreidegarben durch Ochs oder Esel und Pferde auf Tennen mit nachherigem Worfeln[1] und Sieben, Dreschen mittels Dreschschlittens, Dreschtafel oder Walze u. dgl. schließen sich im ganzen Mittelmeergebiet charakteristisch an. Es sei auch an den Terrassenbau in schwierigen Gebirgsgeländen, an die künstliche Bewässerung der Felder durch Beetanlage, Furchen- und Gräbenziehen, künstliche Schöpfräder usw. erinnert, uralte mesopotamische Künste, die, auf Iran und Syrien-Palästina ausstrahlend, von der mittelländischen Welt übernommen und sogar in nördliche Gebiete Europas verbreitet worden sind.

Neben dem Getreidebau steht die Kultur der wichtigsten altweltlichen Gespinstpflanzen, Lein und Hanf, mit den mühsamen und zeitraubenden Technologien, die erforderlich sind, bis weißschimmernd oder in bunter Musterung das Gewand den menschlichen Leib schmückt. Errungenschaft Mesopotamiens, einerseits an die Ägypter übertragen, anderseits an die Arier weitergegeben, sind die Flachsdörrung, die Werkzeuge für das Riffeln und Brechen des Flachses, die verschiedenen Formen der Spinnrocken und Spindeln. Wenn auch wohl kaum die Erfindung des Webstuhls selbst, der in seiner vertikalen und horizontalen Form uraltes Gemeingut unseres Kulturkreises ist, demselben ausschließlich zuzuschreiben sein dürfte, so ist doch die Herstellung komplizierter Gewebe, von den Leinen- und Köperbindungen der Alt-Neolithik bis zu den berühmten Kunstgeweben der Sassaniden oder der islamitischen Kalifatswerkstätten sein eigenster Ruhmestitel. Zählen wir ferner noch dazu die Ausbildung der Wirkarbeit, dieser führenden textilen Kunst des Altertums, die Teppichknüpfkunst des Orients, die im Nomadenzelt ihren Ursprung hat, die Zettelweberei, die ja allerdings ihre Ableger sogar in Neumexiko und Südamerika, aber wohl durch europäische Vermittelung, besitzt, und das ganze unendliche Strick-, Häkel- und Stickereiwerk in den Händen der Frauenwelt unserer Rasse; denen wohl entsprechende Künste z. B. in Ostasien gegenüberstehen, die aber in ihrer bestimmten und besonderen Technik dem Orient und Europa allein angehören.

Kehren wir nun wieder zu den Urbeschäftigungen zurück und nennen nach den Künsten der Ceres die Baumpflanzung als weitere Stufe

[1] Worfeln soviel wie Überwerfen des Getreides über die Tenne.

der Bodenkultur in unserem Gebiet. Weinstock, Ölbaum und Dattelpalme, die ältesten Geschenke des Orients aus diesem Bereich, sind längst im Laufe der Geschichte zu Charakterpflanzen der Mittelmeerlandschaft geworden. Ihre Kultur und Pflege, die Technologien ihrer Ausnutzung — Wein- und Ölbereitung — Gott Bacchus und sein Dienst gehören dem Orient und Europa an. Später als sie und von geringerer Bedeutung für die Wirtschaft kommen die herrlichen fruchttragenden Bäume herauf, deren Veredelung und Umzüchtung den frühen Künsten des Orients auf dem Gebiete der Gartenkunst verdankt wird. So stehen auf unserem Aktivkonto der Feigenbaum, der Granatapfel, der Johannesbrotbaum, Pflaume, Aprikose und Pfirsich, Kirsche und Quitte, der Walnußbaum und die Edelkastanie und die köstlichen Agrumenarten. Zahlreiche Gemüsepflanzen, darunter auch die dem Orientalen und Südländer unentbehrlichen beliebten Laucharten, bereichern Wirtschaft und Küche zunächst im Orient, später in der klassischen Welt, um von hier aus an die Gartenkultur Mitteleuropas weitergegeben zu werden. Vergessen wir auch nicht als schönsten und auszeichnenden Schmuck unserer Zivilisation die Aufzucht eines herrlichen Gartenblumenflors anzuführen, welcher, zumeist orientalischer Gärtnerkunst entsprungen, im persischen Rosenkultus gipfelt.

Wie aus der Pflanzenwelt mit ihrem natürlichen Reichtum nutzbarer Arten haben sich die Völker der weißen Rasse auch aus der Reihe der Tiere ihrer Naturumgebung eine ganz unvergleichliche Zahl bedeutsamster Genossen und Stützen ihrer Wirtschaft zu gewinnen gewußt. Sprechen wir zuerst von dem ältesten und treuesten Haustier, dem Hund. Er gehört ja wohl fast allen menschlichen Rassen an, aber immerhin sind die fesselndsten und wertvollsten Spielarten Kulturgewinn unserer Zivilisation, so Pudel, Dachshund, Dogge, Wind- und Jagdhunde. Die Hauskatze, die Widersacherin des Hundes, gehört dagegen ausschließlich unserem Kulturkreis an und ist in Ägypten gezähmt worden. Die Stammform des Hausesels, dieses Charaktertieres des Orients und des europäischen Südens, ist scheinbar im nubischen Steppenesel zu suchen, und uralt muß seine Gewinnung sein, da wir ihm als Haustier in Ägypten schon zu vorgeschichtlicher Zeit begegnen und auch seine Verpflanzung nach Asien bereits vorgeschichtlich erfolgt sein muß.

Mesopotamischen Bastardisierungsversuchen entsprangen auch bereits Maultier und Maulesel. Später erst ist das Pferd gewonnen worden, dessen Bedeutung für Kriegführung und Völkerwanderung,

für Prunk und Vergnügen der Mächtigen in unserem Kulturkreis erst spät, niemals aber völlig von seiner rein wirtschaftlichen Verwendung abgelöst worden ist. Unter den Huftieren ist das Rind wohl das älteste, es reicht aber nur mit einigen seiner vorzüglichsten Rassen in unseren Kulturbereich herüber. Die ganze Milch-, Käse- und Butterwirtschaft der Nomaden des Orients und der Viehzüchter des Kaukasus, der Balkanländer, der Alpen, Mitteleuropas, ja noch der Skandinavier schließt sich hier an und bildet mit ihren verbesserten Methoden einen besonderen technologischen Besitztitel unserer Welt. Auf Schaf und Ziege, Kamel, Dromedar und Schwein sei noch rasch hingewiesen, um den Besitzstand unserer Rasse an Haustierformen in seiner unvergleichlich gehäuften Zahl und Bedeutung entsprechend zu würdigen.

Übertreffen solchermaßen die Grundlagen der Urproduktion unseres Erdgebietes weitaus den entsprechenden Besitz der anderen Rassen, so gewährt ein Überblick über die daraus entwickelte materielle und geistige Kultur den gleichen, ja einen noch viel mächtiger gesteigerten Eindruck von dem durchgreifenden Vorrang unserer Menschheitsgruppe. Vor allem fällt hier die frühe Reife und Vollkommenheit der mannigfaltigsten, alle Lebensgebiete umfassenden Errungenschaften, Erfindungen und technischen Ideen auf, welche allerdings zum Teil ursprünglich im Orient (worunter immer und an erster Stelle auch Altägypten zu verstehen ist) zu Hause sind, um von Europa der Reihe nach übernommen und weitergebildet zu werden. Eigenes hat unser Erdteil in der Entwicklung der vorchristlichen Zeit gewiß auch in nicht geringem Maße geschaffen; seine eigentliche schöpferische Kraft erwacht aber erst in späteren Epochen und wird erst mit der beginnenden Neuzeit siegreich und ersten Ranges. Greifen wir zunächst nur aus der Zahl der materiellen Kulturmittel das Bedeutungsvollste heraus, so ist vor allem grundlegend die Gewinnung und Verarbeitung der Metalle durch die Vormächte unserer Kulturwelt zu nennen. Mit Recht spricht man von einem Kulturadel der einer Metallkultur teilhaftig gewordenen Völker, und wenn auch unser Völkerkreis nicht ausschließlich im Besitz der Kulturmetalle steht, sondern Ostasien (und von ihm abhängig Sibirien), ja sogar die Neue Welt im peruanischen Völkerkreis eine Bronzezeit erlebten und Afrika seine Eisenkultur entwickelt hat, so besteht doch immerhin ein gewaltiger zeitlicher Vorsprung — durchschnittlich ein Jahrtausend — des westlichen Morgenlandes und Europas vor dem östlichen Asien in der Nutzbarmachung der Kulturmetalle.

Aber nicht der große zeitliche Vorsprung allein, sondern vor allem die hohe technische Vollendung und die künstlerische Blüte, die sich in der Bronzeverwertung und der Eisentechnik auf unseren Kulturgebieten kundgibt, der rege Metallhandel und die Massenhaftigkeit des Eindringens der Metallerzeugnisse in den Völkerbesitz sind es, wodurch sich der orientalisch-europäische Kulturkreis vor den übrigen Metallgebieten der Erde auszeichnet. Sowohl in der Ausbringung der Nutzmetalle aus den Erzen und ihren Methoden, in der Bronzegußtechnik, der Erfindung und Bearbeitung des Stahls (durch die Chalyber oder Chaldern am Pontus), wie in der Verarbeitung und Schmückung der Edelmetalle durch Filigran- und Emailtechnik, Treib- und Ziselierarbeit liegen ganze Reihen besonderer kultureller Besitztitel des Orients und der ägäischen Welt vor, woran irgendwelche Entsprechungen von anderen Erdgebieten auch nicht entfernt heranreichen.

Ein kulturelles Gegenstück zu diesen Fortschritten der Metallkultur bildet die Steintechnik und Steinbaukunst des ganzen mittelländischen Gebietes. Das Bedürfnis nach reicherer Bestattung und Bergung der Leichen hat hier frühzeitig zur Ausbildung der großen Steingräber geführt. Die Bearbeitung der Steine zu Quadern, die sorgfältigste Fügung, die Entwicklung einer wirklichen Steinarchitektur mit Gewölbe, Kuppelbau, Säulenstellungen ist eigenste Errungenschaft unseres Gebietes (wozu allerdings Amerika überraschende Parallelen bietet) und, wie es scheint, durch die Phönizier, hauptsächlich aber die Griechen und später die Römer in weitem Umkreis des Mittelmeeres und darüber nordwärts hinaus verbreitet worden. In der Wohnungskultur begründet die Erhöhung des sogenannten Kulturhorizontes vom Erdboden empor, auf dem die gesamte primitive Menschheit sich in Arbeit und Ruhelage, beim Essen und Hantieren bewegt, durch Bänke, Tische, Stühle, Bettstellen und erhöhten Herd namentlich in der europäischen Welt nördlich der Alpen einen neuartigen Lebenstyp.

Nichts kann für ihn auch bezeichnender sein als die hohe und reiche Entwicklung der Töpferei im Dienste der Küche und des Hauses, wie sie besonders durch die Erfindung der Töpferscheibe, die von Ägypten kommt, in die Wege geleitet wird. Luxuriöser ist und bleibt lange Zeit die Verwendung des Glases, einer ursprünglich syrischen Errungenschaft, die von den Phöniziern weithin verbreitet worden ist und als eine der schönsten Zierden altweltlichen Erfindungsgeistes gelten darf.

Als Gewinn unserer orientalisch-europäischen Wohnart ist auch die

künstliche Wohnungsbeheizung durch Hypokaustum und Ofeneinrichtung zu nennen. Die regelmäßige Versorgung mit Trinkwasser durch gemauerte Brunnen mit Zieh- und Schöpfvorrichtungen, das kunstgerechte Fassen der Quellen und alle Art von Wasserleitungen bis zu den monumentalen Aquädukten der Römer ist anzuschließen. Die Brotbereitung, zunächst des ungesäuerten Fladenbrotes, und auf Grund ägyptischer Erfindung — durch die Römer vermittelt — die Säuerung des Brotes, und sein Ausbacken im Backofen ist unser besonderes und bedeutungsvollstes Nährgewerbe. Die Hand- und Hausmühle mit den zwei aufeinander kreisenden Steinen gehört in den gleichen Kreis. Auffallend spät erworben sind die hauptsächlichen Würzen und Reizmittel unseres Kulturkreises. Die Gewinnung des Zuckers durch Eindicken des ausgekochten Rohrsaftes und seine Kristallisierung ist indisch-persischen Künsten zu verdanken und Europa erst verhältnismäßig spät zugebracht worden, aber sie muß gänzlich auf unserer Kulturliste gebucht werden. Die Entdeckung des Seeweges nach Indien und vollends die Entschleierung Amerikas hat dann zur Einbürgerung wichtigster Narkotika geführt, unter welchen der Tabakgenuß erst durch seine europäisch-orientalische Hochwertung zu allgemeiner Bedeutung gelangt ist.

Im Kleidungswesen ist die allmähliche Übernahme und Anpassung der nordischen Wollbekleidung, die männliche Hosentracht, die entsprechende Umformung der genähten Gewandung zu Innen- und Außengewändern (Leibwäsche und Überkleidern) und im Zusammenhang damit die Umbildung des Körperschmucks zum Gewandschmuck für unseren Kulturkreis bezeichnend geworden; außerdem wohl auch die Ausbildung eines reichen Satzes von metallischem Schmuck, in welchem zahlreiche Typen, wie Stirnreifen und Diademe, Ziernadeln, zumal die Fibeln, ferner Kettenschmuck usw. Sonderformen desselben darstellen. Auf dem Gebiete des Waffenwesens begründen der zusammengesetzte Bogen, den man jetzt wohl für Altägypten reklamieren muß, Schwert und Dolch, Helm und Körperpanzerung (sowohl als Platten- und Schienen- wie als Kettenpanzer), die älteren Wurfmaschinen und Sturmböcke, am meisten aber die spät erfundenen Feuerwaffen den aufsehenerregenden Vorrang unseres Kulturgebietes, der zu seiner Vorherrschaft in allen Erdbreiten geführt hat. Die Ausbildung geordneter Heere und verschiedener Heeresteile, die mit der militärischen Organisation der Stämme und Sippen zusammenhängt (z. B. die Tausendschaft, Hundertschaften, Züge zu fünfzig Mann bei den Semiten, denen auch

griechische Einteilungen entsprechen), ferner die Entwicklung geregelter Kampfordnungen und bestimmter taktischer Formen führten zu jener Steigerung des Kriegswesens und der Schlachtenerfolge, welche den Militarismus in großem Stil zur treibenden und entscheidenden geschichtlichen Macht erhob.

Die Mittelmeerwelt ist vor allem durch den gesteigerten Verkehr, durch Handel und Wandel in ihrer Entwicklung vorwärts getrieben worden; es ist bezeichnend, daß die zwei größten Erfindungen des altgeschichtlichen Verkehrs, der Wagen und das Segelschiff, unserem Gebiete angehören. Das Münzwesen, die ausgebildete Geldprägung, im Anschluß daran die Ausbildung der Geldwirtschaft, die geregelten Maß- und Gewichtssysteme, die Wage, kurz alle die Stützen und Hilfen eines geordneten Handels eignen völlig und ganz der orientalisch-mittelländischen Welt, der zu noch größerem Ruhme die Einrichtung unseres Kalenderwesens mit seiner in den Grundzügen noch heute gültigen Ordnung der Zeitfolge, das sumerisch-babylonische Duodezimalsystem und das indische Dezimalsystem mit der folgenschweren Erfindung der Null und des Stellenwertes der Ziffern gutgeschrieben werden müssen. Die größte und folgenreichste Entdeckung, die dem Menschen gelungen ist, diejenige der Sprachlaute und die sich hieran schließende Erfindung der Buchstabenschrift und des Alphabets, ist auf diesem geschichtlichen Boden gemacht worden; die ägyptischen Schriftarten, die sumerische Keilschrift mit allen ihren Fort- und Seitenentwicklungen, das syrisch-phönizische Alphabet von 24 Buchstaben, die altkretische Schrift bezeugen in der Mannigfaltigkeit der versuchten Lösung des Schriftproblems die volle Organik der Schriftentstehung aus dem Geiste dieser Welt.

Gedenken wir zum Schlusse dieser kulturellen Übersicht noch der unvergleichlichen staatlichen und religiösen Entwicklungen auf diesem Boden, der Gesetzgebung eines Hammurabi, dessen corpus juris durch viele Jahrhunderte den Rechtsbrauch des Orients bestimmte und auch das mosaische Recht stark beeinflußt hat, der frühesten Ordnung der staatlichen Verwaltungsmaschinerie in Ägypten und Mesopotamien, bis zur Ausbildung der hellenischen Staatsverfassungen und der römischen Staats- und Rechtsentwicklung; erinnern wir an die religiöse und mythische Kraftentfaltung in der Ausbildung der glänzenden Götterhimmel der Alten Welt und ihres unermeßlichen Mythenschatzes, mit ihren ragenden Tempeln und Kultstätten, ihren Priesterscharen und oft grausamem Opferwesen, ihren Mysterien und Götterfesten größten

Stils bis herunter zur Ausbildung des Theaters, vergessen wir nicht die Entwicklung von Wissenschaft und Philosophie, bis zuletzt die Ausbildung und Verbreitung der Weltreligionen den ungeheuren Kreis mit einem Schlußstein von unermeßlicher Tragkraft und Bedeutung krönt und abschließt.

Dieses ganze unübersehbare Kulturkapital, in vieltausendjähriger Arbeit der orientalischen und europäischen Kulturnationen geschaffen und ausgebreitet, ist nun in buntem Mosaik — wechselnd nach Zahl und Art der Komponenten, verschiedenartig auch im Aufbau der einzelnen Kulturschichten und in deren Durcheinandermischung — als ethnographische Sondergestalt der verschiedensten Völker Vorderasiens, Europas und des afrikanischen Nordrandes mit kaleidoskopischen Variationen in der Gegenwart aufgeteilt. Aber in jeder dieser endlosen Mischgestaltungen ist es ein unvergleichliches Zeugnis für den einheitlichen und begrenzten Menschenstamm, auf dessen Gebiet es erwachsen, für die weiße Rasse, aus deren fruchtbarem Schoß es in seiner Fülle hervorgegangen ist, diese Rasse, deren Variationsbreite anthropologische Gegensätze, wie die blonden Hünengestalten der Skandinavier und die dürren, tiefgebräunten Wüstensemiten, gleichmäßig umfaßt und auf deren Boden die schärfsten Kulturgegensätze, wie der moderne Amerikanismus oder der halbwilde Kutzowalache, gleich heimatberechtigt erscheinen.

So vereinigt sich auf dem großen Außenkreis, der dem eigentlichen Orient in Europa und Nordafrika um- und vorgelagert ist, eine solche Fülle adligster anthropologischer Gestaltungen, sprachlicher Hauptgruppen der Menschheit und höchster kultureller Entwicklungen, die sich in der verwickeltsten Art überschneiden und durchdringen, ohne sich dabei irgendwie zu decken, daß an das geschichtliche Verständnis und die wissenschaftliche Entwirrung dieser Völkergebiete mit Recht bisher die unverhältnismäßig größte Arbeit und der nachhaltigste Eifer sämtlicher historischen und anthropologischen Wissenschaftszweige gewendet worden ist. Am wenigsten haben sich zu der gemeinschaftlichen großen und lohnenden Aufgabe bisher noch Ethnographie und Volkskunde gemeldet. Sie werden gut tun, ihren vollen Anteil an dieser Forschungsarbeit in Anspruch zu nehmen und mit ihren Mitteln, ihrer Methode zu versuchen, das denkbar Vollkommenste auf einem Boden zu leisten, auf dem sie von allem Anfang an sich nicht hätten unzuständig erklären dürfen.

I. Die Völker Europas.

1. Die geographisch-geschichtlichen Grundlagen.

Wenn wir den Orient verlassen und den Okzident betreten, finden wir uns geographisch wie auch ethnologisch zunächst eigentlich nur im Nachbarlande; erst im zeitlichen Vorschreiten aus dem Altertum ins Mittelalter und im räumlichen Vordringen nach dem Norden und Westen Europas eröffnet sich uns allmählich eine ganz andere und neue Welt ethnologischer und kultureller Erscheinungen. Bis auf den heutigen Tag ist der südöstliche Teil Europas dem südwestlichen Asien geographisch, wie auch von der Naturseite und durch sein Menschentum viel enger zugehörig als dem eigentlichen Europa, ein Verhältnis, das zur Zeit der Antike noch viel deutlicher und lebendiger hervortritt. Europa wird erst durch die Ausbreitung der keltisch-germanisch-lituslawischen Indogermanen und ihre spätere Entwicklung zu einem großen und selbständigen Völkerweltteil, indem es sich in gleichem Maße vom Orient ablöst, dem es in den Frühstadien seiner geschichtlichen Entwicklung so gut wie vollständig angehört.

Kulturgeschichtlich ist Europa unbestreitbar, rein geographisch genommen, nichts anderes als die westlichste Halbinsel des großen asiatischen Kontinents, von dem es, seit seiner eigenen steinzeitlichen Entwicklung und auch schon vielfach während derselben, im Laufe der Zeiten viele höhere Kulturgüter und Lebensformen überkommen hat. Chronologisch, bei seiner frühen Hochentwicklung auch kulturell, war und blieb der Orient bis in das späte Mittelalter hinein dem Okzident gegenüber so sehr im Vorsprung, daß er diesem gegenüber immer die Rolle des Lehrers und Gebenden spielen konnte. Ethnographisch ist aber der Zusammenhang Europas und Asiens ein anderer. Die frühesten vorindogermanischen Bevölkerungselemente unseres Erdteils

reichen allerdings anscheinend von Vorderasien bis nach dem äußersten Westen Europas, aber die eigentlich europäische Bevölkerungsmasse, die durch die indogermanische Sprach- und Völkerfamilie gebildet wird, scheint, trotz neuesten Wiederauflebens der asiatischen Hypothese, doch dem Weltteil selbst entsprossen zu sein, dem sie ihr entscheidendes ethnologisches Gepräge verliehen hat. Daneben sind allerdings im Norden wie im Südosten Europas mächtige Verbindungen mit uraltem asiatischen Völkerblut gegeben: uralische Stämme haben in Skandinavien, Nord- und Südostrußland bis in die heutige Zeit sich behauptet. Am Aufbau des russischen Volkskörpers, der Balkanbevölkerung und der Donauländer sind finnische Stämme in hervorragendem Maße beteiligt.

Welches die treibenden Faktoren waren, welche die europäischen Völker in eine von der orientalischen so sehr verschiedene Entwicklung hineingeführt, welche ihre Gruppierung und ihr gegenseitiges Verhältnis bestimmt und ihre Einzelschicksale, ihre individuellen Laufbahnen im Zuge der allgemein europäischen Strömungen bedingt haben, darüber ist schon unendlich viel Richtiges und Tiefeindringendes neben ebensoviel leerem Gerede vorgebracht worden. Um so kürzer können wir uns hier darüber fassen. Auch läßt sich ja die Wirksamkeit der verschiedenen Entwicklungsfaktoren zwingender beim durchsichtigeren Dasein der Primitivstämme als bei dem so äußerst verwickelten Werdegang der höchsten Geschichtsvölker der Erde erweisen. Das ist ein so weites Feld, daß wir gewiß gut daran tun, uns nur mit einem ganz kurzen Überblick über das Wesentlichste zu begnügen.

Am häufigsten und gründlichsten ist bisher wohl die anthropogeographische Grundlage der europäischen Völker- und Kulturentwicklung ins Licht gesetzt worden. Die ungewöhnlich reiche Gliederung des Kontinents, seine verschiedengestaltige geographische Beschaffenheit im fördernden Wechsel von gut bewässerten Ebenen, von Hügel- und Mittelgebirgslandschaften und Hochgebirgsländern, alle mit ihren eigenartigen Naturgaben und Natureinflüssen; die geringen Breiten und Längen der Binnengebiete, die nicht allzu große Entfernung des Meeres, der Besitz küstennaher Inseln und Halbinseln; sodann seine vorzüglich reiche Naturausstattung, welche eine große Reihe der wichtigsten Nutzpflanzen (Zerealien, Frucht- und Nutzholzbäume, Gemüse, Gespinstpflanzen) und Haustiere (bis auf Kamel und Elefant sind überhaupt alle Arten vertreten) zu gewinnen gestattete; sein Reichtum an mineralischen Werten (vor allem den Metallen, Salz, Kohle) mit ihrem

Einfluß auf die Kunstfertigkeiten und den Handel; die jedes Extrem ausschließende Mäßigung des Klimas, welches aber dennoch zu fortwährender kultureller Abwehr (in Haus- und Kleidungswesen) nötigte; die Verkehrsleichtigkeit (mit ihrer Förderung der Transportmittel) dank einer reichen Zahl schiffbarer Ströme und Flußsysteme, günstigen Talbildungen und natürlicher Waldlosigkeit weiter Gebiete — und was sonst noch als Gunst der geographischen Naturbedingtheit in Europa angeführt werden mag, — dies alles hat sicher auf das mannigfachste in tausendjähriger Auffummierung und engster Verflechtung zu der so günstig gesteigerten allgemeinen Völkerentwicklung Europas mitgeholfen.

Andrerseits ist der Reichtum an Kulturentwicklungen und Volkseigentümlichkeiten, der Europa in besonderem Maße auszeichnet, gewiß auch durch die starken natürlichen Gegensätze hervorgerufen, die sich in Europa beisammenfinden. Die drei südlichen Halbinseln des Erdteils stellen durch Lagerung, Klima und Naturausstattung so ausgesprochene geographische Eigenarten dar, daß ihre untereinander verwandte, aber von derjenigen Mittel- oder Nordeuropas stark abweichende Völker- und Kulturentwicklung zum Teil schon hieraus allein verständlich wird. Die Zonen ausgesprochener Gebirgslandschaften des Erdteils, die Pyrenäen, die Alpen, der Balkan weisen im natürlichen Zwang der das menschliche Dasein bestimmenden Faktoren untereinander so ähnliche Lebensformen auf, als es die ethnische Verschiedenheit nur irgend zuläßt. Und von diesen unterscheidet sich wieder das Bildungsgepräge der Flachlandvölker in so charakteristischer Weise, daß auch hier das Walten der anthropogeographischen Gesetze klar zutage tritt. Europa ist daher auch in seinen reichen ethnographischen Sondergestaltungen immer der klassische Boden anthropogeographischer Betrachtung geblieben.

Zu jener Gunst der äußeren geographischen Faktoren tritt für die Völker unseres Erdteils in vielsagender und tiefgreifender Art auch die Begünstigung durch den historischen Boden, und man weiß wirklich nicht, ob dieser oder jener anderen Begnadung die größere und umfassendere Bedeutung für die Kulturlaufbahn der Europäer zuzumessen sei. Allerdings mögen manche Idealisten und Theoretiker in einer starken und tiefgreifenden Beeinflussung, die von außen kommt, keine Schicksalsgunst, sondern eher leidiges Verhängnis erblicken, und wie wir in Europa eifrige Vertreter der Ansicht haben, daß unser Weltteil seine volle Selbständigkeit in Volkstum und Kulturentwicklung beanspruchen dürfe, wobei der Norden sogar starke Einflüsse auf die Kultur des

Südostens, besonders der griechisch-ägäischen Welt geltend zu machen habe, wird mehrfach auch der Forschungsdevise „ex oriente lux“ nur mit Unwillen und beharrlichem Skeptizismus so nebenher ihr Recht gelassen. Andrerseits haben gerade die besonnensten und tiefdringendsten Forscher die Abhängigkeit der europäischen Entwicklung von derjenigen des Orients, der ägäischen Inselwelt und Ägyptens in den wichtigsten Belangen, in wirtschaftlichen Bereicherungen durch Nutzpflanzen und Haustiere, in der Metallkultur, der Kunstentwicklung mit allen ihren Formen und Techniken, in Wohnwesen und Architektur, im Eindringen von Göttergestalten, Mythen und Kulten usw., immer wieder mit Nachdruck betont, wofür allein schon die geschichtlichen Tatsachen ausschlaggebend sprechen. Wenn dies schon für die prähistorischen Völker- und Kulturläufe gilt, so vollzieht sich die gleiche Orientalisierung mindestens Südeuropas späterhin in vollem Lichte der Geschichte, und die geistige Entwicklung des europäischen Altertums ist in der Hauptsache nichts anderes als die Geschichte der allmählichen Verbreitung dieser ursprünglich orientalischen mittelländischen Kultur nach West- und Mitteleuropa, endlich auch nach Nordeuropa, wohin sie allerdings erst im späteren Mittelalter gelangt ist.

In den letzten Jahrzehnten hat man auch die innere Mitgift der Bewohner Europas, ihre vererbte und durch Kultur und Verkehr noch günstig gesteigerte Volksart in sehr auffallendem Maße in den Vordergrund der Betrachtung gerückt. Es sei nur an die auf den Aufstellungen des Grafen Gobineau fußende, von A. Woltmann, W. Schallmeyer, A. Plötz, H. St. Chamberlain u. a. vertretene Betonung der Rasseneigenschaften der Indogermanen, besonders der nordischen Rasse und insbesondere der Germanen erinnert, welch letzteren man die hervorragendsten Kulturschöpfungen des Mittelalters, der Gotik und Renaissance auch in Nordfrankreich und Oberitalien zusprach. Und in der Tat sind die in der nordischen oder teutonischen Rasse entstandenen Indogermanen durch leibliche und geistige Anlagen hervorragend ausgezeichnete Stämme gewesen, deren unvergleichliche Volks- und Kulturschöpfungen gewiß zum großen Teil als Auswirkung ihrer besonderen inneren Veranlagung angesehen werden müssen.

Man wird allerdings schwerlich annehmen dürfen, daß die teutonische Rassenart mit ihren hochgewachsenen, kraftvollen Gestalten, der Langköpfigkeit, der Blondheit und Helläugigkeit, wie sie besonders im Norden Europas ausgezeichnet vertreten ist, den allgemein indogermanischen

Typ darstellt, wiewohl ähnliche Merkmale nach frühen Zeugnissen auch bei Kelten, Slawen und in Spuren sogar bei Griechen, Iraniern und Indern wiederkehren, sondern vielmehr schon für das Urvolk Rassenschwankungen zugeben müssen, die sich mit der Ausbreitung dieser Völkerfamilie nach dem Westen und namentlich nach dem Süden Europas durch Kreuzung und Mischung mit den vorgefundenen andersartigen Bevölkerungselementen stark vertieft und besonders in der Richtung der kleinwüchsigen brünetten Bauart entwickelt haben. Ebenso haben ja gewiß die ursprünglichen Geistes- und Gemütsanlagen der Indogermanen, wie sie uns im Spiegel ihres einheitlichen Volkstums entgegentreten, im Laufe ihrer gesonderten Kulturentwicklung verschiedene Richtungslinien eingeschlagen und sind durch die mannigfaltigen Kultur- und Geschichtseinflüsse, denen sie ausgesetzt gewesen sind, gesteigert oder umgefärbt worden.

Aber es ist gar kein Zweifel, daß etwa im Vergleich mit den Semiten oder Hamiten die Indogermanen von Haus aus eine ganz besondere Volksindividualität darstellen, die sich in allen Sphären der Geistigkeit und der seelischen Bekundung kraftvoll zu äußern gewußt hat. Sicher sind auch hier, ähnlich wie in sprachlichen Dingen und hinsichtlich der leiblichen Merkmale, bestimmte Gruppierungen und nähere Verwandtschaften schon in der Einheitszeit erkennbar, wie die Indo-Arier gegenüber den Europäern, die Keltogermanen gegenüber den Italikern und Lituslawen, die Thrako-Illyrier gegenüber den Griechen solche Gegensätzlichkeiten des innersten Wesens und der ererbten Veranlagung darzustellen scheinen. Aber aufs Ganze gesehen, haben die Indogermanen auf allen Gebieten, wo sich Seele und Gesamtwille eines Volkes auszudrücken vermag, die folgerichtige Selbstdarstellung einer einzigartigen und unvergleichlichen Volksindividualität geliefert. Auf sozialem Boden ist es aus ihrer Gemütsanlage heraus zu reineren Formen der Ehe, zur Verinnerlichung des Familienlebens, zur höheren Würdigung der Frau und ihrer Ebenbürtigkeit an der Seite des Mannes gekommen.

Gegenüber dem Knechtessinn der Massen im Orient ist Freiheits- und Unabhängigkeitssinn die Auszeichnung der Indogermanen: sie spiegeln sich in der losen Sippen- und Stammesverfassung, sie glänzen in den griechischen, römischen und germanischen Freiheitskämpfen. Die Würde der Persönlichkeit als höchstes Gut zu bewahren, ist ein altes arisches Ideal. In geistigen Dingen sind Fülle der gestaltenden Phantasie, Innigkeit des Naturgefühls, Kraft und Liebe zur künstlerischen Gestaltung

besondere indogermanische Veranlagung. In Mythen und Sagen, in der Dichtung, in den bildenden Künsten offenbart sich das überquellende, phantasiebeherrschte Können dieses Volkes, das auf der anderen Seite durch Besonnenheit und Liebe zum Maß in künstlerischen Schranken gehalten wird. Diese Besonnenheit ihres Denkens hat früh für Entwicklung von Wissenschaft und Philosophie Raum gelassen, die schon in Indien, in Griechenland, in Iran unzerstörbare Wurzeln geschlagen haben, um in späteren Geisteszeitaltern zu voller Blüte und Reife emporzuwachsen. Hohe Begeisterungsfähigkeit und Hingebung der Persönlichkeit, durch die edelsten Geschichtszüge hundertfältig bewiesen, haben in Kampf und Streit, aber auch in friedlichem Erglühen den Indogermanen die höchsten Ideale religiöser und ethischer Art als Strebeziele vor Augen gestellt.

Die Fähigkeit, die engen Schranken der eigenen Persönlichkeit zu erweitern und fremdes Gut zu assimilieren, ein Vermögen, das dem Semiten völlig mangelt, ist dem Indogermanen in hohem Grade zu eigen und hat ihn in den Stand gesetzt, den Orient mit allen seinen fremdartigen Gaben in sich aufzunehmen und geistig zu verdauen. Das schönste und gewaltigste Zeugnis hierfür bleibt für immer die Indogermanisierung des Christentums, ein geistiger Umschaffungsprozeß ohnegleichen in der Weltgeschichte. Dieser allumfassende Zug, alle Güter der geschichtlichen Umwelt an sich zu ziehen, hat die indogermanische Rasse auch letzthin zum Herrn des Erdballs gemacht. Wo so viel Licht ist, darf aber auch der Schattenseiten nicht ganz vergessen werden. Früh- und spätindogermanisch ist die leidige Trunksucht, der alle Völkerzweige Europas vom Somatrank bis zum Kartoffelschnaps durch die Jahrtausende frönen, womit Gesundheit und Tüchtigkeit ganzer Zeitabschnitte und Völker bedroht erscheinen; indogermanisch ist Zügellosigkeit, Parteienhader und Spielwut; indogermanisch ist in späterer Entwicklung auch der Feminismus, der sich aus der Hochstellung des Weibes, vielfach zum Schaden der Männlichkeit und ihrer ethnisch-sozialen Aufgaben entwickelt hat, und besonders die keltische Überspannung der erotischen Instinkte mit allen ihren Verfeinerungen.

Allerdings beherrschen diese darin begründeten rassenpsychologischen Momente das ethnologische Bild der europäischen Bevölkerungen nicht im ganzen Umfang und in voller Tiefe. Sie geben sich in den höheren Gebieten des nationalen Schaffens und Fühlens deutlicher kund; in den Niederungen der materiellen Volkskulturen, die von der geographischen Umwelt und der Überlieferung zumeist beherrscht werden, und selbst in

den geistigen Schöpfungen einfach volksmäßiger Art kommen sie naturgemäß weniger zur Geltung und zum deutlichen Ausdruck. Aber es bleibt eine der bedeutendsten Aufgaben und einer der edelsten Genüsse zugleich, in den Kulturäußerungen der Völker Europas das Spiegelbild jener inneren und unverlierbaren Gesamtanlage zu gewahren, welche die Geschichte als Schicksalsgabe unserer Rasse in die Wiege gelegt hat.

Ein ungeheuer wirksamer Faktor in der Völkergeschichte Europas ist neben äußeren und inneren Mächten aber auch der stetig an Dichte und Lebendigkeit sich steigernde Verkehr, welcher nicht nur die Zusammensetzung der meisten europäischen Nationen aus zahlreichen Komponenten bewirkt, sondern vor allem auf kulturgeschichtlichem Boden mit wachsender Macht sich geäußert hat. Je mehr sich die Kulturgeschichte der europäischen Völker der Gegenwart nähert, desto einfacher ist in der Tat die Geschichte des europäischen Verkehrs. Sein bestes Zeugnis und die deutlichste Veranschaulichung sind die in allen europäischen Sprachen ungemein stark vertretenen Lehnwörter; denn viel entlehnt heißt viel gelernt, und einer reichen Geschichte entspricht auch eine an mannigfachem Gute reiche Sprache.

Unablässig sind in Europa seit der Festsetzung und Ausbildung seiner Bevölkerungsteile Kulturwellen von Ost nach West, von Süden nach Norden und später rückläufig gegangen, größere und kleinere Komplexe dichteren Kulturaustausches bildend, und wie die Griechen von der ägäischen und der semitisch-vorderasiatischen Welt, die Römer von den Griechen in wiederholten Kulturströmen, so haben die Mitteleuropäer von den Römern, die Germanen von den Romanen und umgekehrt, die Engländer von beiden, die Slawen von den Deutschen, die Finnen von den Slawen usw. unaufhörlich Volksteile und Kulturgüter aller Art, Sachen wie Wörter, übernommen. Im einzelnen Volks- und Kulturboden Europas finden sich so die mannigfachsten europäischen Blut-, Sprach- und Kulturelemente in zeitlich fortschreitender Schichtung vereinigt, und es ist Aufgabe der volkskundlichen Erforschung der verschiedenen europäischen Nationen, diese verschiedene Schichtung nachzuweisen und die Herkunft ihrer Elemente zu ermitteln. Ohne volle historische Tiefe kann daher weder die ethnographische noch die kulturgeschichtliche Darstellung der europäischen Völkerfamilie unternommen werden.

Die Grundtatsache in der Bevölkerungsgeschichte Europas ist es nun bekanntlich, daß über eine ganz alte und ursprüngliche Bevölkerungsschicht, die aus sehr verschiedenartigen Volksstämmen

zusammengesetzt, namentlich die südliche und westliche Hälfte des Erdteils bewohnte, aber auch darüber hinaus verfolgt werden kann, etwa mit Beginn des zweiten vorchristlichen Jahrtausends eine andere Völkerfamilie sich ausbreitet, die indogermanische, die in noch viel früherer Zeit in irgendeiner Weise aus einem gemeinsamen Urvolk hervorgegangen und aus irgendwelchen Ursitzen gekommen sein muß. Es dauert fast viertausend Jahre, fast bis in die Gegenwart, bis diese ungeheure, vielverzweigte und in der Zeitfolge stark gestufte Völker- und Sprachenbewegung in der Hauptsache zum Abschluß kommt. Sie hat die vorgefundenen älteren Völker- und Sprachschichten ethnographisch, sprachlich und kulturell, bis auf geringe Reste und Spuren völlig verdrängt und aufgesogen, während in anthropologischer Hinsicht dieselben allerdings starke Komponenten zur physischen Zusammensetzung der einzelnen indogermanischen Geschichtsvölker geliefert zu haben scheinen. Ehe wir uns aber mit diesen Grundfragen der europäischen Bevölkerungsgeschichte beschäftigen, müssen wir vorerst jene vorindogermanische Bewohnerschaft Europas kurz ins Auge fassen.

Im Osten, Süden und Westen Europas, von den griechischen Inseln und dem Festland der Balkanhalbinsel bis nach der Iberischen Halbinsel und nach Britannien, vielleicht darüber hinaus noch im Alpengebiet und in Mitteleuropa, endlich im Norden und im fernen Südosten des Erdteils finden wir als erste geschichtlich und sprachlich bezeugte Bevölkerungsschicht eine nichtindogermanische Bewohnerschaft verschiedenen Namens, verschiedener Ausdehnung, verschiedener Sprache und wohl auch von mannigfach abgestuften Kultur- und Lebensformen. Ob sie irgendwo und irgendwie die Urbevölkerung in den einzelnen Teilen dieser ausgedehnten Ländergebiete darstellen, dies zu erkennen, haben wir keinerlei Anhaltspunkte. Auf den Inseln und auf dem Festland Griechenlands saßen vor den Griechen überall ältere Bewohner — nicht jene pelasgischen Urbewohner, die als ethnographische Erscheinung heute erledigt sind, sondern offenbar mit den alten Kleinasiaten verwandte Bevölkerungen, von denen besonders die Karer und Leleger von den Griechen selbst als ihre Vorläufer genannt werden. Sie haben in zahlreichen nichtgriechischen Namen von Ortschaften, Bergen und Flüssen, in Kultus und Ritus, in der zyprischen Bilderschrift, in der mykenischen Kunst, in gewissen altertümlichen Göttergestalten auf dem Rücken von Tieren, wie der auf Löwen thronenden Kybele, usw. Reste und Spuren ihrer ehemaligen Verbreitung hinterlassen.

Durch manche, allerdings fragwürdige und dunkle Zwischenglieder, wie die Liburner Dalmatiens — mit ihrer nichtindogermanischen Weiberherrschaft und Weibergemeinschaft — und andere Stämme, mögen die Ligurer Italiens und der angrenzenden Gebiete Frankreichs mit jenen in Verbindung stehen. Von ihrer Sprache sind keine Reste mehr am Leben, zahlreiche dunkle, topographische Benennungen von Oberitalien bis nach Sizilien und Korsika, von Südostfrankreich bis nach Wien geben Zeugnis von ihrer ehemaligen weiten Verbreitung.

Eine dritte, vorindogermanische Bevölkerungsgruppe wird von den Iberern auf der nach ihnen benannten Halbinsel gebildet, die im Baskenvolke der Pyrenäengebiete Nordspaniens und Südfrankreichs mindestens sprachlich noch fortleben. Kulturell zeigen sich allerdings recht spärliche und fragwürdige Reste ihrer durch Sprachisolierung bewiesenen Eigentümlichkeit. Solche Spuren sind etwa in ihrem Zahlensystem, in ihrer Zeitrechnung, in ihren Verwandtschaftsbenennungen und vielleicht in dem gänzlich nichtindogermanischen Ackergerät, der „laya", zu erkennen, während eine eingehendere Prüfung ihres übrigen altertümlichen Kulturbesitzes nichts ergeben hat, das nicht auch sonst in Südeuropa unter der romanischen Bevölkerung vorkommen würde. Auch in gewissen Geräten und Methoden der Milch- und Käsewirtschaft, die mit den sonstigen Urtechniken der Almwirtschaft in verschiedenen altertümlichen Schlupfwinkeln Europas, in den Alpen, im Balkan, in Schottland übereinstimmen, sowie in einigen Primitivelementen der Holzbearbeitung, der altertümlichen Jagd- und Fischereibehelfe usw. liegen möglicherweise eine Reihe von Überbleibseln längst vergangener Zeiten vor, die uns in vorindogermanische Zeit- und Kulturläufe Europas zurückführen.

Ob und inwieweit älteste, nichtindogermanische Bevölkerungen in den Alpen und in den Ländern Mitteleuropas angenommen werden dürfen, ist kaum mehr als Vermutungssache. Unsere Kenntnis setzt hier eben so spät ein, daß Überreste von ihnen kaum mehr nachweisbar sein können. Immerhin hat man auch hier eine Reihe bisher nicht deutbarer topographischer Bezeichnungen sowie eine ziemlich große Zahl weder aus dem Rätischen noch aus dem Romanischen ableitbarer Ausdrücke der schweizerischen und tirolischen Sennwirtschaft, endlich eine kleine Zahl von alpinen Tiernamen, wie die Bezeichnung des Murmeltiers, der Gemse, auch das Wort für „Lawine", auf solche vorindogermanische Bevölkerungselemente bezogen.

Zuletzt hat sich auch noch in Britannien, in den Pikten des nördlichen

Schottlands, ein Rest der ältesten Bevölkerung bis ins siebente nachchristliche Jahrhundert erhalten, die ursprünglich vor der keltischen Einwanderung wahrscheinlich ganz Britannien und Irland innehatten. Auch von hier wird mutterrechtliche Ordnung der Familie und der Erbfolge, werden Einrichtungen der Vielmännerei und Züge freien Geschlechtsverkehrs berichtet, wie sonst mehrfach von den vorindogermanischen Bevölkerungen Europas. Spuren des Männerkindbettes finden sich ebenfalls, wie bei den Ligurern und Iberern. Vielleicht darf sogar auch die einräumige Rundhütte in Bienenkorbform aus Stangengerüst mit Schilf- und Strohbedeckung, erhalten in den Fischerhütten der Lagunen von Venetien, den Rundhütten der römischen Campagna und der tyrrhenischen Küste Italiens, den Fischerhütten von Cagliari in Sardinien, der „Kampania“ der albanesischen Hirten in Mazedonien sowie den „Rothäusern“ in einigen Gegenden Rumäniens, zu denen als nordische Entsprechung altirische Parallelen und das noch gegenwärtig übliche Sommerzelt der finnischen Lappen treten, als eine ureuropäische Wohnungsform angesehen und auf diese älteste Bevölkerung bezogen werden.

Mehrfach sind Versuche gemacht worden, auch die mannigfachen, in Europa vorfindlichen anthropologischen Typen in Beziehung zu jenen frühest bekannten geschichtlichen Bevölkerungen des Erdteils zu bringen. So hat man die kurzköpfige alpine Rasse von brünetter Farbe und kleinem Wuchs mit der ligurischen, die mediterrane langschädelige Rasse mit der iberischen Bevölkerung und Sprache in Zusammenhang gebracht. Andrerseits fehlt es auch nicht an Widersprüchen zwischen den anthropologischen Tatsachen und den geschichtlich-sprachlichen Zeugnissen. Wie dem auch sei, die Ethnographie der europäischen Völker wird es jedenfalls als Erstes im Auge zu behalten haben, daß vor der entscheidenden bevölkerungsgeschichtlichen Neuordnung Europas durch die Ausbreitung der Indogermanen eine ausgedehnte Kulturentwicklung liegt, deren verschiedene ethnographische Träger vor allem leiblich in größerem Umfang, kulturell in wenig zahlreichen und unbedeutenden Überlebseln, ethnographisch und sprachlich nur im vereinzelten Falle der Basken sich bis in die Gegenwart erhalten haben.

Zwischen diese älteren Bevölkerungen Europas haben sich in langer Folge zahlreiche neue, durch Sprachverwandtschaft und gemeinsame Abstammung, auch wohl durch gleiche Artung und Kultur mehr oder weniger eng miteinander verbundene Völker geschoben, die **Indogermanen**. Aus sprachlichen und allgemein geschichtlichen Erwägungen

ergibt sich, daß die Ausbreitung dieser Völkerfamilie etwa um die Mitte des dritten Jahrtausends v. Chr. begonnen hat. Ihre eigene Kulturentwicklung, die dem Ende der Steinzeit und dem Beginn der Kupferzeit angehört, die Ausbildung ihres selbständigen Volkstums mit seiner scharf ausgeprägten Eigenart, die sich in der Folge den anderen Bevölkerungen Europas überall überlegen erwies, muß also wohl noch um viele Jahrhunderte zurückreichen. Die vergleichende Sprachwissenschaft einerseits und die prähistorische Archäologie anderseits haben es, jede in ihrer Art und mit ihren Mitteln, versucht, diese Entwicklung zu verfolgen und in ihren wesentlichsten Gruppierungen und Stufen klarzustellen. Aber zur ethnographischen Umschreibung des Kulturlebens der Indogermanen ist trotzdem von ihnen beiden so gut wie gar kein tragfähiges Material zustande gebracht worden. Trotz Einheit der Zeiten und Räume scheint es oft sogar ganz unmöglich, den von der Prähistorie aufgedeckten Kulturprovinzen Resultate der Sprachwissenschaft anzugliedern, oder umgekehrt die aus der Sprachwissenschaft zu erschließende ethnographische Entwicklung der Indogermanen mit ausschließlich ihnen zugehörigen prähistorischen Funden zu veranschaulichen. Sicher bildeten die Indogermanen nach dem Zeugnisse der Sprachen schon ein Glied der steinzeitlichen Bevölkerung Europas. Doch hat das gewaltige Kulturschema Stein-, Bronze-, Eisenzeit sie hier in derselben Weise in seinen Bann gezogen wie ihre stammesfremden Nachbarn.

Die provinziellen Abschattierungen der kulturellen Entwicklung innerhalb der europäischen Länder entsprechen viel mehr den Gesetzen der natürlichen Lage, des Verkehrs und der Gegensätze der höheren und früheren Kultur des Südens gegenüber dem außenseitig gelegenen Norden, als der sprachlich zu erschließenden Völkergliederung und Völkerverbreitung.

Immerhin scheinen manche auch ethnographisch belangreiche Unterschiede der Indogermanen gegenüber den vorindogermanischen Bevölkerungsgruppen im sprachlichen oder prähistorischen Material angedeutet zu schlummern. Vielleicht gehört hierher der einfache Bogen des schweizerischen Neolithikums gegenüber dem zusammengesetzten der Mittelmeerländer. Deutlich stellt die streng patriarchalisch organisierte Familien- und Stammesverfassung eine solche Eigenentwicklung der Indogermanen dar. Die ursprünglichsten religiösen Vorstellungen treten uns auf dem Gebiete der gesamten indogermanischen Völkerfamilie als geschlossene Einheit entgegen, so die Gestalten der obersten Götter oder Naturdämonen, welchen die in Südeuropa durch prähistorische Funde reich-

belegte Verehrung einer weiblichen Gottheit schroff gegenüberzustehen scheint. Nicht geringere, nach außen hin scharf begrenzte Abstimmung offenbaren die jahreszeitlichen Feierbräuche, die Feste der Sonnen- und Jahreswende, Kampf des Sommers und Winters, die Beteiligung der jugendlichen Altersklassen an denselben, wobei den europäischen Gliedern der Völkerfamilie der chronologisch freilich noch nicht festgestellte Gebrauch von Masken eigentümlich erscheint. Hier zu nennen wären ferner der eigentümliche Mythen- und Märchenschatz, der kunstvolle Aufbau der Hochzeitsbräuche, ebenso wie der nur bei den Ostasiaten so umständlich wie hier entwickelte Totenkult. Aber sobald wir nur das Gebiet der materiellen Volkskultur streifen, werden wir der Schwierigkeiten gewahr, Grenzen ethnographischer Natur zu finden.

Selbst die Bräuche der Bestattung können trotz der gedanklichen Übereinstimmungen im Kult weder zeitlich noch örtlich von einheitlichem Charakter gewesen sein. Man denke an das eigenartige Vorkommen der Brandbestattung in der Ukraine — gewiß einem Sitze indogermanischer Völker — am Ausgange der Steinzeit in Mittel- und Nordeuropa und vergleiche damit die späteren Zeugnisse der Leichenverbrennung bei Homer gegenüber den völlig identischen Bräuchen beim altrussischen Begräbnis. Noch weniger scheint die hauptsächlich auf spätere Vergeistigung in Kultur und Kunst zusammengedrängte Eigenart der Indogermanen sich in Errungenschaften der prähistorischen Ergologie auszusprechen. Erst in verhältnismäßig später Zeit treten auch die einzelnen Völker, die aus der indogermanischen Gemeinschaft hervorgewachsen sind, kulturell als wohlgegliederte Eigenarten auf, wie z. B. die Kelten, auch ohne vom unmittelbaren Lichte der Geschichte getroffen zu sein, als wahrhaftige Kulturgruppe von nationaler Umschreibung tatsächlich schon lediglich aus ihren prähistorischen Kulturresten erkannt werden können.

In sehr ungleicher geschichtlicher Zeit und mit Inanspruchnahme sehr ungleicher Zeiträume vollziehen sich die verschiedenen Abschnitte jener ungeheuren Völker- und Sprachenausbreitung, welche die Indogermanisierung Europas zum Endergebnis hatte. In gewissem Sinne dauert dieser Prozeß im Norden und Osten des Erdteils sogar noch fort, indem das skandinavische Volkselement und das russische den finnischen Bevölkerungen dieser Gebiete täglich mehr Boden abgewinnt. Im Rahmen jener ungeheuren Völkerbewegung vollzieht sich vorerst seit dem Beginn des zweiten Jahrtausends die Begründung der

altgriechischen Kultur- und Völkerwelt unter stärkstem Einflusse des Orients und der ägäischen Inselwelt, wobei im Hintergrund dieser zu hellstem geschichtlichen Licht und zu höchster Kulturblüte emporgestiegenen Entwicklung prähistorisches Dämmerdasein der geographisch nächststehenden und gleich früh losgetrennten Brüder, der Thraker und Illyrier, bis in die römische Zeit hinein fortdauert.

Eine zweite Sondergruppierung innerhalb der indogermanischen Völkerfamilie vollzieht sich, später als die eben besprochene auf der Balkanhalbinsel, auf italienischem Boden mit der Festsetzung zahlreicher italischer Stämme, wobei zunächst der Zusammenhang mit den nördlichen Gliedern noch länger und deutlicher besteht. Erst später wird Italien in die über Griechenland kommende geschichtliche und kulturelle Strömung hineingezogen und der sich bildenden, immer vom Orient beherrschten Mittelmeerwelt angeschlossen. In der Bronzezeit gehört es noch völlig zum Norden und findet kulturell, wie überhaupt sprachlich, Anschluß an die sich über West- und Mitteleuropa aufrollende keltische Völkerwelt. Wenn die Entwicklung und Blüte des keltischen Völkerwesens die La Tène-Periode erfüllt, so fällt Ausbreitung und Ausbildung des Germanentums in verhängnisvoller Art mit der Gründung und Hochblüte des römischen Weltreichs und der römischen Weltkultur zusammen. In die ethnographische Auseinandersetzung des Keltentums und Germanentums, die für die Ethnographie Mitteleuropas eine so bedeutungsvolle Rolle gespielt hat, greift das römische Reich in entscheidender Weise ein. Es bereiten sich allmählich die umfassenden Romanisierungsprozesse der westlichen und südlichen Bevölkerungsgebiete Europas vor, und während in der Völkerwanderungszeit das Germanentum zu seiner großen Aufrollung und vollständigen Entfaltung in Mittel- und Nordeuropa gelangt, rückt endlich und zuletzt der östliche Nachbar des Germanentums, die Völkergruppe der Lituslawen, in westlicher und südlicher Richtung vor, um mit Ende des ersten christlichen Jahrtausends in jener Lagerung fest zu werden, in der wir die einzelnen Glieder derselben noch heute in Europa verteilt finden. Für die Verluste im Westen, die das Slawentum in fortwährenden Kämpfen und Grenzverschiebungen gegen das Deutschtum erleidet, erwächst ihm beständiger Gewinn im Osten, wo das Russentum sich ungeheuer ausdehnt, und im Südosten auf der Balkanhalbinsel, wo das slawische Völkerblut mehr und mehr überwiegt.

Vier Jahrtausende europäischer Entwicklung erfüllt der eben skiz-

zierte Indogermanisierungsprozeß Europas. Die ältesten Glieder dieser sich langsam aufrollenden Völkerkette sind nach ihrem glänzenden Geschichts- und Kulturdasein schon wieder im Absterben, wenn die jüngeren Gruppierungen erst auf die Schaubühne der Geschichte treten. Wenn die ersten zwei Jahrtausende für den Völkeraufbau und die Kulturentwicklung im Altertum innerhalb des geographischen Gesichtskreises der Mittelmeerwelt in Anspruch genommen scheinen, so erfolgt mit dem Angelpunkt unserer Zeitrechnung, der Geburtsstunde des Christentums, in der Tat die Begründung der neuzeitlichen Völkergestaltung Europas, in der erst die späteren und jüngeren Glieder der indogermanischen Völkerfamilie aus ihrem vorgeschichtlichen zu geschichtlichem Dasein gelangen, in der der ethnographische und kulturelle Schwerpunkt des Weltteils sich aus seiner südlichen Hälfte nach dem Innern verlagert. Kulturell sind auch jene ersten zwei Jahrtausende für das heutige Europa von höchster Bedeutung, ethnographisch dagegen erst die letzten zwei Jahrtausende.

Hat Griechenland und seine Welt, durch den Orient hindurch, zur europäischen Kultur die wissenschaftlichen, technischen und künstlerischen Grundlagen gelegt, so hat das römische Weltreich noch in ganz anderer und viel tiefergreifender Art auf das Menschentum, die weithin verbreiteten dunklen Völkermassen des Erdteils selbst gewirkt und sie aus ihrem langen Bann in den Fluß geschichtlichen Lebens, in neue und ungeahnte Entwicklungsbahnen gezogen. In das gemeinsame indogermanische Kulturerbe, das schon in den frühesten Sonderentwicklungen der einzelnen Gruppen und Völker verschiedenartig gemehrt und weitergebildet worden war, kommt nun durch die ungeheure, von der Ausdehnung des römischen Reichs getragene Kulturverbreitung aus der Mittelmeerwelt eine solche Fülle neuer Anregungen, neuer Kultur- und Lebensformen auf materiellem, technischem, sozialem und militärischem Gebiet, daß sich, wie äußerlich eine umfassende politische und ethnische Bewegung und Umgestaltung im Bereiche der römischen Eroberungen eintritt, auch innerlich eine Umbildung Mitteleuropas im Sinne römischen Wesens vollzieht. Dazu kommt die langsam vordringende Wirkung des Christentums, das von zwei Mittelpunkten aus, von Rom und von Byzanz, auf religiös-geistigem, aber auch sonst auf immer umfassenderen Lebensgebieten als neue Schicksalsmacht in das Dasein der europäischen Völker auf das tiefste eingreift. Zunächst durch einzelne Sendboten des Glaubens, später durch die erstarkte Kirchenorganisation und zahlreiche Klostergründungen, auch durch die weltlichen Mächte, die

sich in den Dienst der Kirche stellen, vermittelt, dringen die christliche Lehre und die christlichen Gottheiten mit ihrem Gefolge von Heiligen und Märtyrern in die Vorstellungswelt der heidnischen Nationen, verdrängen die alten Götter und Dämonen, die sich in Sage, Märchen und die verborgenen Kulte flüchten. Der Wirtschaftskalender wird christianisiert, neue künstlerische Symbole und Formen ersetzen die alten Überlieferungen in Kult und Brauch. Die heidnischen Volksrechte und sittlichen Ordnungen machen dem neuen römischen und christlichen Kanon Platz, das ursprüngliche Innen- und Gemütsleben der heidnischen Europäer, das ganze organische System ihrer Lebenswerte wandelt sich im Sinne des christlichen Lebensideals um.

In solcher Art ist das Christentum ein Kulturfaktor ersten Ranges für Europas Völkerwelt geworden und hat mit der Zweiteilung seiner Anhänger in die römisch-katholische westliche und die orthodoxe östliche Glaubenswelt auch in die Völkergliederung des Erdteils tief eingegriffen. Mit der Reformationsbewegung am Beginne der Neuzeit äußert die religiöse Entwicklung dann nochmals mächtige Einwirkungen auf die ethnographische Gliederung: die germanischen Völker in Mitteleuropa, im Norden und Westen scheiden sich durch lange Glaubenskämpfe mit der endgültigen Annahme des Protestantismus von dem katholisch verbliebenen Süden und Westen. So steht Europa heute in drei religiösen Hauptlagern, die sich in der Hauptsache mit den drei großen geschichtlichen Sprach-, Kultur- und Bevölkerungsgruppierungen des Erdteils decken: protestantisch ist die germanische Welt, römisch-katholisch der von der römischen Kultur am stärksten durchsetzte Westen und Süden, besonders das Romanentum, orthodox die östliche und südliche Hauptmasse der Slawen und die auf der Balkanhalbinsel ihnen angegliederten Rumänen, Albaner und Griechen.

Mit dem Christentum ist der letzte allgemeine Faktor der europäischen Volks- und Kulturentwicklung bezeichnet, der sowohl auf alle Volksentwicklungen des Erdteils ohne Ausnahme, wie in ganzer Tiefe auf die Kultur jeder einzelnen Gruppe eingewirkt hat. Was sich seitdem im Völkerleben Europas begeben hat, ist Einzelentwicklung und Sonderbildung, die ja vielfach miteinander verkettet sein mögen, wie besonders in der Zeit der Völkerwanderung, wo der Reihe nach verschiedene Völkerbewegungen einander auslösen und ausgedehnte Kulturübertragungen von Südrußland bis zur Westschweiz, von den Hunnen bis zu den Burgunden statthaben. Erst die Umwälzung der Verhältnisse

im Zeitalter der Entdeckungen, mit dem Niedergang Spaniens, der aufstrebenden Blüte des englischen Volkes, der Verlegung der großen Handelsmittelpunkte aus dem Mittelmeer nach dem Norden an die atlantischen Küsten mit allen gewaltigen Folgen für das Volkstum und die Kulturzustände der dadurch betroffenen Ländergebiete; und später wieder die französische Revolution mit der demokratischen Bewegung, die sie über Europa heraufführte, der politischen Neuordnung des Erdteils durch Napoleon und der Aufrichtung der vollentwickelten Staatlichkeit an Stelle des altüberlieferten Feudalismus und Gentilwesens bedeuten wieder allgemeine Völkerwandlungen, die wie ein unterirdisches Erdbeben durch viele Kulturen laufen und nur vor den Schranken der Barbarei, vor den verkehrslosen abgeschiedenen Primitivgebieten des Erdteils haltmachen. Hier in den einsamen Schlupfwinkeln der Hochgebirgslandschaft, in den ungünstigen Randlagen an den toten Punkten des Völkerlebens, an denen der Strom geschichtlichen Lebens durch die Jahrhunderte vorübergeflutet ist, ohne sie zu berühren und mitzuziehen, finden sich denn auch, mitten in Europa, Volksinseln altertümlichster Gestaltung und rückständigster Kultur, welche uns die lebendige Anschauung der längst überwundenen Stufen gewähren, über welche die begünstigteren Völkergruppen zu entwickelteren Formen des Zusammenlebens und zu höherer Kultur emporgestiegen sind.

2. Die Entwicklung der indogermanischen Einzelvölker.

Die zahlreichen Einzelvölker, in welche die Indogermanen Europas seit frühester Zeit auseinandergetreten erscheinen, sind schon sehr früh bei aller Gemeinsamkeit der kulturellen und anthropologischen Grundlagen, durch Sprache und Volksart, sowie teilweise auch durch ihr nationales Bewußtsein mehr oder weniger scharf gegeneinander abgegrenzt. So scheiden sich die Germanen früh von Slawen und Kelten, so die Griechen von den Thrakern und Illyriern, die Italiker von Kelten und Germanen. Ihre Entwicklung verläuft von allem Anfang an auch nicht im entferntesten gleichzeitig, sie beschreitet unter dem Einfluß äußerer und innerer Faktoren die verschiedensten Bahnen und wird, je näher dem Orient, desto früher in den Fluß höheren und geschichtlichen Daseins gezogen. Und sie reißt gerade bei den frühesten und höchsten Völker-

bildungen — der antiken Völkerwelt Griechenlands und Italiens — völlig ab, um auf den gleichen Schauplätzen den Bevölkerungsaufbau aus teilweise ganz neuen Elementen zu beginnen.

Alle diese indogermanischen Einzelvölker blicken auf eine lange, wechselvolle und vielverzweigte Geschichte und Entfaltung ihres Volkstums zurück. Aus einem Volke, einer Nation sind fast überall ganze Familien von Völkern, eine ganze Gruppe von Nationen geworden, die sich durchaus nicht immer als zusammengehörig fühlen. So sind die romanischen Töchternationen aus der lateinischen Mutternation, die Deutschen, die Holländer, die Skandinavier und die Engländer aus dem Schoße des Germanentums hervorgegangene, einander fremd gewordene Neubildungen solcher Art. Es blieb ja erst der vergleichenden Sprachwissenschaft im 19. Jahrhundert vorbehalten, die genealogische Verwandtschaft der europäischen Völkersippe mit wissenschaftlichen Mitteln zu entdecken. Die starken nationalpolitischen Bestrebungen innerhalb der romanischen oder vollends innerhalb der slawischen Völkerwelt sind lediglich auf die Aufstellungen der Ethnographen und die von ihnen erst aufgefundenen und bewiesenen Zusammenhänge sprachlicher und geschichtlicher Art zurückzuführen. Die ganze staatenbildende, nationale Bewegung, von der sich Europa seit den Befreiungskriegen erfaßt zeigt, und von der die ethnographische Karte unseres Erdteils bereits auf das stärkste umgestaltet worden ist, ohne daß wir denken dürften, bereits am Ende dieses gewaltigen Prozesses angelangt zu sein, geht im Grunde auf gelehrte ethnographische Forschungsarbeit und die Gemeinverständlichkeit ihrer Ergebnisse in den breitesten Schichten der Bevölkerungen zurück.

Mit den Völkern spalteten sich überall auch die Sprachen, die ursprünglich wohl aus einander nahestehenden Dialekten hervorgegangen, sich immer weiter voneinander entfernten und in ähnlicher Weise verzweigten, wie das Volkstum selbst, dem sie als Träger dienen. Es wäre irrig anzunehmen, daß die Sprachendifferenzierung überall oder auch nur in den häufigsten Fällen die eigentliche Ursache und Unterlage der Völkerdifferenzierung in Europa gebildet habe. Vielmehr sind es in den meisten Fällen starke geographische Völkerverschiebungen und Wanderungen mit darauffolgender Kolonisation, welche die Spaltung und Umbildung, die Ausbreitung und Verschmelzung innerhalb der verschiedenen Völkergruppen in erster Linie hervorgerufen haben.

Europa ist noch lange nach der ersten Ausbreitung der Indogermanen über den Erdteil nicht zur Ruhe gekommen. Auch in den verschiedenen

späteren Abschnitten der Einzelentwicklung Spaniens, Italiens und Frankreichs, sowie der germanischen und lituslawischen Völkerfamilie, herrscht die stärkste Bevölkerungsbewegung im Durcheinander der Stämme durch Neubesetzung menschenarmer Landschaften, feindliche Einfälle und gewalttätige oder friedliche Kolonisation bis in das späte Mittelalter fort. Dazu kommt für einen bedeutenden Teil von Mittel- und Südeuropa die Konkurrenz nichtindogermanischer Bevölkerungsgruppen, die verheerende Überflutung dieser großen Gebiete mit immer neu aus dem Osten hereindringenden asiatischen Völkerwellen, den Hunnen, Awaren, Magyaren, Mongolen und Türken, welche das ethnographische Bild halb Europas durch lange Zeiträume nicht zur Ruhe kommen ließen. Gewaltige Grenzverschiebungen unter hundertjährigen Kämpfen, die eigentlich, nur in anderen Formen, bis auf den heutigen Tag andauern, spielen sich an den romanisch-germanischen Volkstumsgrenzen im Westen und Süden und besonders im Osten des deutschen Volksgebietes mit den benachbarten Lituslawen ab. Kämpfe und Schiebungen dieser Art vollziehen sich zwischen den keltischen Volksresten und den Romanen und Angelsachsen in Frankreich und dem britischen Reich, sie spielen zwischen Magyaren und ihren verschiedenen Nachbarvölkern, und die Balkanhalbinsel erzittert noch immer unter den gewaltsamen Erschütterungen, mit denen dort die ethnographischen Kristallisierungsprozesse nach dem Aufhören der türkischen Gewalt einhergehen.

Mit wenigen Ausnahmen ist eigentlich keines von den alten indogermanischen Völkern Europas gänzlich aus dem ethnographischen Bilde unseres Erdteils in der Gegenwart verschwunden. Es sind dies gerade jene alten Nationen, denen infolge der geographischen und geschichtlichen Ungunst der von ihnen erwählten bzw. der ihnen verbliebenen Wohngebiete niemals eine kulturelle oder geschichtliche Rolle zu spielen beschieden war. So die Thraker, die Epiroten, die Illyrier, der lettische Zweig der Lituslawen, die Räter, wofern die letzteren zur indogermanischen Völkerfamilie zu stellen sind. Dabei besteht immerhin auch noch die Wahrscheinlichkeit, daß auf der Grundlage ihrer Volksart ethnographische Neuschöpfungen zustande gekommen sind, wie etwa die Albanesen als Fortbildung der Illyrier gelten können, die Ladiner und Friauler an die Räter anzuknüpfen sind, die Thraker in den Armeniern fortleben.

Ein diesem nahverwandtes Schicksal hat merkwürdigerweise auch die weitverbreitete und bedeutende Völkersippe der Kelten erlitten, die

ihr großes und reich gegliedertes Menschenmaterial allzu beweglich nach den verschiedensten Himmelsrichtungen auseinanderströmen ließ und in ihren Hauptsitzen sprachlich und kulturell dem Römertum erlag. Bei aller Verschwendung mit dem Reichtum ihrer Völker und Stämme, welcher die Geschichte auch die Germanen bezichtigen muß, die unerhörte Schätze ihrer Volkskraft im Solde der römischen Militärmacht vergeudeten, die in hemmungslosem Auseinanderstreben ungezählte Scharen ihrer Kinder auf den fernsten Wanderzügen verloren haben, ist trotzdem das Germanentum zur größten Völkerfamilie Mittel- und Nordeuropas erwachsen. Ihr gelingt zunächst die Besetzung Deutschlands, Skandinaviens und Englands und späterhin durch die großartigste Kolonisationstätigkeit die Germanisation der Ostalpen und des mittleren Donaugebietes sowie Ostdeutschlands.

Auch an dem Aufbau der romanischen Nationen hat das germanische Element bekanntlich den stärksten Anteil, ohne indessen für seine Geschichte und sein Volkstum davon Lohn und Gewinn zu haben. Von der Völker- und Sprachensippe der Lituslawen ist die lettische Gruppe immer geringer und ohne größere geschichtliche Bedeutung, auch ohne breitere Wohnsitze geblieben, während die slawische Völkerfamilie wohl am spätesten, aber dafür am ausgedehntesten durch Wanderungen, natürliches Wachstum, Kolonisation und Anartung fremder Elemente in den Wettbewerb der Nationen um die Erweiterung des Wohnbereichs in unserem Erdteil eingetreten ist und mit der größten Bevölkerungsziffer, der weitesten und stärkstgegliederten Verbreitung abgeschlossen hat.

Die Ausbildung aller dieser großen, durch einen langen Geschichtsgang hindurchgeführten Völker und Völkersippen Europas zu den heutigen Nationen, in denen die überall bestehenden ethnographischen Mannigfaltigkeiten und Unterschiede mehr und mehr zu einer strengen politischen Einheit aufgezehrt scheinen, ist freilich erst das Werk der allerletzten Jahrhunderte europäischer Entwicklung. Es sind die S t a a t e n, die überall nach und nach an die Stelle der Nationen treten, zum mindesten den festen Rahmen für das gesicherte und einheitliche Dasein derselben abzugeben beginnen und dabei in der Festsetzung einer durchgreifenden Schriftsprache jeweils ihre stärkste Stütze finden. Wir sprechen dann von N a t i o n a l s t a a t e n, für welche etwa die Spanier, die Italiener, die Franzosen, die Skandinavier in Europa als die ausgesprochensten Beispiele gelten können. Freilich vereinigen auch diese Staaten nicht alle nationalen

Bestandteile, die sprachlich und kulturell zu ihnen gehören würden, ausnahmslos in ihren Grenzen; es gibt Italiener und Franzosen in Europa auch noch außerhalb Italiens und Frankreichs.

Auch der großbritannische Staat nähert sich bereits dem Wesen eines Nationalstaates, aber noch sind ethnographische Besonderheiten tiefgreifender Art, der Gegensatz von angelsächsischen und keltischen Bevölkerungselementen, die landschaftlichen Unterschiede von Engländern, Schotten und Iren trotz des siegreichen Vordringens der englischen Sprache im ganzen Reiche nicht im entferntesten überwunden. Dem deutschen Staatskörper wieder fehlen allzuviel weitverbreitete und bedeutsame Glieder der deutschen Völkerfamilie, die in der Schweiz, in Österreich und Ungarn sowie in Rußland wohnen, um als deutscher Nationalstaat gelten zu können. Zahlreiche große und kleinere Staatenbildungen sind auf dem Boden des Slawentums erwachsen; aber trotzdem hier zum Teil auch die Religionseinigkeit im orthodoxen Glauben sehr bedeutsam mitspricht, ist doch die zerstreute geographische Lagerung und die Getrenntheit der geschichtlichen Schicksale in Verbindung mit den tiefgreifenden sprachlichen Unterschieden mächtig genug gewesen, um das Entstehen eines einheitlichen großen Slawenstaates als eines umfassenden Rahmens für eine geschlossene nationale Entwicklung der slawischen Völkerfamilie in der Vergangenheit und so für alle Zukunft zu verhindern. Das gewaltige russische Reich war ein national sehr gemischter Staat. Die Westslawen und die karpathenländischen Slawen sind seit dem Einbruch des Magyarentums und der Aufrichtung des ungarischen Staates wie durch einen trennenden Keil von den südslawischen Völkern auf der Balkanhalbinsel und an der Adria abgeschnitten.

Sicher ist, aufs Ganze gesehen, daß Entstehung und Wesen des Staates in der ethnographischen Gegenwart im engsten Zusammenhang mit Volkstum und Spracheinheit stehen, und daß die außerordentlich großen staatlichen Machtmittel und Einflüsse — Neuschule, Volksheer, Verfassungsleben, Bureaukratie, Staatssozialismus usw. — mehr und mehr Schicksale und Entwicklung der Völker entscheidend bestimmen. Aus diesem Grunde schließt sich auch die Darstellung der ethnographischen Entwicklung der europäischen Einzelvölker am richtigsten der politischen Gliederung an, die übrigens, wie wir sehen, zumeist mit der sprachlichen Einteilung derselben zusammenfällt, wobei in aller Kürze die geschichtlichen Bildungsvorgänge sowie die anthropologischen Grundlagen jeder europäischen Nation berührt werden sollen. Nur in den Hauptumrissen

wird jeweils eine ethnographische Schilderung versucht werden können, wobei immer nur, dem ethnographischen Standpunkt entsprechend, die volkstümliche Daseinsform der ländlichen Bevölkerung, der Bauern, Hirten und sonstigen Primitivelemente derselben, Berücksichtigung finden soll. Die höhere Kultur- und Geistesentwicklung der europäischen Nationen, ihre weltgeschichtliche Bekundung zu schildern, ist nicht mehr Sache der Völkerkunde.

3. Die romanischen Nationen.

Die große romanische Völkergruppe im Süden und Westen Europas mit einer Gesamtzahl von rund 112 Millionen ruht bekanntlich auf der alten politischen Grundlage des römischen Reichs, dessen vornehmste Provinzen jene Länder, Italien, Gallien, Spanien, gewesen sind, in denen heute die Kerngebiete der romanischen Volksentwicklung liegen. Die Romanisierung dieser drei großen Bevölkerungsmassen stellt durchaus nicht überall den gleichartigen Vorgang dar.

Unter den Romanen ist sicher die im Stammland der römischen Herrschaft und des lateinischen Volkstums, in Italien erwachsene Bevölkerung als die am meisten romanische zu bezeichnen, durch direkte Herkunft ihres Geblüts, durch die Nähe der italienischen Sprache zur lateinischen Muttersprache und die Stetigkeit des Kulturganges auf dem gleichen geographischen und geschichtlichen Boden. Allerdings ist auch in Italien bedeutender Zufluß fremden Bluts und fremder Kultur am Werke gewesen, um die gegenwärtigen Verhältnisse heranzubilden. In Frankreich wie auf der Iberischen Halbinsel sind dagegen sehr verschiedene anthropologische und ethnische Bestandteile zur Neubildung eines stark gemischten, an Gegensätzen reichen Volkskörpers zusammengeflossen, wobei der lateinischen Sprache wohl der Hauptanteil an der Erzeugung des romanischen Charakters dieser Nation zugefallen ist.

Außerordentlich stark ist, wie feststeht, überall in diesen sich romanisierenden Ländern nebst den Hauptfaktoren der alten, von den Römern vorgefundenen Bevölkerungsunterschicht, den Ligurern und Iberern, und deren keltischer Überlagerung die Beimischung anderer, namentlich germanischer Volkselemente, welche sich deutlich in anthropologischer wie sprachlicher und kultureller Hinsicht kundgibt. Trotzdem hat auch hier der römische Einschlag in der ganzen verwickelten Völkermischung obgesiegt, nicht nur einseitig — sehr bedeutungsvoll in den romanischen

Sprachen, die überall auf den westeuropäischen Völkerschauplätzen entstehen —, sondern auch bezüglich Lebensweise und Geistesart, Technik, Ergologie und Sitten der romanischen Nationen. Die herrschende Wohnweise, der Steinbau, die Kamineinrichtung, die Betriebsformen der Landwirtschaft bis auf die Einzelheiten der Pflugführung und der Dreschgeräte, der Garten- und Weinbau, die Formen des Handels, die Gewerbe und ihre Techniken, rechtliche und gesellige Einrichtungen, Sitten und Feste zeigen unter allen romanischen Nationen Abhängigkeit von der römischen Kultur als ihrer gemeinsamen Quelle und damit enge Verwandtschaft untereinander. Andrerseits weisen sie auch in ähnlicher Art durchgängige Einflüsse von germanischer Seite her auf, wie namentlich, nach dem Zeugnis der Lehnwörter, in der Sphäre des Waffenwesens und der Rechtsverfassung. In früherer und späterer Zeit ist den Romanen auch aus dem Bereich der griechischen Kultur durch Sachen und Wörter mannigfache Bereicherung zugekommen, wie namentlich das Französische und Italienische dartun, während die arabischen Einflüsse und Kulturgeschenke, die sich in der romanischen Völkerentwicklung bemerkbar machen, besonders durch das Spanische, aber auch durch das Italienische bezeugt werden, so namentlich im Handels- und Seewesen, Musik und Kunsthandwerk auffällig sich häufend. So vereinigt ein Band engerer Kultur- und Völkerverwandtschaft, das aus verschiedensten Geschichtsfäden zusammengeflochten erscheint, die lateinischen Nationen zu einer geschichtlich und kulturell zusammengehörigen Gruppe, wie oft und heftig sie auch im Lauf der Jahrhunderte in kriegerischen Konflikten miteinander zusammengestoßen sein mögen und wie wenig im Grunde in ihrer fortschreitenden Kultur- und Nationalentwicklung etwa Spanien und Frankreich miteinander gemein hatten, was auch, namentlich in späterer Zeit, von Italien und Spanien gilt. Die Ausgangspunkte der romanischen Kulturen sind, wie die Volkskunde feststellt, vielfach identisch, nicht aber ihre Entwicklungsrichtungen und Kulturziele. Ob hierin die Auswirkung der verschiedenen anthropologischen Zusammensetzung der Bevölkerungen sich kundgibt, bleibt noch völlig Problem. Jedenfalls stellt die physische Anthropologie höhere und höchste Grade von Rassenmischung in Italien oder Frankreich fest, während Spanien mehr zu jenen Volksgebieten Europas zählt, in denen eine der drei physischen Komponenten der europäischen Bevölkerung, nämlich die mediterrane Rasse, verhältnismäßig rein und unvermischt die Vorherrschaft hat. Es muß, um die charakteristischen

4*

Verschiedenheiten der romanischen Nationen bei aller Gleichheit ihrer Sprach- und Kulturgrundlagen zu begreifen, auf die geographischen, geschichtlichen und sozialen Ursachen dieser ungleichen Ausbildung im weitesten Umfange geachtet werden.

a) Die Bevölkerung der italischen Halbinsel.

Über die ligurische Urbevölkerung und neben die wohl von der Seeseite her frühzeitig aus Kleinasien eingewanderten Etrusker oder Tyrrhener mit ihrem eigenartigen Volkstum ist die von der Wissenschaft als Italiker bezeichnete Indogermanengruppe, sind die Latiner und Sabeller und die umbrisch-oskischen Stämme auf noch nicht sicher gestellten Wegen in die Halbinsel eingedrungen, vielleicht von den Illyriern gedrängt, die auch ihrerseits nach Italien hinübergegangen sind. Der Süden gehörte den Phönikern und den griechischen Kolonisten, und namentlich Sizilien hat griechisches Volkstum, griechische Kultur bis in späte Zeiten bewahrt. Auf dieser Grundlage entwickelt sich dann in römischer Zeit als Ergebnis der politischen und geschichtlichen Ereignisse mit der von ihnen herbeigeführten Mischung und Verschmelzung der italienischen Stämme, unter starker Zumischung keltischer, später auch germanischer Elemente im Norden, die italische Bevölkerung des Kaiserreichs. Als dann nach dem Zusammenbruch des römischen Weltreichs und der Überschwemmung Italiens mit landfremden Volkselementen der eigentliche Prozeß der Herausbildung der italienischen Bevölkerungsgruppen in den geographisch-geschichtlichen Sonderlandschaften der Halbinsel, von der Poebene bis nach Sizilien herab, einsetzte, ist so viel ursprünglich bevölkerungsfremdes Menschentum am Aufbau des italienischen Volkskörpers beteiligt, daß der Völkerkundige sich nur wundern kann, wie stark doch die aufsaugende Kraft des eingebornen Volkstums überall und jederzeit gewesen sein muß.

Immerhin gibt sich in anthropologischen wie mundartlichen Besonderheiten die buntgemischte ethnische Zusammensetzung der italienischen Bevölkerung noch deutlich kund, und hinter der geschichtlichen Eigenart der einzelnen italienischen Landschaften Piemont, Ligurien, Venetien, der Lombardei und Emilia, Toskana, Kalabrien, Kampanien, Apulien und Sizilien — bergen sich ebensoviele besondere Volks- und Kulturprovinzen der politisch spät geeinigten Nation. Von Norden nach Süden zeigt sich ein immer stärkeres Hervortreten der Merkmale der mediter-

ranen Rasse, die mit Langköpfigkeit, niedrigem Körperwuchs und dunkler Haut- und Haarfarbe einhergeht, während in Oberitalien und namentlich in den Ebenen — dem natürlichen Ziel einwandernder Stämme — blonde Komplexion, höhere Statur und Kurzköpfigkeit viel stärker auffallen. Selbst der flüchtige Reisende erkennt sofort den Gegensatz zwischen dem Lombarden mit hochgewachsener Gestalt und dem Sizilianer mit seinem fast schon afrikanischen Typus. In Sardinien erreicht dann vollends der Typus der mediterranen Rasse seinen Höhepunkt.

Noch mannigfaltiger als die anthropologische ist die mundartliche Zerspaltung der italienischen Bevölkerung, in welcher zahlreiche fremde Elemente sich verraten. Die neuere italienische Schriftsprache, welche schon im 10. Jahrhundert neben dem Lateinischen als Umgangssprache der höheren Bevölkerungsschichten im Gebrauch war, ruht bekanntlich auf den mittelitalienischen Mundarten, besonders der toskanischen, die ihrerseits noch immer Spuren etruskischer Spracheigentümlichkeiten bewahrt. In den nördlichen Mundarten Italiens sind deutliche Beziehungen zur französischen Gruppe erkennbar, die genuesische Mundart steht den Dialekten Sardiniens ebenso nahe wie den gallischen Oberitaliens, ganz abseits steht der sizilische Dialekt, dessen fremdartiger Vokalismus die unlateinische Zunge verrät.

Überblickt man die italienische Volkskultur, die ja nur dem Uneingeweihten als ein einheitliches Gemälde entgegentritt, dagegen dem geübteren Beobachter sich sofort als eine Kette von Übergängen mit starken Gegensätzen des Nordens und Südens darstellt, so schimmern die deutlichen Züge der Antike in überraschender Fülle und Klarheit durch die jüngeren und jüngsten Bildungen auf vielen Lebensgebieten hindurch. Die agrarischen, sozialen und technisch-künstlerischen Zustände der späteren Kaiserzeit, welche von den Römern auch über ihre Provinzen ausgebreitet worden sind, wie sie sich als das Ergebnis eigener Kulturarbeit und griechischer sowie orientalischer Kulturübertragung herausgebildet hatten, sind in vielen Stücken noch im heutigen Italien lebendig. Italien ist noch immer vorwiegend ein Land des Ackerbaues, der sorgfältigsten Obst- und Weinzucht, wie es dies im Laufe der Geschichte nach dem Beispiel Griechenlands und des Orients geworden ist. Die großartigen wassertechnischen Anlagen in der Lombardei, wo der Po und seine Zuflüsse durch die gewaltigsten Dammbauten im Zaume gehalten werden müssen, die ähnlichen Anstalten und Künste in Venetien, wo Land und Wasser in der wundersamsten Weise ineinander

spielen und die menschlichen Siedlungen besonderer und mühsamer Vorkehrungen bedürfen, um ihre Existenz und ihren Verkehr zu sichern, setzen nur die den gleichen Zwecken schon im Altertum dienenden Einrichtungen fort. Die landwirtschaftliche Betriebsamkeit der Kolonen (erbliche Gutspächter) hält überall an den überlieferten Methoden fest, die im Bereiche der ganzen Mittelmeerländer in engverwandter Art geübt werden. Die Bewässerung als die charakteristische Form des Acker- und Gartenbaues, wobei von Brunnen oder Zisterne, die ein Esel umgeht, die dünnen Wassergräben um die leicht geneigten Beete gezogen sind; die Terrassierung der bergigen und felsigen Gelände, die in Körben mit Erde betragen werden, oft mit mühsamer Ausmauerung zur Stütze der schmalen Terrassen verbunden; der Gebrauch der unterirdischen Silos, die schon in Toskana beginnen, sind auf den Inseln Sizilien und Malta ganz gewöhnlich. Die altertümliche Form der Ackergeräte, des Pflugs, der seinen vorrömischen Typus noch vielfach bewahrt hat, des Ochsenjochs, der gezähnten Sichel, eine schon in der Bronzezeit bekannte Form, ist in Europa überall im Rückzug begriffen, von mittelländischen Dreschmethoden das Austreten durch Tiere in Sardinien, der Dreschstein, die Dreschtafel; die mühsame Kultur des Ölbaums und der Weinrebe mit den urtümlichen Techniken der Öl- und Weinbereitung — dies alles ist schon zum größten Teil in gleichen oder wenig anderen Formen römische Übung. Das landesübliche Kolonenwesen selbst, demzufolge Grund und Boden größtenteils Eigentum eines Herrn in der nächsten Stadt ist und dem Contadino nur zur Bewirtschaftung gegen bestimmte Abgaben überlassen wird, und das Zusammenwohnen der Kolonen eines Gutes in förmlichen Kasernenhäusern, ist ebenfalls römische Überlieferung.

Neben den bäuerlichen Zuständen ragt in Italien noch in einigen Landschaften, wie in der Römischen Campagna, in Apulien, Sizilien und Sardinien das altertümlichste Hirtenwesen wie ein Lebensausschnitt aus längst vergangenen Jahrhunderten in die Gegenwart herein. Grisanti hat uns von diesem Leben der Hirten in der Urzeit in Sizilien, das halb Idylle, halb Brigantentum, voll urtümlicher Züge steckt, eine Schilderung gegeben, die vielfach auch auf das Hirtenleben in Apulien paßt, wo der terrazano auf den großen Gütern und Weiden, bis an die Zähne bewaffnet, die Herden hütet, immer bereit, nebenher auch mit seiner guten Flinte ein räuberisches Geschäft zu machen, wenn zufällig eine günstige Gelegenheit winkt.

Selbst in diesem fragwürdigen Stück italienischer Sittengeographie geht die Überlieferung bis auf das höchste Altertum hinauf; denn das Banditentum ist überall das historische Erbteil der Gegenden, in denen es bis auf den heutigen Tag vollständig auszurotten noch nicht gelungen ist. Ziehen wir noch das Leben und die Arbeit der Fischer- und Schifferbevölkerungen an den italienischen Küsten in Betracht, wie sie in der Lagunenlandschaft von Friaul, in Venetien, an der ligurischen und tyrrhenischen Küste bis nach Süditalien, in Sardinien in kreisrunden oder elliptischen Primitivhütten von förmlich afrikanischer Artung familienweise zusammenhausen, mit Sitten von homerischer Einfachheit, um den niedrigen Herd inmitten des fensterlosen, raucherfüllten Wohnraums versammelt, — ein Rest uralter Wohnsitte aus venetisch-illyrischer und vielleicht noch älterer ligurischer Zeit, der mit den auf römischen Triumphdenkmälern dargestellten Bienenkorbhütten aus Rohrflechtwerk so gut wie identisch ist. Prüfen wir ihre Fischereimethoden, ihre Schiffahrts- und Bootsbautechniken, die reichverzweigte Terminologie der Fischer- und Schiffersprache, so leiten auch auf diesen einfachen Kulturgebieten zahlreiche Fäden in frühitalische Zeiten hinauf, als noch die Griechen die Lehrer Italiens in Seewesen und Schiffahrt gewesen sind; denn zahlreiche Ausdrücke der italienischen Schiffersprache sind von den Griechen der ältesten und späteren Zeit übernommen. Deutliche und nie unterbrochene Zusammenhänge zwischen Altertum und Gegenwart erweisen sich auch sonst noch, in den Formen des Hausrates, der schon römischen „arca“, der Truhe, die das einzige typische Mobiliarstück des ländlichen Hauses neben den niedrigen Herdschemeln darstellt, in den adligen Gefäßformen (dem Krug mit gekniffener Schnauze, dem Schnabelkrug, dem amphorenartigen Wassergefäße, welche die heutige Italienerin noch immer mit antiker Grazie zu handhaben weiß), dem Volksschmuck, dessen größter Teil noch wie im Altertum Dämonen abwehrende Bedeutung besitzt und vielfach in den zahlreichen Amuletten, mit denen man sich behängt, die gleichen Formen, die gleichen Materialien aufweist, als sie in der Antike üblich waren.

Über diese altüberkommene Schicht im italienischen Volksleben ist aber vieles im Laufe der Volks- und Kulturentwicklung des Landes emporgewachsen, das eigenem, späterem Volksgeist entsprungen ist oder nach anderen Richtungen, dem Norden, dem Osten und Süden weist. Vor allem werden uns die seit dem Altertum gründlich und mannigfaltig geänderten Wohnsitten auffallen müssen. Das antike römische

Haus, auf griechische Vorbilder zurückleitend, ist aus Italien, bis auf Verwandtschaftsspuren in Sardinien, völlig verschwunden. Abgesehen von dem schon erwähnten Rundstil der Primitivhütten, der in der casa Romuli und im Vestatempel im alten Rom seine Entsprechung findet, begegnet in den gegenwärtigen Haustypen nichts, das nicht auch sonst im Süden Europas in seiner wesentlichen Anlage und dem charakteristischen Baugedanken anzutreffen wäre. Wir sehen hierbei von den mehrfach mit nördlichen Bauformen der Alpen verwandten Bauernhäusern Piemonts, des Tessin, des nördlichen Friaul, legschindelbedachten Blockwerkbauten mit Untermauerung, oder den wenig charakteristischen, weil verstädtelten Kolonenhäusern der Lombardei, Venetiens oder der Emilia ab und fassen nur jene echt italienische Hausform ins Auge, die sich vom Apennin bis nach Sizilien mit steigernder Armseligkeit und homerischer Einfachheit als der herrschende Typus erstreckt: zu ebener Erde ein offener Arbeitsraum und der Stall für den Esel, im oberen Geschoß, das man meist auf außen angebrachter Stiege erreicht, das Wohngelaß, oft auch mehrere kleine Wohnräume. Solcher Art ist das toskanische Bauernhaus, das kampanische und kalabrische Haus sowie dasjenige der Abruzzen. Wir finden es ganz ähnlich in Südfrankreich, es ist das Haus der Basken, auch in Spanien verbreitet, es ist das Haus Dalmatiens, wenn wir von den ganz einfachen, einräumigen Herdhäusern, die sich mit einem einzigen Geschoß begnügen müssen, absehen. Diese Genügsamkeit in den Wohnungsansprüchen, mit dem milden Klima zusammenhängend, das den Aufenthalt im Freien tagüber ermöglicht und die öffentliche Sitte bei der Arbeit oder der Erholung begünstigt, ist wohl allgemein romanisch, aber die ungenierte Art und Weise, wie dafür Plätze und Straßen von der Bevölkerung in Anspruch genommen werden, wie alle Handwerker, die Schuster, die Schneider, halb oder ganz auf der Gasse arbeiten, wie die ganze Häuslichkeit sich außerhalb der Wohnungen, der Öffentlichkeit ohne Scham preisgegeben, sich abspielt, ist echt italienisch und weder in Spanien, wo die maurische Sitte nachwirkt, noch in Frankreich üblich.

Anspruchsvoller als im Wohnungswesen zeigt sich das italienische Volk in seinem persönlichen Auftreten, wiewohl von der schweren Pracht malerischer Volkstrachten, mit denen die germanische Welt oder vollends die slawische sich ein Zeugnis persönlicher Prunksucht ausgestellt hat, in Italien keine Rede sein kann. Wie dies in Westeuropa und besonders bei den Romanen überhaupt der Fall ist, so hat sich bezüglich der italienischen

Volkstrachten nur provinziell und strichweise eine größere Mannigfaltigkeit, und zwar nur in der Weiberkleidung, entwickelt, die aber doch nur Variationen einer Grundtracht darstellen. Allen italienischen Frauentrachten sind gemeinschaftlich das Kopftuch, das in unerschöpflich abgewandelter Art getragen wird, die Miederröcke, die unentbehrliche Staatsschürze; ältere Gewandformen haben sich nur im Süden und auf Sardinien erhalten. Im allgemeinen herrschen dunkle Kleiderfarben vor, bis auf die Kopftücher, die meist weiß getragen werden (Taf. 1, Abb. 1). Die volkstümlichen Männertrachten finden sich vollständiger erhalten nur im Süden (Sardinien, Sizilien, Kalabrien) und im äußersten Norden (Piemont). Wirklich alte Trachtenerscheinungen bietet nur Sardinien, dieses Rückzugsgebiet der meisten italienischen Volksaltertümer. Reicher als die Volkstracht ist der italienische Volksschmuck, aber nur in seinen zahlreichen Amulettformen von ethnographischem Interesse. Erwähnung verdient die volkstümliche Tätowierung von Loreto, deren Übung bis 1860 im Besitz einiger Familien gewesen und öffentlich geübt worden ist, mit ausschließlich religiösen Symbolen. Ob wir hier einen Rückstand aus ganz alter, etwa illyrischer Zeit vor uns haben — man wird vielleicht an Zusammenhang mit der volkstümlichen Tätowierung bei der katholischen Bevölkerung Bosniens denken dürfen — bleibt dahingestellt. Unter den Soldaten, Matrosen und verschiedenem gemeinen Volk Italiens ist die Tätowierung (nach C. Lombroso) bekanntlich sehr weit verbreitet und beliebt.

Reich und landschaftlich stark abgewandelte Entwicklung zeigt in Italien, offenbar als Erbschaft aus römischer, von den Griechen künstlerisch geschulter Zeit, überall die Volkskunst. So wenig Sinn für Zier das italienische Volk für sein Heim übrig hat, das andere Nationen Europas so traulich zu schmücken lieben, so eifrig und vielseitig äußert sich sein künstlerischer Sinn auf anderen Lebensgebieten. Die Küche und besonders den Herdmantel mit hübschen Gefäßen zu schmücken, ist der Stolz der italienischen Hausfrau, und so ist die volkstümliche wie die höhere Töpfereikunst seit dem 15. Jahrhundert, seitdem die Kunst farbiger Glasuren und des Zinnemails ins Land gekommen, zu außerordentlich blühender, vorbildlicher Entfaltung gelangt. Fayencen und Majoliken verraten schon durch ihren Namen den italienischen Ursprung und die Berühmtheit dieser Erzeugnisse.

In üppigster Art nach verschiedenen Richtungen hin zeigt sich die italienische Volksreligion entfaltet. Die volkstümliche Ikonographie

nimmt naturgemäß in einem Lande einen ungeheuren Raum ein, das der Kunst so unzählige Anschauungen für den christlichen Glaubenskreis geliefert hat. Für zahlreiche Formen der religiösen Volkskunst Europas, wie z. B. die Weihnachtskrippen, die „Kalvarien“, finden sich hier die Ursprungsformen, auch das Wallfahrts- und Votivwesen zeigt sich in Italien in eigentümlicher Entfaltung, und der Zusammenhang mit dem antiken Kultwesen liegt hier, ebenso wie in der Mannigfaltigkeit der landesüblichen Gebildbrote mit ihren sexuellen Anspielungen, offen zutage. Die Ausstattung der Feste, die volkstümlichen Bräuche im Wirtschaftskalender, die nationalen Tänze usw. legen ebensosehr Zeugnis ab für die althergebrachte Bewahrung altertümlicher Züge wie für die künstlerische Gestaltungskraft und die Gemütseinfalt der heutigen italienischen Volksseele.

Bei allen landschaftlichen Gegensätzen und den damit verbundenen Unterschieden in der Lebensführung des italienischen Volkes, die vom Norden bis zum äußersten Süden der Halbinsel am Auge des aufmerksamen Beobachters vorüberziehen, prägt sich überall in der italienischen Bevölkerung doch eine merkwürdige Einheit des äußeren Gehabens und der inneren Artung unverkennbar aus. Am auffälligsten springen aus diesem Gesamtbild die Bevölkerungen Siziliens und besonders Sardiniens mit starken Eigenzügen heraus. Sardinien bildet noch mehr wie das halb griechische, halb semitisch-berberische Sizilien eine deutliche ethnographische Sonderprovinz Italiens von zumeist recht altertümlichem Charakter und mit zahlreichen Überlebseln aus früheren Zeiträumen. Wie schon vorgeschichtliche Bauten, die bekannten Nuraghi, daselbst auf eine uralte Bevölkerungsschichte hindeuten und auch sonst in der Vorgeschichte dieses Gebietes neben gemeineuropäischen Formen solche von höchst altertümlichem barbarischen Charakter auftauchen, erscheint die Insel auch in geschichtlicher Zeit bis zur Gegenwart teilweise als die Heimat, teilweise als Rückzugsgebiet vieler primitiver Züge in Ergologie, Kunst und Brauch. Die Hof- und Hausformen mit ihrer nach antiker Art geschlossenen Anlage, der altertümliche und typenarme Hausrat, dessen Kulturhorizont noch der nackte Erdboden ist, die primitiven Kochmethoden, unter welchen wir den urtümlichen Erdofen finden, wie die ganz alten agrarischen Techniken, teilweise auch die jahrhundertalte Volkstracht und zahlreiche Züge in Sitte und Brauch gehören in Sardinien ganz frühen, längst überwundenen Abschnitten der mittelländischen Kulturgemeinschaft an. Von ganz Italien sind hier

die ursprünglichsten Hochzeitsformen zu finden, und die meisten altertümlichen Festformen der Feier, das Verwechseln der Braut, das Vorspannen vor den Hochzeitszug, das Brautessen aus einer Schüssel, das Bewerfen der Braut mit Weizen usw., sind hier noch lebendig.

Mit kurzen Worten ist hier im Anschluß an die Besprechung der italienischen Bevölkerung noch der Überreste der früh romanisierten Räter, der rätoromanischen Volkselemente Graubündens und des Engadins, der Ladiner Südtirols und der Friauler zu gedenken. Ihr Ursprung ist dunkel, ihre ethnischen Bildungsprozesse gehen in sehr frühe Zeit zurück. Sie sind eine Völkerruine im wahren Sinne des Wortes, frühzeitig der Romanisierung, seit dem 10. Jahrhundert bezüglich der Ladiner und Friauler der Italianisierung verfallen, wiewohl strichweise starke Widerstände sich gegen diesen Aufsaugungsvorgang durch die verwandte größere und siegreiche Nationalität geltend machen und landschaftliches Eigenleben sich erhalten möchte. In zahlreichen Berg- und Flurnamen, in Orts- und Familienbenennungen der Schweiz und Tirols haben die Rätoromanen Zeugnisse ihrer frühen Anwesenheit und weiten Verbreitung hinterlassen. Das Maß ihrer kulturellen Eigenkraft, wenn sie je vorhanden gewesen, ist an den kümmerlichen Rückständen ihrer Nationalität nicht abzuschätzen. Die Völkerkunde Europas nimmt von ihnen wie von allen absterbenden Gliedern des ältesten Völkerbestandes mit Teilnahme Notiz.

b) Die Bevölkerung Frankreichs.

Wenn sich die romanischen Nationen heute gern und mit Betonung Schwestern nennen, so besteht doch ethnologisch eine sehr bemerkbare Kluft zwischen den „Schwesternationen" der Italiener und Franzosen, wenngleich mancherlei Übergänge und sprachlich-kulturelle Brücken sie unleugbar miteinander verbinden. Vor allem ist es das starke, aber doch vielfach überschätzte Band der nahe verwandten Sprachen, das sie verknüpft, weiterhin die gemeinsame römische Kulturgrundlage, auf der Italien allerdings ganz, Frankreich aber doch nur zum Teil, besonders in seiner südlichen Hälfte, ruht. Beide Nationen sind indessen doch so verschiedene politische und geschichtliche Wege gegangen und haben so unabhängig voneinander ihre kulturelle Größe und ihr eigenstes Volkstum entwickelt, daß jenem Schlagwort in der wissenschaftlichen Völkerkunde keine allzu große Bedeutung zugemessen werden darf. Jedenfalls

läßt sich sein Inhalt genau abgrenzen und abwägen, verliert aber alsdann beinahe jede politische Schlagkraft.

Trotzdem Franzosen in Europa auch außerhalb Frankreichs wohnen und in Frankreich außer jenen auch Basken, Flamen und keltische Bretonen leben, gehört Frankreich doch immerhin zu den reinsten Nationalstaaten Europas und zählt seine Bevölkerung wie kulturell so auch national zu den fortgebildetsten Beispielen europäischer Volksgestaltung. Mehr noch als bei der Bevölkerung Italiens sind verschiedene völkische Bestandteile auf Grund einer reichbewegten Frühgeschichte beim ethnographischen Aufbau der französischen Nation beteiligt. Die Zugehörigkeit zum Römertum war hier keine so enge wie in Italien, und sie war nicht ethnischer Natur wie dort, sondern nur von politischer und sprachlicher Art. Darum ist auch das Romanentum Frankreichs kein so ausgeprägtes und unmittelbares wie das des italienischen Volkes. Nicht weniger als vier deutlich verschiedene Völker treten uns bei Beginn der Geschichte auf diesem Volksboden entgegen: die vorindogermanischen Iberer im Südwesten, die ihnen vielleicht nahestehenden Ligurer im Südosten als älteste Bevölkerungsschichten, jünger als diese die keltischen Gallier im Hauptteil des Landes und die mit Germanen stark gemischten keltischen Belger im Norden. Südlich-orientalisches Kolonistentum mit seinen Kultureinflüssen hatte sich frühzeitig, seit dem 7. vorchristlichen Jahrhundert, von der französischen Südküste aus wirksam gezeigt. Das ausschlaggebende Bevölkerungselement ist aber in jedem Zeitabschnitt auch durch die Romanisierung und spätere Germanisierung hindurch das keltische oder gallische Volkstum gewesen und geblieben. Diese Kelten des einstigen Mittelfrankreichs sind ein Teil des sogenannten „alpinen“ Stammes: mittelgroß, braun, kurzköpfig, noch jetzt in der Auvergne und anderen Teilen Frankreichs mit ähnlicher Leiblichkeit verbreitet. Hier war die hohe keltische Kultur mit ihrer fortgeschrittenen Eisenindustrie, ihrem neuartigen Kunststil, hier das eigentliche Keltentum mit seinen eigenartigen staatlichen und sittlichen Einrichtungen, seiner Sprache, Redekunst und Dichtung am reinsten entwickelt.

Mit der Besetzung Galliens durch die Römer leitet sich die Romanisierung Galliens ein. Als dem großen Cäsar 58—52 v. Chr. die Eroberung und dauernde Bezwingung des Landes gelungen war, wurde dasselbe zur ersten römischen „provincia“ umgeschaffen, wovon die Erinnerung bis heute in dem Namen der „Provence“ nachklingt, und damit war die geschichtliche Selbständigkeit des keltischen Volkes

und seiner Kultur vorüber. Fast fünf Jahrhunderte lang blieb nun Gallien unter römischer Verwaltung, Roms kulturellem Einfluß in stärkstem Maße und auf jedem Gebiet ausgesetzt, am meisten in der Sprache, aber auch sonst in den staatlich-rechtlichen, militärischen, technisch-künstlerischen Sphären und so durch den Kaufmann, den Handwerker, den Beamten, den Soldaten allmählich romanisiert.

In der Zeit der Völkerwanderung drängt der Strom germanischer Kriegselemente über den Rhein; Westgoten durchziehen das Land, die Burgunder setzen sich fest, ebenso rücken die Alemannen und zumal die Franken heran und gewinnen politisch und kriegerisch entscheidenden Einfluß. Besonders der Stamm der Franken, welcher ja dem sich nunmehr herausbildenden französischen Volkstum seinen Namen gegeben hat, tritt als staatenbildender Faktor so sehr hervor, daß man im frühen Mittelalter von Frankreich mit Fug als dem Reich der Franken sprechen kann. Erst später vollzieht sich die entscheidende Schwenkung zu vollerem Romanismus auch in den nördlicheren Teilen des Landes, während der Süden ja allerdings seit der Römerzeit sich stets in gerader und ununterbrochener Richtung auf diesen entwickelt hatte.

Wie auf den anderen mittelalterlichen Volksschauplätzen vollzieht sich auch in Frankreich die Ausbildung des Volkstums auf Grund der alten Stammessiedlungen, feudaler Belehnungen und sonstiger landschaftlicher Machtfaktoren in mehr oder minder unabhängigen kleineren Sonderherrschaften, Herzogtümern und Grafschaften, von denen die meisten jahrhundertelang ein politisches und zum Teil auch kulturelles Sonderleben führen, bis die Erstarkung des Königtums und die politisch-kulturellen Fortschritte jene kleinstaatlichen Unterschiede allmählich aufzehren. Immerhin ist in dem geschichtlichen Namen zahlreicher französischer Landschaften, die erst mit der politischen Neueinteilung Frankreichs in Departements zu verschwinden drohen, die Erinnerung an jene getrennte Entwicklung bewahrt, welche sowohl im äußeren Aussehen wie in den Mundarten, den Siedlungs-, Haus- und Wirtschaftsformen, den Volkstrachten, Sitten und Bräuchen unterschiedlich bis in die Gegenwart zu deutlichem Ausdruck kommen. Durchgreifend und vorwaltend ist aber der schon in der frühesten Entstehungsgeschichte des französischen Volkstums begründete Gegensatz zwischen der nord- und südfranzösischen Bevölkerung, welcher anthropologisch, sprachlich und kulturell den schärfsten Ausdruck gefunden hat und längst bis zur Abgedroschenheit besprochen ist, während die verschiedenen sonstigen

provinziellen Gegensätzlichkeiten im französischen Volkstum noch lange nicht genügend erfaßt und wissenschaftlich berücksichtigt erscheinen.

In anthropologischer Hinsicht gehört Frankreich zu den besterforschten Ländern Europas. Es zeigt sich, daß die europäischen Hauptrassen, die teutonische, alpine und mediterrane hier, vielfach miteinander vermischt, unverkennbar vertreten sind, weshalb man Frankreich auch wohl das europäischeste unter den Ländern unseres Erdteils genannt hat. Nordfrankreich und Belgien sind, wie die vorausgeschickte Geschichtsskizze begreiflich macht, ein Gebiet der teutonischen Rasse; zur alpinen Rasse gehört die Bevölkerung des Südostens (besonders in den Isolationsgebieten Savoyens und der Auvergne) und des Nordwestens (Bretagne, Normandie). Die Zwischenzone ist als Gebiet germanischer Festsetzung unter einer gallisch-ligurischen Bevölkerung durch schwankende Kopfformen bei höherem Wuchs gekennzeichnet. Im Süden Frankreichs tritt in mannigfaltiger Vermischung auch die mediterrane Rasse auf. Der starken Beimischung germanischer Elemente verdankt der Norden Frankreichs zweifellos seine gegenüber dem provenzalischen und baskischen Süden, auch gegenüber dem gallischen Zentrum abweichende Kultur- und Volkstumsfärbung. In den primitiveren Lebenszuständen der Bretagne und teilweise auch der Normandie wird man aber teilweise zweifellos ebensosehr eine Auswirkung der Randlage und Isolierung als der altkeltischen Volksgrundlagen erkennen müssen.

Zweifelhaft und unklar in seinem Umfange und seiner inneren Kraft ist der körperliche Einfluß der Gallokelten auf die französische Bevölkerung überhaupt, so sicher auch die gallokeltische Grundlage der französischen Volkskultur sein mag. Den gewiß niemals ganz einheitlichen Rassentypus, wie ihn uns die hellenistische Kunst und die alten Schriftsteller überliefert haben, der schon in der galloromischen Zeit stark abgeschwächt scheint, wollen französische Anthropologen allerdings noch mehr minder deutlich in 47 vom Hundert der französischen Bevölkerung erkennen. Sicher sind die alten Gegensätze der Gallia comata und der Gallia braccata im nördlichen Landesteil und der Gallia togata im Süden, wie kulturell so auch physisch von Bedeutung gewesen. Erwähnenswert ist, daß im Gebiete östlich einer vom Departement Bouches du Rhône gehenden Linie, also auf einem von germanischer Kultur mehr beeinflußten Boden, worauf Höfler aufmerksam macht, die volkstümliche Umformung des kindlichen Schädels in der Richtung der Langköpfigkeit durch Kopfbänder noch heute besteht. Der Volksbrauch selbst muß aus der

Keltenzeit stammen, da Römer und eigentliche Germanen denselben nicht übten und da die Kelten auch die germanische nordische Haarfarbe künstlich hervorzurufen bestrebt waren.

Was das Äußere der Bevölkerung für die Elemente ihrer Zusammensetzung verrät, wird auch von der Sprache im großen und ganzen bestätigt. Die Gegensätze der nord- und südfranzösischen Dialekte, wie sie durch den bewundernswerten Mundarten-Atlas von Frankreich dargestellt erscheinen, bestehen, seitdem sich die französische Sprache unter dem verschiedenen Einfluß der zurückgedrängten heimischen Sprachen aus dem Vulgärlatein gebildet hat — eine mundartliche Scheidung, die sich immer schärfer herausbildet und bekanntlich nach den Bezeichnungen für die Bejahung zur Langue d'Oïl im Norden und der Langue d'Oc im Süden führt. Die Dialektgrenze verläuft gegenwärtig etwa unter der Breite von Lyon und wird mit bewußter nationaler Anstrengung des Südens gegen den sprachlich und kulturell siegreichen Norden aufrechterhalten. Reste älterer Idiome haben sich, ähnlich wie die körperlichen Eigentümlichkeiten in der französischen Bevölkerung, in den Randgebieten noch mehrfach erhalten. Keltische Mundart sprechen teilweise auch noch die Bretonen, die baskischen Laute ertönen noch südlich der Garonne, das Italienische haben die Korsen und die Bevölkerung von Nizza bewahrt. In Roussillon am Pyrenäengürtel sind Reste der katalonischen, in den Ardennen solche der wallonischen Mundart bemerkbar. Die flämische Sprache ebensosehr wie das Provenzalische im Süden, Gegenstand und Werkzeug eines starken nationalen Sondergeistes, ist gegenwärtig nur noch in den Bezirken von Dünkirchen und Hazebrouck sowie vereinzelt in St. Omer lebendig. Immerhin im ganzen in dem politisch so einheitlichen Frankreich ein starkes Fortleben geschichtlich-sprachlicher Sonderexistenzen und ethnographischer Vielfarbigkeit.

Bekannte und vielbesprochene Ursachen der Völkerbiologie verschulden seit einem Jahrhundert einen merkbaren Rückgang des physischen Volksgedeihens Frankreichs, in schärfstem Gegensatz zu seinem wirtschaftlichen und kulturellen Aufschwung. Mit seiner mittleren Bevölkerungsdichte von 73 Einwohnern auf den Quadratkilometer nimmt es den Platz in der Mitte der lateinischen Nationen ein. Für diese verhältnismäßig niedrige Ziffer ist der starke Gebirgsanteil Frankreichs (in den Alpen, den Cevennen, in den Landes, auf Korsika) verantwortlich zu machen. So schwanken die Dichtezahlen in Frankreich zwischen 20 und 300 und deuten hiermit die großen Kultur- und Volks-

tumsgegensätze in ihrer der geographischen Gliederung des Landes folgenden Verteilung an. Während der gebirgige Südosten Frankreichs gänzlich der hochaltertümlichen Alpenkultur zugehört, wie sie auch in der Schweiz und Tirol charakteristisch zu finden ist, sind die weiten Tallandschaften der oberen Seine, der Loire, der Rhone vorzüglich als Obst- und Weinländereien mit römischer Überlieferung, die Normandie oder die Vendee als Gebiete vorwaltender Viehzucht und der Norden durch Körnerwirtschaft charakterisiert, beides Hauptelemente der keltisch-germanischen Volkswirtschaft. Die Waldungen, diese Zuflucht alter Kultur- und Lebensverhältnisse, sind in Frankreich infolge der zahlreichen Kriege und Revolutionen sowie im Süden durch die Weidewirtschaft stark gelichtet worden. Entsprechend zeigt sich überall auch die Volksmäßigkeit des Lebens verarmt und in die verkehrsarmen Randlagen zurückgedrängt.

Stark modernisiert sind wie die Wirtschaftsformen, so auch die ländlichen Siedlungsformen in Frankreich und selten geben sie ein Zeugnis volksmäßiger Artung für die einzelnen Bevölkerungsgruppen ab. Infolge der starken Zerstückelungen der Bauerngüter überwiegt das Kleinhaus im Lande und die altertümliche Gehöftebildung tritt mehr und mehr zurück. In den Randgebieten, namentlich bei gebirgigem Landschaftscharakter, waltet dieselbe noch vor, während sonst und auf viel größeren Gebieten das Bild von Straßendörfern nach fränkischer Art vorherrscht. Die Haustypen Frankreichs sind zum größten Teil Einheitshäuser, die Wohnung, Stall und Scheuer unter ungebrochenem First vereinigen. Die Wohnungsverhältnisse sind in vielen ländlichen Gegenden Frankreichs, wie in allen romanischen Gebieten, überaus armselig. Die ländliche Bevölkerung südlich des großen Loirebogens wohnte noch vor wenigen Jahrzehnten in Kleinbauernhäusern, welche die Halterhütten der Hochalpen an Bequemlichkeit nicht übertrafen. Einräumige Wohnhäuser mit der Küche als dem eigentlichen Wohnraume sind in vielen Gegenden Frankreichs die Regel. Hier ist der Herd, oft auch der Backofen, hier wird gegessen und vielfach auch geschlafen. Es ist der Hauptaufenthaltsort der Familie, wofern ihm nicht der Stall für den Winter diesen Rang abläuft, was in den Randgebirgen und den mittleren Plateaulandschaften Frankreichs der Fall ist. Natürlich gibt es in zahlreichen Landschaften bei höherer Lebenshaltung auch weiter ausgebildete Wohnhaustypen, aber immer bleibt die ländliche Wohnungssitte in Frankreich eine dürftige und gegenüber

derjenigen in germanischen Gebieten eine rückständige. Was viel zur Unwohnlichkeit des französischen Bauernhauses beiträgt, ist das Fehlen der Fenster, eine Folge der leidigen Fenstersteuer. Noch Ende des 19. Jahrhunderts gab es in Frankreich fast 200000 Wohnstätten ohne Fensteröffnungen!

Ureinfach und rückständig wie die ganze Hausform ist auch die Inneneinrichtung der meisten Bauernhaustypen Frankreichs. Die Feuerstätte erscheint überall an die Wand geschoben und durch die Rauchabführung in einen Kamin verwandelt, der sowohl zum Kochen wie zur Erwärmung des Hauses dient. Diese Art der Beheizung ist im größten Teil Frankreichs und darüber hinaus auf der Pyrenäischen Halbinsel, in Italien, aber auch in nichtromanischen Volksgebieten in England, Holland und Belgien verbreitet. Damit sind diese hochkultivierten Völker gerade in einer so bedeutsamen Sache, wie die Heizung der Wohnungen, bei einer sehr unvollkommenen Einrichtung stehengeblieben. Der übrige Hausrat zeigt im Süden römisch beeinflußten, im Norden mitteleuropäisch-germanischen Charakter, und vielfach durchdringen sich hier diese beiden Sphären, wie überhaupt auf vielen Gebieten der französischen Volkskultur. So reicht eine Zone nördlicher Mobiliargestaltung mit Kastenbetten, Ehrenbank, freistehendem Eßtisch samt Bankumgebung in geschlossener Linie von Holland bis in die Bretagne, während der Süden die Truhen, die niedrigen Herdstühle, die Kaminbänke, die Pritschenbetten hat. Das kleinere Haus- und Arbeitsgerät zeigt sich überall in seinen gemeineuropäischen Formen vertreten, nur in manchen Dingen ist es dabei zu romanischer Typenausprägung gekommen, wie beim stets dreifüßigen romanischen Feuerhund, den Brotbereitungsgeräten, den Spinnstäben mit ballonförmigen Ausweitungen, den Öllampen usw.

Die volkskünstlerische Entwicklung zeigt sich in Frankreich weitaus zurückhaltender als in Italien, wobei die Gebirgsgegenden mit dem stärkeren Hervortreten des Kerbschnitts und seiner typischen Ziermotive sich völlig an die entsprechenden Vorkommnisse in den anderen Bergländern Europas anschließen, während der Süden romanische Überlieferungen treuer bewahrt. Auch volkstechnologisch ist Frankreich wie überhaupt als ein Mischgebiet zwischen keltogermanisch-nördlicher Arbeitskultur und eingeführten römischen Techniken und Arbeitsmethoden zu charakterisieren, welch letztere in der Landwirtschaft, dem Obst- und Weinbau, im Steinbau, dem Kunsthandwerk am stärksten hervortreten. Nur in vereinsamten verkehrsärmeren Gebieten sind in Frankreich noch

Reste von Volkstrachten erhalten geblieben, wie in der Bretagne (Taf. 1, Abb. 3) und Normandie, den Alpes maritimes, in Savoyen. Aber auch diese reichen nicht wesentlich über das 18. Jahrhundert hinaus und weisen wenig auffallende und eigenartige Züge auf. So haben sich nur in der männlichen Festtracht von Pontaven (Bretagne) weite, klein gefältelte Pluderhosen, wie sie im 17. Jahrhundert Mode waren, erhalten, während die Männer sonst ganz allgemein lange Hosen tragen, also die Umänderung der französischen Mode im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts durchgängig mitgemacht haben. In den Alpen erscheinen Lodentrachten wie sonst im Gebirge.

Frankreich mit seinem demokratischen Fortschritt und der revolutionär-radikalen Abschaffung vieler überlebter Einrichtungen in Staat und Gesellschaft ist aber nicht nur mit der äußeren, sondern auch mit der inneren Volkstracht, d. h. seinen religiösen und sittlichen Überlieferungen achtlos genug verfahren. Es geht ein Zug von doktrinärer Aufklärung und rationalistischem Radikalismus durch die französische Bevölkerung, welche von ihren einstigen religiösen und abergläubischen Gewohnheiten, dem volkstümlichen Zeremoniell im dörflichen Leben und überhaupt den geschichtlichen Hüllen der Volksexistenz Stück um Stück leichthin aufgibt, um sich dafür auf wirtschaftlichem und gesellschaftlichem Gebiet mit um so unbehinderterem Eifer zu betätigen. Die vollständige Trennung der Kirche vom Staat war erst wieder in jüngster Zeit ein solcher tiefreichender Schnitt in die Volksmäßigkeit des französischen Lebens. Dagegen sind der Erwerbssinn und die sprichwörtliche Sparsamkeit der Franzosen, die bäuerliche Gier nach Besitz von Grund und Boden, wie sie der große französische Dichter in der Meisterschilderung von „La Terre" gekennzeichnet hat, noch für lange Zeiträume hinaus die Gewähr für die Erhaltung der wirtschaftlichen Kraft des französischen Bauernstandes und der produktiven Schichten der Bevölkerung.

Aufs Ganze gesehen, fällt uns in Frankreich, wie in solcher Stärke vielleicht in keinem Volksgebiet Europas, das Mißverhältnis zwischen dem volkstümlichen Kultur- und Lebensniveau und den großartigen geschichtlichen und geistigen Leistungen, dem hohen Aufschwung des eigentlichen Genius des französischen Volkes, in die Augen, wodurch der Charakter der europäischen Hochkulturen als Luxuskulturen in helles Licht gerückt wird. In den ländlichen Zuständen Frankreichs spiegelt sich so gut wie nichts von dem Glanz französischen Geistes und feinster



1. Italienerin aus San Giovanni in Fiore, Kalabrien.
Nach Photographie von Fritz Mielert, Dortmund. (Zu S. 47.)



2. Spanierin aus Sevilla in Nationaltracht (Mantilla).
Nach Photographie. (Zu S. 58.)



3. Wasserträgerin aus Morlaix, Bretagne.
Nach Photographie. Museum für Volkskunde, Wien. (Zu S. 56.)



4. Baske, Golf von Biscaya, Spanien.
Nach Photographie. Museum für Volkskunde, Wien. (Zu S. 62 u. 63.)

Lebenskultur, der aus dem Brennpunkt des nationalen Lebens hervorstrahlend, sein Licht weniger über Frankreich selbst, als über die sonstigen europäischen Hochkulturen ausgebreitet hat. Der Völkerkunde bleibt trotzdem die volkstümliche Eigenart dieser Nation, die in vielen Stücken erst noch genauer zu erforschen ist, in ihren Gegensätzen wie in ihrem Grundcharakter von hohem Interesse. Steht hier doch die fortgeschrittenste Volksgestaltung Europas vor unseren Blicken, welche es vielleicht gestattet, die nächsten Stücke des Weges zu erspähen, auf welchem die anderen Nationen des Erdteils ihrer weiteren Entwicklung entgegenschreiten.

c) Die Bevölkerung der Iberischen Halbinsel.

Unter den drei großen romanischen Nationen nimmt die Bevölkerung Spaniens die am meisten abseitige Stellung ein. Die ausgesprochene Randlage der Halbinsel war seit jeher und allezeit der selbständigen Stellung und Erhaltung ihres Menschentums günstig. Nach übereinstimmender Ansicht gelten ihre Bewohner als die Nachkommen jener Urbevölkerung, welche von den Alten als Iberer bezeichnet und beschrieben worden sind. Wenigstens dem Grundstocke nach sind sie es mit einiger Sicherheit. Übereinstimmung der Ansichten herrscht auch darin, in der heutigen Baskenbevölkerung, im baskischen Gebirgsland und in den westlichen Ausläufern der Pyrenäen, teils auf spanischem, teils auf französischem Boden, unmittelbar die letzten, ziemlich rein und unvermischt verbliebenen Reste derselben zu erblicken, wofür sowohl das Zeugnis der Sprache, ihres körperlichen Typus, wie ihrer ethnographischen Besonderheiten herangezogen wird. Letzteres allerdings zum größten Teil mit Unrecht, da sie sich bei eindringenderer Analyse als über einen großen Teil Spaniens und Frankreichs verbreitet, ja als gemeineuropäisches Volksgut erweisen lassen.

Wie alle westlichen Ländergebiete Europas erfuhr auch die spanische Halbinsel in der ersten Eisenzeit eine Beimischung und Überflutung seitens keltischer Bevölkerungselemente, am meisten anscheinend in Portugal. Starke orientalische Einwirkungen von Karthago her gehen dem voraus. Dagegen fehlen um diese Zeit noch Spuren griechischer Kolonisation und Einfuhr, welche Spanien erst im 6. und 5. vorchristlichen Jahrhundert erreichten.

Ethnographisch wird die Gestaltung des iberischen Volkstums erst faßbarer im Zeitalter der beginnenden römischen Militärkolonisation in

Spanien seit 200 v. Chr., von wo an die Romanisierung des Landes beginnt, das namentlich im Süden lebhaften Anteil an dem römischen Kulturleben nimmt. Sechs Jahrhunderte — einen ähnlichen Zeitraum wie in Gallien — hatten lateinische Sprache und Kultur Zeit, sich hier der Bevölkerung einzuverleiben, aber es ist dies, wie der Charakter der spanischen Nationalität erweist, in minder ausgeprägtem Maße gelungen wie in Frankreich. Während der Völkerwanderung reißen westgotische Stämme die politische Herrschaft im Lande an sich und bringen sehr bedeutende, noch heute in der Sierra de Bejas erkennbare germanische Beimischungen, wie auch in Galicien und bei den unter sich heiratenden Maragotos in Leon der germanische Typus hervortritt. Aus der Vermischung der lateinischen Volksmundart mit den germanischen Sprachen entstand damals das spanische Romanzo. Die letzte bedeutende Zumischung erfährt die spanische Bevölkerung und Sprache von seiten berberischer und arabischer Eroberer, welche nur zum Teil durch die von Asturien ausgehende Vertreibung der Mauren im 16. und 17. Jahrhundert wieder abgestoßen wurde, nicht ohne einige Spuren in der Leiblichkeit, viel mehr jedoch in der Sprache und Kultur des spanischen Südens zu hinterlassen.

Gemäß diesem verwickelten Geschichtsgang stellt die Bevölkerung der Iberischen Halbinsel eine Mischung aus zahlreichen ethnischen Elementen dar, was aber deutlich nur in Kultur und Volksart, weit geringer in der Sprache, am wenigsten in der anthropologischen Beschaffenheit zum Ausdruck kommt. Aus dieser bunten Bevölkerungsgeschichte erklären sich zum Teil die in der heutigen Bewohnerschaft leicht erkenntlichen ethnischen Gegensätze, deren größten und bekanntesten die Katalonier im Norden und die Kastilianer im Landesinnern bilden, wozu die weiteren Volksunterschiede von Katalanen, Andalusiern, Aragoniern usw. treten (Taf. 1, Abb. 2), wobei ja allerdings gewiß auch die Gliederung des Landes in zahlreiche Sonderlandschaften mit jahrhundertelangem Sonderdasein und der wechselnde spätere Geschichtsgang mitgewirkt haben.

Die Portugiesen, die teilweise aus einer anderen Mischung der spanischen Bevölkerungsbestandteile hervorgegangen sind und bei denen der schicksalsbestimmende Kampf mit den Mauren früher zum Abschluß kam, entwickelten sich vielfach in selbständiger Weise. Dazu kam, daß sie sich frühzeitig unter italienischem Einfluß zum seefahrenden Handelsvolk ausbildeten, was ihnen zum Teil ganz andere kulturelle Bahnen wies als ihren binnenländischen Nachbarn.

Die gegenwärtige Bevölkerung der Halbinsel ist physisch sehr gleichartig, trotz jener bunten Vergangenheit. Sie ist hervorragend langköpfig, am stärksten in Portugal. Nur im Norden jenseits der Pyrenäen, im Süden bei Gibraltar und im Mittelpunkt des Landes, gibt es Inseln von Mittel- und Rundköpfigkeit bei geringer Körperhöhe. Sonst zeigt sich mit der Langköpfigkeit überall mittelgroßer Körperwuchs und dunkle Haut- und Haarfarbe vergesellschaftet. Die wechselvolle Bildungsgeschichte spiegelt sich nur in recht geringem Maße in diesem auffallend gleichartigen und offenbar sehr alten Äußeren.

Ähnlich ist es auch mit den sprachlichen Verhältnissen der spanischen Halbinsel bestellt. Die altheimische iberische Sprache ist in ihrem letzten Ausläufer, dem Baskischen (Escuara), bis in den nördlichsten Winkel zurückgewichen, wo sie als Volksmundart von noch rund 700000 Seelen gesprochen wird. Die spanische Sprache, eigentlich die Mundart Kastiliens, aber in allen Landesteilen verbreitet, hat noch drei rivalisierende Hauptmundarten zur Seite. Sie ist durch die reich und früh entwickelte spanische Literatur frühzeitig zur Schrift- und Staatssprache erhoben worden und bildet so das Rückgrat des spanischen Volkstums, ähnlich wie die französische Sprache Stütze und Träger der französischen Nationalität geworden ist.

Wenn der untrüglichste Kulturmesser, die Volksdichtezahl mit ihrer sehr niedrigen Ziffer (37) Spaniens Kultur und Volkstum ein wenig günstiges Zeugnis ausstellt, so beruht dies nicht so sehr auf geographischen wie auf höchst ungünstigen geschichtlichen Bedingungen. Vor allem sind hier der achthundertjährige entvölkernde Kampf mit dem Maurentum, die vielen kriegerischen Konflikte der spanischen Sonderlandschaften untereinander, die Auswanderungsverluste an die spanischen Kolonien in Amerika, die Vertreibung der Juden und Moriskos, die Hekatombenopfer der Inquisition, die übergroße Zahl von Klöstern und Geistlichen als die stärksten Bevölkerungsschädigungen anzuführen. Noch gibt es zum Zeichen dieser verheerenden Einflüsse in Spanien ausgedehnte menschenleere Gebiete: despoblados (Einöden) nennt sie das spanische Volk in bezeichnender Weise. In anderen Landschaften bringt es die vorherrschende Siedlungsform des Zusammendrängens der Bevölkerung in ausgedehnten Ortschaften, die aber in ungewöhnlich großen Entfernungen voneinander zerstreut sind wie in der Meseta, oder die Einzelsiedlung, wie in Andalusien, mit sich, daß die durchschnittliche Dichte sehr niedrig bleibt. In Galicien dagegen findet sich

der Typ der verstreuten Weiler und Einzelgehöfte bei einer drei- bis viermal dichteren Bevölkerung, welche neben Ackerbau auch Viehzucht in bemerkenswerter Weise treibt.

Ausgesprochener als in Frankreich und vielleicht auch als in Italien lebt die spanische Bevölkerung in Zuständen und Lebensformen, deren Entstehung und Grundlagen in weit zurückreichenden Volksepochen liegen. Die herrschende Wohnweise der ländlichen Bevölkerung ist das alteuropäische Herdhaus, je nach der geographischen Umgebung aus Stein, Lehm oder Holz errichtet, aber in seinen wesentlichen Zügen überall dasselbe und überall sehr primitiv. Der Typus des spanischen und portugiesischen Bauernhofes, der „cortijo", ist ein dürftiger Haufenhof, das Wohnhaus oft nur einräumig und dann zugleich Küche, Licht und Luft allein durch die Haustür empfangend, manchmal noch Rauchhaus. Sein unentbehrlichster Teil ist, wie in der französischen maison, der Herd mit Rauchmantel, über den aus der Esse der Kochkessel an der Hakenkette herabhängt. Der Hausrat, die Truhe, „arca", die niedrigen Herdschemel, die Öllampen, die canterera, das Gestell für die irdenen Wasserkrüge, sind allgemein romanisch und gehen somit auf römische Typen zurück. Geschlafen wird auf dem Boden in den Kleidern. Unter dem Hause ist der Stall, daneben der Strohboden und Schuppen, wo Schafe und Ziegen nächtliche Unterkunft finden; der Backofen steht in einiger Entfernung vom Hause.

In Portugal wohnt der Bauer ebenfalls noch stellenweise in Rauchwohnungen, aber auch schon stattlicher in Bauerngehöften, „Quinta", wo nach italienischer Analogie im Erdgeschoß Stall und Scheune, im oberen Stockwerk die Wohnräume sich befinden. Kelterhaus und Dreschtenne gruppieren sich sonst um den kleinen Hof. Besonderes Interesse erwecken die hölzernen Pfahlhausdörfer der Fischerbevölkerung im portugiesischen Litorale, die teils zerstreut, teils in Straßenzügen dem Meeressaum folgen und auf den Dünen Schutz gegen Springfluten suchen — neben den Pfahlbauten an der bosnischen Save wohl die einzigen Repräsentanten dieser fast prähistorisch anmutenden Siedlungsweise.

Die spanische Landwirtschaft steht anscheinend stark unter den römischen Überlieferungen, die durch maurische Einflüsse ergänzt und verändert sind. In den Randlandschaften herrscht, wie in Italien, mühsamster Terrassenbau. Düngung und Berieselung erfolgt ganz ähnlich wie in Italien, d. h. nach römischem Herkommen oder, vielleicht vorsichtiger ausgedrückt, nach mittelländischer Art. Ein urtümlicher Haken-

pflug, die gezähnte Sichel, das Austreten des Getreides durch Tiere, daneben aber auch Dreschstein, Dreschbrett oder Dreschwalze deuten genugsam auf altertümliche Agrartechniken. Die Methoden des Weinbaues sind römisch wie überall. In den Gewerben findet sich viel Altertümliches. Das niedrige Töpferrad hat sich, wie in entlegenen Randgebieten Frankreichs, z. B. in der Bretagne, oder auf dem Balkan (in Bosnien), mehrfach erhalten, und auch die alte Spiralwulsttechnik lebt noch in der Herstellung der außerordentlich großen Öl- oder Weingefäße, der „Tinajas“, die an entlegenen Orten Spaniens landesüblich sind. Orientalische Beziehungen lassen die unglasierten durchlässigen spanischen Wassergefäße, die „botijas“, erkennen, die das Wasser durch Verdunstung an der Außenwand kühl erhalten. Eng verwandt mit den italienischen und südfranzösischen Formen, durch gemeinsame römische Abstammung, sind auch die Werkzeuge der ländlichen Textilindustrie, der Spindel und Spinnstäbe, letztere mit ihren kugeligen oder körbchenförmigen Ausbiegungen für Wolle und Werg echt romanische Formen.

In Kosmetik und Volkstrachten beobachten wir bei der spanischen Bevölkerung mitunter noch sehr altertümliche Züge. Männliche Haarzöpfe sind noch heute bei den spanischen Bauernhirten wie bei den Sardiniern üblich, Überlebsel aus weitentlegenen Zeiträumen, wie man auf gallorömischen Bildern gallischer Gottheiten noch die Flechtenzöpfe beobachten kann. Auch die unter dem Hut getragenen Kopftücher in verschiedenen spanischen Provinztrachten sind altertümlich und dürften auf die maurische Sitte zurückzuführen sein. In manchen spanischen Gegenden besteht das Männerkostüm aus Rockhemd, Weste, Stoffgürtel und Gamaschen, während eigentliche Beinkleider fehlen, eben wie die alteuropäische Bauerntracht in West- und Mitteleuropa zusammengesetzt gewesen ist.

Aus der maurischen Zeit sind den Lebenssitten Spaniens bekanntlich zahlreiche charakteristische Züge und Kulturelemente, wovon die Sprache unverwerfliches Zeugnis ablegt, verblieben, und namentlich auch im Auftreten des weiblichen Geschlechtes im Hause und in der Öffentlichkeit, in ihrer Straßentracht, wirken die strengeren Ordnungen jener Zeit noch merklich nach. Volkstümlicher als in Frankreich und Italien haben sich im spanischen Volke die Formen der Eheschließung erhalten. Wie manchenorts in Italien, ist die aus zahlreichen zeremoniellen Akten bestehende Feier ganz mit Volkspoesie durchwebt und bis auf feststehende Formeln und Wendungen ist in vielen Gegenden

Spaniens ihr Ablauf immer derselbe. In Andalusien und Valencia gibt es, wie einst in der Provence, „trovadores", welche als Hochzeitsbitter gewissermaßen den dichterischen Teil der Hochzeit zu besorgen haben. Einzelne Züge weisen genaue Übereinstimmungen mit französischen oder italienischen Hochzeitsformen auf, so die Anfrage des Burschen und die Annahme oder Abweisung durch das Mädchen mittels eines auf den Balkon im Mädchenhause geschleuderten Knotenstocks, der entweder im Hause bleibt oder von dem Mädchen unverzüglich auf die Straße zurückgeworfen wird, je nach dem Ja oder Nein der Erkorenen, womit nur ein Beispiel für die vielfachen Übereinstimmungen in den romanischen Hochzeitsbräuchen gegeben ist, in denen sich besonders römische Züge mit gemeineuropäischen vielfach vermischen.

In der spanischen Ethnographie haben die Basken seit je eine Sonderstellung eingenommen. Wenn eine solche nach der Sprache und Herkunft dieses Bevölkerungsteils in der Tat zu Recht besteht, so sticht damit in auffälliger Art ab der fast völlige Mangel an eigenartigen ethnologischen Zügen, welche den Basken ausschließlich zugeschrieben werden dürften. Allerdings bietet das baskische Volksleben auch heute noch mancherlei Interessantes, aber es sind das zumeist Dinge, welche eben eine konservative, durch äußere Verhältnisse und insbesondere durch ihre Sprache vereinsamte Bevölkerung kennzeichnen und ähnlich auch bei den übrigen Bevölkerungsteilen Südfrankreichs und Spaniens angetroffen werden (Taf. 1, Abb. 4). Weder Siedlungs- noch Hausform der Basken bieten etwas Charakteristisches; letztere ist in ihrer Verbindung mit Stall und Scheune mit französischen Hausformen aufs engste verwandt. Rauchhäuser kommen noch mehrfach vor. Die Haussitten, die Küchen- und Hausgeräte sind durchweg gemeinromanisch, das alte Steinkochen hat sich noch vereinzelt erhalten.

Zu den altertümlichsten Geräten der Bodenbestellung in Europa überhaupt zählt die „laya", die zweizinkige Stielgabel mit Fußauftritt, die von Männern und Frauen in Reihen nebeneinander mit gleichmäßig geordneten Bewegungen zum Aufbrechen langer Erdstreifen verwendet werden. Das Wort „laya" wie die Sache selbst ist ins Spanische übergegangen, ihr Gebrauch in Nordspanien ist aber nicht von den Basken abhängig. Auch der gewöhnliche Hakenpflug, der zweirädrige Ochsenwagen mit vollen Rädern, der völlig prähistorische Ochsenstachel „makhila", aus dem sich die kurze Nationalwaffe der französischen Basken entwickelt hat, u. a. m. deuten auf ihren altertümlichen Agrarbetrieb.



Mit dem Ackerbau stehen auch einige der nichtrömischen Monatsnamen der Basken in Beziehung. Noch vorzeitlicher mutet ihre Viehzucht an. Die Bezeichnungen der Haustiere müssen als im Lande selbst aufgekommen gelten, was für uralte Bekanntschaft mit denselben spricht. Von einer baskischen Sondertracht kann keine Rede sein (Taf. 1, Abb. 4). Auch gewerblich zeigt sich in keiner Weise irgendeine altertümliche oder originelle Betätigung unter ihnen. Die Familien sind kinderreich, das ehemals bestandene Männerkindbett ist heute auch in den letzten Spuren erloschen, während auf Sardinien solche noch vor kurzem zu finden waren.

Die wenig ursprünglichen Hochzeitsbräuche bringen das Untertänigkeitsverhältnis des Weibes gegenüber dem Manne zum Ausdruck (Spuren von Kaufehe). Abergläubische Vorstellungen, Hexenglauben, die Furcht vor dem bösen Blick und Beschreiung sind wie sonst in Spanien oder in Italien noch überaus lebendig. Zu förmlichen Nationalspielen haben sich das Ballspiel auf eigenen Spielplätzen, der Stangenwurf, das Lassospiel und andere entwickelt. Das Volksschauspiel ist durch die „pastorales" vertreten, die früher allgemein, heute nur in einzelnen Gegenden üblich sind. Historische, weltliche und kirchliche Stoffe liegen ihnen zugrunde. Sie werden an Festtagen aufgeführt und haben zum Teil noch kultlichen Hintergrund wie auch noch wo anders. Die Volksdichtung ist im Gegensatz zu der spanischen wenig eigenartig und unbedeutend. Stärkere Spuren altbaskischer Eigenartigkeit finden sich dagegen noch im Zahlensystem, der Zeitrechnung und endlich in der Benennung der Verwandtschaftsbezeichnungen.

In früherer Zeit lebte im Baskenlande ein Bevölkerungsteil in Pariastellung, die Cagots, oder nach spanisch-baskischer Bezeichnung: die Agotak. Die heutige Bevölkerung besitzt kaum mehr als dunkle Vorstellungen von dem Aussehen und der Herkunft dieser Ausgestoßenen. In der Form der Ohrläppchen soll ein bestimmtes Erkennungsmerkmal gegeben sein.

4. Die germanische Völkerfamilie.

Ganz anderen geschichtlichen Bedingungen unterworfen als die romanischen Nationen, diese spätgeborenen Völkerbildungen auf ältesten oder doch älteren Geschichtsschauplätzen, sind die Glieder der germanischen Völkerfamilie aus langer, eigenwüchsiger Vorzeit spät in geschichtliches Licht und Dasein übergetreten. Nach der Ansicht hervorragender

Vertreter der germanischen Altertumskunde hat es schon um 2000 v. Chr. eine Gruppe von indogermanischen Stämmen gegeben, von deren Sprache die nachmaligen germanischen Mundarten die Fortsetzung sind. Im Kreise der indogermanischen Völker hatten die Urgermanen nachbarliche Beziehungen zu den Kelto-Italikern und wahrscheinlich auch zu den Lettoslawen. Die Ausbildung einer besonderen germanischen Nationalität, eines politisch zusammengeschlossenen germanischen Urvolkes steht unzweifelhaft fest. Eine andere Frage ist, ob die späteren historischen Germanen durchweg die leiblichen Abkommen desselben sind. Es ist wohl wahrscheinlich, daß schon in vorgeschichtlicher Zeit nichtgermanische Elemente in den Germanen aufgegangen sein dürften, wie gewiß auch viele germanische Stämme im wechselvollen Geschichtslauf dem Germanentum verlorengegangen sind.

In mehr als zweitausendjähriger Ausbreitung, und zwar in wiederholten, langdauernden Zeiträumen, haben die Germanen allmählich das Gebiet ihrer geschichtlichen Wohnsitze erreicht und besetzt, die Besiedlung Skandinaviens, die Besetzung Deutschlands, die Eroberung Englands durchgeführt und die Begründung der einzelnen germanischen Stämme vollzogen. Die ersten großen Handlungen dieser breiten und langen Aufrollung vollziehen sich in ungeschichtlicher Vorzeit. Erst in den späteren Vorgängen seiner geographischen Entwicklung steht das Germanentum bereits im Licht der Geschichte und im Zusammenhang mit dem geschichtlichen Geschehen auf der Südhälfte Europas. Der Reihe nach haben die Germanen im Verlauf ihrer Ausbreitung und in einzelnen ihrer Gruppen eine Mischung und Durchdringung mit Kelten, sodann die lebhafteste Berührung und Beeinflussung seitens der römischen Herrschaft und zuletzt mit der Kolonisation des deutschen Ostens stärkste Vermischung und Auseinandersetzung mit den Slawen erfahren.

Ein ungeheurer Geschichtsabschnitt Europas wird durch das Auftreten und die Ausbildung des Germanentums begrenzt und ausgefüllt. An den gegenwärtigen Schicksalen und dem jetzigen Völkeraufbau des Erdteils hat dasselbe den allergrößten Anteil. Nicht nur daß es mit den eigenen ausgedehnten Volksgebieten den Norden, Nordwesten und das Zentrum Europas bis weit nach dem Osten und Süden erfüllte, es hat, wie wir vorhin gesehen haben, an der geschichtlichen und kulturellen Aufrichtung auch der romanischen Welt den allergrößten Anteil genommen und im Osten seit der freilich längst verklungenen Ostgotenherrlichkeit wie ausgedehnte ethnographische, so auch überaus bedeutungsvolle kulturelle

Eroberungen zu verzeichnen. Ethnographisch und sprachlich fällt dem Germanentum dergestalt in Europa unbestritten das Schwergewicht zu. Politisch hat es in wiederholten langen Zeitabschnitten, im Mittelalter unter den kraftvollen Geschlechtern der Karolinger, der Ottonen und Hohenstaufen, später wieder in dem ersten Zeitraum der Neuzeit das glanzvolle Erbe der römischen Vorherrschaft innegehabt.

Kulturell hat das Germanentum im Wettstreite des europäischen Völkerkreises eine allerdings wechselvolle, aber im ganzen hochbedeutsame Rolle gespielt. Frühzeitig in gänzlich selbständige Völkerbildungen mit eigenen Schicksalen und eigener Weltmission auseinandertretend — England, Holland, Skandinavien bezeichnen solche Abtrennungen, ja mitunter politische und kriegerische Gegnerschaften —, haben die germanischen Nationen ihr einigendes Band weder in der Sprache, noch in den geschichtlichen Schicksalen oder in politischen Schöpfungen, sondern am ausgeprägtesten und stärksten ruht ihre Einheit in den kulturellen Momenten. Und zwar weniger in den höchsten und späteren Äußerungen ihrer kulturellen Kraft, welche sie auf sehr verschiedene Bahnen gewiesen hat, als vielmehr in den alten volkstümlichen Lebenszügen, der bäuerlichen Kultur, den agrarischen Einrichtungen und Sitten und der ganzen ausgebreiteten Überlieferung der ländlichen Kreise. Diese alte gemeinsame germanische Volkskultur ist eine ausgesprochen nordische, wie sie eben in den alten, durch lange Zeiträume behaupteten norddeutschen Wohnsitzen der Urgermanen und den ersten Zeitabschnitten ihrer Ausbreitung unter einem strengen Klima, in einer kahlen und rauhen Landesnatur, auf einem Boden, der nur harter Bemühung sich dankbar erwies, sich gestalten mußte. Auf Weidewirtschaft, Viehzucht und mühsamen Ackerbaubetrieb gestellt, wobei Jagd und Fischfang noch in vollem Umfang und Ernst zum Lebenserwerb zählen, frühzeitig in der furchtbar harten Schule der nordischen Meere zum stählenden Seedienst erzogen, in strengen und reinen Sitten einer Bevölkerung erwachsen, die noch voll und ganz unter dem harten Gesetz der Zuchtwahl steht, ist diese altgermanische Nationalkultur in vielen Dingen das rauhe Widerspiel des orientalisierten Südens. Ihre äußeren Kulturmittel und Wirtschaftsformen gehören noch viel älteren technologischen Stufen an; das harte Klima zwingt zu häuslicher Daseinsform, statt der öffentlichen Sitten des Südens. Gemüt und Phantasie erhalten die stärkste Richtung auf die Innerlichkeit im Gegensatz zu der üppigen und heiteren Formenwelt Griechenlands und Italiens. Statt der strengeren

politischen und geselligen Ordnungen, wie sie die Hellenen und Italiker entwickelt haben, deren Staatenbildungen auf städtischen Gemeinwesen ruhen, ist entsprechend der lockeren Siedlung auch lockere soziale Ordnung, größere Ungebundenheit des einzelnen, mangelnde Anordnung und Zusammenfassung der politischen Kräfte für den germanischen Norden charakteristisch.

In dieser selbständigen und altertümlichen Art gestaltet, ist die altgermanische Nationalkultur, von der uns die unsterbliche Schrift des Römers einen unvergeßlichen Nachhall vermittelt, am treuesten und längsten in den skandinavischen Ländern erhalten geblieben, an deren Pforten Geschichte und Christentum erst im 10. Jahrhundert ernstlich zu pochen beginnen. Skandinavien ist zu aller Zeit das germanischste aller germanischen Länder gewesen und geblieben, wie Italien Blüte und Kern des Romanentums darstellt; die beiden Länder bilden gegensätzliche Pole der europäischen Völker- und Kulturentwicklung. In England hat sich die altgermanische Volkskultur am stärksten mit fremden Elementen vermischt und am weitläufigsten entwickelt. In Deutschland, im Herzen Europas, wo die meisten Einflüsse anderer Bevölkerungen einwirken und Christen- wie Römertum den mächtigsten und frühesten Geschichtseinbruch herbeiführen, ist sie zu größter Mannigfaltigkeit auseinandergetreten.

Trotz dieser frühzeitig einsetzenden Spaltungen und unter verschiedensten Einflüssen sich vollziehenden Sonderentwicklungen der einzelnen Zweige des germanischen Stammes ist aber unzweifelhaft eine Gemeinsamkeit der ethnographischen Artung vorhanden, die von einer vergleichenden Volkskunde des Germanentums bewiesen werden kann. Gewiß hat die römische Weltkultur und schon früher der Orient von Süden nach Norden mit abnehmender Kraft eingreifend, da und dort Bresche gelegt in den Kreis der angestammten Elemente, und in allen Bereichen der materiellen und geistigen Kultur (Bronze- und Eisenkultur, Wein- und Obstbau, gewerbliche Techniken, Runenschrift, römisches Recht, Militärwesen, Kunst usw.) altgermanischen Besitz durch solchen des italienischen Südens oder des Orients ersetzt. Gewiß hat das Christentum auf allen Schauplätzen germanischer Volksentwicklung, am frühesten in Irland, dann in Mitteldeutschland, zuletzt in Skandinavien, Sitte und Geist, Phantasie und Kunst der Völker, ihre Lebensweise und Moral grundstürzend umgewandelt; sicher haben, zumal in Großbritannien und den Alpen, keltische, später in West- und Süddeutschland, mit Einschluß der Schweiz, romanische und zuletzt in Ostdeutschland

slawische Beziehungen manche fremden Volks- und Kulturelemente dem germanischen nationalen Wesen beigemischt.

Es bleibt aber doch immer ein großer Kreis von Kulturmitteln, Lebens- und Geistesformen bestehen, die für die germanischen Nationen als charakteristisch gelten dürfen und aus den alten Lebensquellen des Germanentums stammen. Solcher Art sind die Agrarverfassung in allen germanischen Siedlungsgebieten, die Flurverteilung, der Ackerbau mit dem schweren Pflug, der Dreifelderwirtschaft und dem genossenschaftlichen Flurzwang, die Siedlungsform der Einzelgehöfte, das Hauswesen mit Sippenhaus und Männerhalle, die Holzbaukunst mit ihren eigenen Formen, die Tierornamentik, das Götterwesen mit zugehöriger Mythologie, die Reinheit der geschlechtlichen Sitten, die Hochhaltung der Frau, wildes Heldentum bis zum Furor teutonicus oder zur Berserkerwut gesteigert, Treue und Wahrhaftigkeit als nationale Tugenden besonders hochgehalten, ausgeprägter Individualismus als Lebensgrundsatz des gemeinen Mannes wie der nationalen Führer, vielfach bis zur Unverträglichkeit gesteigert, starker Hang zu Spiel und Müßiggang, Unmäßigkeit in Genuß und Trunksucht — alles altgermanische Züge, alles Zeugnisse altverwandten Volkstums, die in germanischen Landen zu allen Zeiten entgegentreten, unter Romanen oder Slawen aber fehlen oder nur in schwachen Anklängen zu finden sind. Breit und umfänglich genug, um als Unterlage ganz verschiedener Entwicklungen zu dienen, hat diese volksmäßige Artung mit beharrlicher Kraft auch dem besonders unter Germanen entwickelten Weltbürgersinn oder der leeren Ausländerei standgehalten und ist selbst durch die Hochkultur der letzten Jahrhunderte nicht verflüchtigt worden. Die Sprache und die Politik mögen große Klüfte zwischen den germanischen Nationen aufgerissen haben, ihre ethnographische und kulturelle Verwandtschaft bleibt unantastbar und muß sich schließlich in den großen Weltfragen doch immer durchsetzen.

a) Die Nordgermanen.

Die früheste Abtrennung vom gemeinsamen Stamme der Urgermanen erfolgte durch den nordgermanischen Ast der skandinavischen Völker, welche sich in der ersten großen Ausbreitungsperiode — noch in der jüngeren Steinzeit — vollzog und die über der Nord- und Ostsee gelegenen Gebiete zum Ziel hatte. Es fehlt an Zeugnissen über die älteste ethnographische Gruppierung der gesamten Skandinavier.

Nach der Sprache zu schließen, bestand zwischen Schweden und Norwegern ein alter Unterschied, wie anderseits die Dänen zu den Schweden seit altersher in einem engeren Verwandtschaftsverhältnis standen. Diese drei Hauptzweige des skandinavischen Stammes, zu welchen noch der später im Dänischen mehr und mehr aufgegangene jütische mit eigener Mundart kommt, teilten sich in wechselvoller Geschichte und Kolonisation in das Nordgebiet. Die Dänen, ursprünglich im südlichen Schweden heimisch, haben sich erst von hier über die dänischen Inseln, über Jsland und Schleswig ausgebreitet, wobei ihre geschichtliche Südgrenze bereits im 6. Jahrhundert erreicht zu sein scheint. Außerhalb ihres Stammlandes haben die Dänen in späteren Jahrhunderten auch in England und Nordfrankreich Fuß gefaßt, ohne sich jedoch selbständig behaupten zu können.

Schweden ist von den Germanen zum Teil einer finnischen Urbevölkerung abgenommen worden, wie auch die Norweger dies finnische Urelement bei ihren Kolonisationen vor sich her ins Gebirge und gegen den äußersten Norden gedrängt haben, ohne daß dasselbe hier wie dort gänzlich vertrieben worden wäre (Taf. 5, Abb. 1). Die südlichen Provinzen Schwedens sind von den Einwanderern in zusammenhängender Besiedlung besetzt worden. Die nördlich von Upland gelegenen Küstenlandschaften dagegen sind nur schwedisches Kolonisationsgebiet, wobei die einzelnen Provinzen in verschiedenen, meist ziemlich späten Besiedlungsabschnitten dem Reich zugewonnen worden sind. Die Kolonisationen erfolgten stets landeinwärts von der Küste.

An der Besiedlung Norwegens beteiligten sich verschiedene Stämme, die aus dem südwestlichen Schweden, vielleicht auch zum Teil aus Jütland gekommen sind. Jm ganzen Gebiet der Nordmänner ist seit dem 16. Jahrhundert ungeachtet starker Abstufung der Mundarten die dänische Sprache allmählich herrschend geworden, doch arbeitet ein starker Unabhängigkeitstrieb dem dänischen Charakter im politischen und geistigen Leben Norwegens entgegen. Norwegischen Kolonisationen ist auch die Bevölkerung der Shetland- und Orkney-Jnseln, auf den Hebriden und Jsland entsprungen; doch hat sich die norwegische Sprache nur auf dieser letzteren Jnsel erhalten können.

Entsprechend diesen Herkunftsverhältnissen ist die Bevölkerung Skandinaviens in anthropologischer Hinsicht von durchweg gleichem Charakter, und zwar zeigt die Bevölkerung Schwedens einen einheitlicheren Habitus als die Norweger oder die Dänen. Überwiegend tritt bei

Schweden und Norwegern Langköpfigkeit auf, wobei die höheren Grade im Landesinnern herrschen. Damit verbindet sich hoher oder mindestens übermittelgroßer Wuchs und überwiegend hellweiße Farbe und lichte Haut- und Haarfarbe. An der Südwestküste Norwegens ist Kurzköpfigkeit und dunklere Färbung festgestellt, deren Herkunft unbekannt ist. Die Inseldänen sind durch Mittelköpfigkeit und Mittelhöhe charakterisiert, während auf dem jütischen Festland höherer Wuchs vorherrscht. Dänen und Skandinavier machen zusammen eine Bevölkerungszahl von 10,2 Millionen Köpfen aus. Die Volksdichte ist weitaus am stärksten in Dänemark (66), viel geringer in Schweden (12), sie sinkt in Norwegen auf die Durchschnittsziffer 7. Während Dänemark bei durchaus agrarischem Charakter seiner Bevölkerung, soweit nicht der Seeverkehr und das Seeleben dieselbe in Anspruch nehmen, eine sehr fortgeschrittene Volkskultur besitzt und hauptsächlich nur im Hauswesen Altertümliches bewahrt hat, sind die beiden skandinavischen Völker, bei allem Bildungsstreben und neuzeitlicher Umgestaltung der Lebensverhältnisse, doch, besonders im Landesinnern und im Norden, noch immer die Träger echt germanischer Volkskultur.

Nordische und rauhe Natur waltet über dem Wohngebiet dieser Stämme, in das sich Hochland und Flachland teilen. Kargheit der Lebenshaltung, beschränkte Möglichkeit des Ackerbaues, schwieriger Binnenverkehr, Hingewiesensein auf die See und ihre Hilfsquellen sind entscheidende Züge in der Kulturentwicklung dieser Volksgebiete. In Norwegen lebt fast die ganze Bevölkerung mit Ausnahme der südlichsten Teile an der See, wo felsiges Gestade vom Typus der Fjordküsten die Anwohner hauptsächlich auf Fischfang und Seehandel verweisen. Die nordische Agrarverfassung ist keine einheitliche. Einzelsiedlung herrscht im ganzen westnordischen Gebiet, in Norwegen und dem nördlichen Schweden sowie auf Island. Im übrigen ist die Siedlung vorwiegend in Dorfschaften erfolgt, wobei genossenschaftlicher Betrieb sich herausgebildet hat.

Infolge der rauhen Natur des Nordens, welche nur Gerste, Hafer und Kartoffeln in größerer Verbreitung zuläßt, ist die Lebenshaltung der Bevölkerung in früherer, verkehrsärmerer Zeit eine überaus bescheidene gewesen. Dies sowie die Abgeschiedenheit gegen Nachbarländer, der meist geringe und umständliche Verkehr im Lande selbst, die geringe Auswahl bezüglich der technologisch verwertbaren Stoffe brachten es mit sich, daß in den skandinavischen Ländern bis nahe an die Gegenwart Einrichtungen bestanden, die einer sehr frühen Zeit angehören und

in den nordischen Sagen, ähnlich wie in den frühmittelalterlichen deutschen Volksgesetzen, ihre Bestätigung finden.

Ähnlich wie die vorgeschichtlichen Kulturstufen in Skandinavien eine ganz andere, um Jahrhunderte verspätete Zeitgeschichte aufweisen, sind auch die geschichtlichen und jetztzeitigen Verhältnisse daselbst von einer Rückständigkeit, die sie dem Altertumsforscher doppelt interessant erscheinen lassen. Nur in Rußland und auf der Balkanhalbinsel sind in Europa noch so primitive und altertümliche Lebensstufen überlebend aufzufinden. Sie äußern sich am auffälligsten im Hauswesen und dessen altertümlichen Einrichtungen. Sogar in Dänemark und Schleswig ist teilweise das alte Rauchhaus ohne Schornstein und Rauchabzug neben den vorherrschenden ausgebildeteren Hausformen, den Zwillingsgehöften und den großen Vierseit- oder den Streckhöfen erhalten, während im eigentlichen Skandinavien, namentlich in Norwegen, die Wohnsitten noch viel ursprünglicher sind. Hier ist sogar noch das alte skandinavische Haus örtlich anzutreffen, in seiner einfachsten Form aus einem einzigen Gemache, „stue", bestehend, mit verschiedenen Entwicklungen und Erweiterungen dieses Typus — durchweg Herd- oder Rauchstuben —, wie sie in Dalekarlien, Ahershus, also im mittleren Norwegen, verbreitet sind, allerdings nur als zurückweichende Überreste in abgeschiedensten Gegenden.

Freilich verdrängt in der Gegenwart ein moderner Bautyp, der das alte „Feuerhaus" nur noch als Koch- und Feuerungsraum in sich begreift, die alten Zustände mehr und mehr, ebenso wie die Lichtluke im Dach, die uralten Herdformen, die rohgebauten, wandfesten Möbel, mit dem Hoch- und Ehrensitz, den die Sonne am längsten beschien, verschwinden. Im altskandinavischen Hause steckt eine Fülle germanischen Altertums. Der kleine Hausrat selbst bewahrt eine Fülle altertümlichster Formen. Das typische Mangelbrett, als Minnegabe beliebt, Spindeln, die schon in der Bronzezeit identisch vorkommen, Brotstempel zur Verzierung der Weihnachtsbrote mit prähistorischem Sonnenrad, Wiegenbänder, reich in Kerbschnitt geschnitzt, wahre Geschlechtstafeln darstellend, Butterformen mit uralten Symbolen, z. B. dem Hammer des Gottes Thor, und vieles andere wäre zu nennen. Eine Reihe altertümlichst geformter großer Holzschüsseln und Kannen, Becher, Schöpfer, Löffel zum Bier- und Branntweingenuß dienend, erinnern an die leidigen altgermanischen Trinksitten mit ihrer Unmäßigkeit, von welcher sich die skandinavische Bevölkerung in der Gegenwart mit rühmlicher Willenskraft zum größten Teil und zu ihrem Heile

befreit hat. Auch das nordische Fladbröd, aus Hafermehl, ist altgermanisch und zugleich in Form und Zubereitungsart ureuropäisch. Zu Heizzwecken dient mehrfach Torf und Stallmist, auch ein primitiver Zug.

Weniger ursprünglich und rückständig ist das skandinavische Trachtenwesen. Wenn der Volksschmuck eine Reihe alter Formen bewahrt hat, zeigen die Volkstrachten zumeist die europäischen Kleidersitten des 18. Jahrhunderts. Immerhin ist das örtliche Vorkommen von Lederkleidung oder doch einzelner Ledertrachtenstücke bemerkenswert, was mittelalterlicher Übung entspricht. So ist die Ledertracht der Frauen von Bjuraker in Hälsingland sowie die typische Lederschürze der Männer in Östergotland, die wie bei der Arbeit so auch in der Kirche getragen wird, als altes Überlebsel zu nennen. Unter den Haus- und Nutztieren spielt auch die hochnordische und bereits an Primitivgebiete gemahnende Erscheinung des Renntiers eine bedeutende Rolle. Es ist gewiß aus der Finnen- und Lappenwirtschaft den Skandinaviern zugebracht, wie manches andere Kulturgut dieser Urbevölkerung, so die Schneeschuhe und der Kielschlitten, vielleicht auch die Schlittschuhe, im Hauswesen die Rundhütte, die Fellwintertracht oder doch wenigstens Teile derselben. Umgekehrt ist freilich den Lappen und Finnen von seiten der germanischen Skandinavier eine weitaus größere Kulturumformung vermittelt worden, ein Vorgang, der sich deutlich in den beiderseitigen reichlichen Lehnwörtern spiegelt.

Auch skandinavisch-russische Kultur- und Volksbeziehungen drücken sich bei der geographischen Nachbarschaft und den engen geschichtlichen Zusammenhängen beider Völkerschaften sehr erklärlich in wichtigen Dingen der materiellen und geistigen Kultur vielfach aus. Im Hauswesen steht eine deutliche Abhängigkeit des nordrussischen Hauses und seiner Einrichtungen von den skandinavischen Wohnsitten fest. In der Technologie, namentlich der Holzgeräte, in den textilen Künsten (Wirk- und Webearbeiten), im volkskünstlerischen Stil sind enge und deutliche Bezüge in Menge vorhanden. Groß sind die landschaftlichen Besonderheiten und die Unterschiede der ethnographischen Eigenart in den verschiedenen Provinzen der nordischen Reiche. Bezüglich der Dänen ist vor allem auf den Gegensatz der jütischen Festlandsdänen und der Inseldänen zu verweisen, der auch in den Mundarten zum Ausdruck kommt und in dem sich ein alter Stammesgegensatz verbergen dürfte. Noch stärker erscheinen die provinziellen Unterschiede zwischen den südschwedischen und den Nordlandschaften, an denen nicht nur die nach dem

Norden stark zunehmende Altertümlichkeit der Lebensformen, sondern auch die verschiedene Beimischung ursprünglich finnischer Elemente als Hauptfaktoren beteiligt sind. Auf jedem Lebensgebiete gewahren wir hier allmähliche Übergänge von der norddeutsch-niedersächsischen Kultur bis zur urwüchsigen Lebenshaltung der Lappen, und selbst das geistige und religiöse Leben bleibt hiervon nicht ganz frei, wiewohl sonst germanische und Finnenart von der skandinavischen Bevölkerung als starke und gefühlsbetonte Gegensätze empfunden werden.

b) Die Bevölkerung Großbritanniens.

Sind die Skandinavier, durch die Halbinselnatur der von ihnen eingenommenen Wohnsitze im hohen Norden Europas abgesondert, zu selbständiger Entwicklung gelangt, so hat der volle Inselcharakter Großbritanniens dessen Bewohner in ihrer Abseitsstellung gegenüber der germanischen und überhaupt der europäischen Völkerfamilie auf das stärkste bestimmt. Sie sind die fortgeschrittenste Bevölkerung Europas, in welcher die Zivilisation der Gegenwart — freilich in sehr einseitiger Richtung — ihre stärkste Ausprägung findet, und die als vorwiegende Stadt-, ja Großstadtbevölkerung am meisten von ihrer volkstümlichen Artung und ihrem altertümlichen Kulturbesitz eingebüßt hat, um aber auf der anderen Seite sich zu einem der ausgesprochensten Volkscharaktere unseres Erdteils auszubilden.

Die Bevölkerung Großbritanniens hat bekanntlich einen sehr verzwickten volksgeschichtlichen Aufbau hinter sich. Gegenwärtig, mit Ausnahme der Iren, wenigstens nach außen hin, zu einer geschlossenen, festgefügten Nation geeint, welche in der harten und hohen Schule des Meeres die wertvollsten Vorzüge der Leiblichkeit und des Charakters entwickelt hat, erweist sich das englische Volk, wie auch im Spiegel seiner Sprache deutlich zu lesen ist, geschichtlich als das Endergebnis eines verwickelten Mischungs- und Schichtungsprozesses, der von grauester Vorzeit bis ins spätere Mittelalter andauert und in seinen letzten ausklingenden Bewegungen, dem Zurückweichen und Verschwinden der keltischen Bevölkerungselemente, noch heute währt.

Bekanntlich sind die vorindogermanischen Pikten und Skoten die ersten Bewohner, welche sich in vorgeschichtlicher Zeit im Lande seßhaft zeigen. Sie wurden zuerst von den früh eingewanderten Kelten überschichtet, die in mehreren Zeiträumen und Gruppen, welche sich später

mundartlich geschieden erweisen, von Gallien, dem keltischen Kernlande, im ersten vorchristlichen Jahrtausend herübergekommen sind. Es folgt die durch Julius Cäsars erste Landung (55 v. Chr.) eingeleitete Römerzeit, bis im Sinken der römischen Weltmacht, das bis nach Britannien herüberwirkt, die germanische Eroberung und Besiedlung seit dem 3. Jahrhundert n. Chr. einsetzt. Es waren die Angeln, Sachsen und Jüten, die in den nächsten Jahrhunderten, teilweise untereinander verschmolzen, am stärksten an der Kolonisation des britischen Südens und Ostens beteiligt waren. Diesem germanischen Grundstock des englischen Volkes gesellten sich später skandinavische Wikinger erobernd hinzu, wodurch das bodenständige Keltentum auf die zwei westlichen Halbinseln Wales und Cornwall zurückgedrängt wurde. Es war dem Germanentum in England reichlich Zeit gegönnt, sich im Lande festzusetzen und seine Kultur, sein Volkstum auszubreiten, bis um 1000 n. Chr. mit dem Einströmen von Normannen und Franzosen (von ursprünglich dänischem Blut) eine neue, eine Herrenschicht sich über die bäuerliche der Angelsachsen lagert. Allmählich und nicht ohne gewaltige innere Kämpfe und Reibungen kommt der Prozeß der sozialen und kulturellen Verschmelzung dieser beiden Bevölkerungsschichten in Gang, und es bildet sich aus ihrer Vereinigung ein neues, das englische Volkselement. Immer stärker dringt dieses ebenso körperlich als geistig scharf ausgeprägte englische Neuvolk, stets auf Kosten der keltischen Volkstrümmer im Lande, vor, erreicht den Norden, wo sich das schottische Volkstum hauptsächlich durch das stärkere Hervortreten der ursprünglichen keltischen und der vielleicht noch älteren piktischen Volksbestandteile und die Sprachabweichung von ihm unterscheidet, und setzt sogar nach Irland (Ulster) hinüber, das indessen der Hauptsache nach noch lange Zeit keltisch verblieben ist — bis auf die Herrschaft der englischen Sprache, die auch hier sich immer siegreicher durchsetzt.

Durch ihre Leiblichkeit zeigen sich die verschiedenen anthropologischen Komponenten, aus denen das britische Volkstum erwachsen ist, noch mit ziemlicher Deutlichkeit an. Die Bevölkerung Großbritanniens ist vorwiegend langköpfig, besonders hochgradig in Nordschottland, bei hohem Wuchs, der ebenfalls am stärksten in Schottland hervortritt. In den alten Keltengebieten herrscht am häufigsten die dunkle Haut- und Haarfarbe (Irland, Wales, Cornwall). An der Ostküste, wo sich die Spuren der skandinavischen Einwanderungen auch sonst am deutlichsten zeigen, ist der lichte Typus der herrschende. Anthropologisch stärker ist

die dunkle Komplexion, die in der Gegenwart überall im Vordringen begriffen ist und damit wohl auch die geistig-moralische Entwicklungsrichtung des englischen Volkes anzeigt.

Mehr verwischt ist der skizzierte Volksbildungsprozeß in sprachlicher Hinsicht durch die Wirkung der englischen Schriftsprache. Die englische Sprache hat in der Gegenwart weitaus den größten Geltungsbereich, und die Bevölkerung gelangt mit immer stärkerem Zusammenschmelzen der nichtenglisch sprechenden keltischen Bevölkerungsreste zur Einsprachigkeit, dem Wunsch und Ziel politisch geeinter Nationen. Die keltischen Monoglotten zählen in der Gegenwart nur wenig mehr als 300000 Köpfe, während nahezu 2 Millionen neben dem Englischen noch Keltisch sprechen. Mehrere Mundarten, unter welchen besonders der Dialekt von London die größte Bedeutung für die Schriftsprache gewonnen hat und auch der nordenglische an Wichtigkeit hervortritt, haben sich zur Stütze landschaftlicher Besonderheiten im englischen Volke entwickelt.

Außerordentlich groß ist die Volksdichte Englands, die aber eigentlich nicht mit einer Dichtigkeit der ländlichen Besiedlung gleichbedeutend ist. Die Dichtezahl von 130, die in Europa nur noch von Belgien und Holland erreicht wird, ist die Folge der industriellen Entwicklung der englischen Volkswirtschaft und des Überhandnehmens der städtischen Wohnweise. Die ländliche Bevölkerung ist fortwährend im Abnehmen begriffen. Das heißt mit anderen Worten, die moderne Fabrikkultur ist in England im stärksten und siegreichsten Vordringen gegen die ererbte Volkskultur begriffen, von der überhaupt nur noch einzelne Stücke hier und da vorhanden sind, was die materiellen Seiten dieser Kultur anlangt, während allerdings die in Geist, Gemüt und Sitte geborgenen ideellen Volksgüter sich treuer und zusammenhängender erhalten haben und die sozialen Verhältnisse in ihren allgemeinen Umrissen wie in Einzelzügen ebenfalls noch mehr oder minder deutlich auf ihren altgermanischen oder keltischen Charakter hindeuten.

In England sind von altersher zwei Arten von Ansiedlung und im Zusammenhang damit zwei Systeme der Agrarverfassung erkennbar. Im Norden und Westen waren und sind Hofansiedlungen landesüblich, während in den übrigen Teilen Englands der Typus der Dorfsiedlung vorherrscht. Hier besteht noch Feldgemeinschaft, und noch heute finden die altertümlichen Verlosungen der Acker- und Wiesenparzellen statt. Dabei herrschte früher Flurzwang, und die genossenschaftliche Bewirtschaftung der Äcker und Wiesen ist die häufigste Erscheinung wie in



Schweden, wie denn überhaupt der altgermanische Charakter dieser ganzen Verhältnisse zutage liegt.

Auch das ländliche Wohnhaus in England knüpft noch an den alten angelsächsischen Wohntypus an. In seiner einfachsten Gestalt war dies das alte europäische Herdhaus, „heal", die Halle oder Tenne, in deren Hintergrund sich der Herd befand. Die Normannen brachten manche weitere Entwicklung: neben der Halle den Kochraum, und wie schon früher neben dem Hauptraum je nach Bedürfnis und Vermögen kleinere Anbauten erfolgt waren, gliederten sich nun unter normannischem Einfluß der Halle in einem oberen Stockwerk die Hauptwohnräume an. Die weitere Entwicklung des englischen Hauses beschäftigt uns hier nicht, aber mit Teilnahme und Aufmerksamkeit wenden wir uns den Überresten zu, die auch auf dem Gebiete des Wohnwesens in den britischen Gebieten als Zeugnisse alter Zeit erhalten geblieben sind. Altertümliche Primitivwohnungen sind in der Gegenwart nur mehr in den schottischen Hochlanden aufzufinden, doch gab es noch im 18. Jahrhundert und selbst im 19. bis vor wenigen Jahrzehnten auf den britischen Inseln sporadisch überaus urtümliche Behausungen. Auf der Insel Lewis in der Hebridengruppe besteht noch deutlich das alteuropäische Herdhaus: ein einräumiger Steinbau, dessen eine Hälfte von den Menschen, die andere vom Vieh eingenommen wird; nur durch eine Reihe lose gelegter Steine sind dieselben voneinander getrennt. Im Wohnabteil steht der Herd entweder im Mittelpunkt oder ist an die Wand gerückt. Noch einfacher sind die niedrigen Erdhütten in den schottischen Hochlanden, einräumige Gelasse mit primitivem Herd in der Mitte. Auch von unterirdischen Grubenwohnungen und Bienenkorbhäusern, der allerdürftigsten Wohnweise Alteuropas, hören wir auf diesem Boden.

Altertümlichere Sitten und ethnographisch bemerkenswerteres Volkstum treffen wir in der Bevölkerung Großbritannines hauptsächlich bei den aus keltischem Volkstum hervorgegangenen Bewohnern von Wales und Cornwall, von Schottland und besonders von Irland an. Komplexion und Sprache sind die Wegweiser, die uns zu diesen Bevölkerungsgruppen führen, aber auch die Lebenszustände und das Kulturgut, namentlich der geistige Volksbesitz an Liedern, Mythen und Sagen, an Bräuchen und Festriten lassen sie aus der Masse der übrigen Nationen besonders hervortreten. Weitaus ursprünglicher als die ehemals keltischen Bevölkerungsteile Frankreichs, namentlich die Bretonen, ist die volkskundliche Artung der Anglokelten. Über 1400 Jahre selbständiger

Entwicklung waren ihnen in langer Vorzeit gegönnt, ehe die neuen, herrschend gewordenen Bevölkerungselemente ins Land kamen und neue Zustände herbeiführten. Bekannt ist die hohe Entwicklung und späte Nachblüte keltischer Kultur in Irland, die sich sowohl auf dem Gebiete materieller Leistungen wie in religiöser, sozialer und künstlerischer Beziehung äußerte. Die selbständige Entstehung der irischen Oghamschrift, die kirchliche und die Mönchskunst des 7. Jahrhunderts, in Kirchenbauten, Kirchengerät, Bücherwesen usw. sich äußernd, die Gründung zahlreicher fester Plätze in Seen und Mooren Irlands und Schottlands mit ihren Aufschüttungen, Pfahl- und Flechtwerkbauten, ihren Brücken und Dämmen, ihren festen Sippenhäusern, in denen ein ganzer Clan (schott. Sippenverband) Unterkunft fand, usw. bezeugen noch im frühen Mittelalter den Hochstand dieser eigenwüchsigen keltischen Gesittung, welche trotz Römertum und Christentum sich hier ruhig fortgebildet hatte.

Um so seltsamer berührt uns die primitive und armselige Lebenshaltung der gegenwärtigen irischen Landbevölkerung, die nur durch die schreckliche, von den Großgrundbesitzverhältnissen verschuldete Armut derselben und das Mißverhältnis von Volksvermehrung und Wirtschaftsmöglichkeiten im Lande erklärt werden kann. In Wales wie in Irland kommen als Siedlungsformen das lockere Straßendorf wie verstreute Lage der Gehöfte wechselnd vor. Die Häuser sind meist recht armselig, in Wales vielfach aus Lehm errichtet und mit Stroh gedeckt, meistens zwei Räume enthaltend, in deren einem unterschiedslos beisammen geschlafen wird. Die irländischen Bauernhäuser, am häufigsten eingeschossig, sind gewöhnlich aus Bruchsteinen mit Lehmanwurf erbaut und mit Stroh und Schilf gedeckt. Sie schließen einen Kaminherdraum nebst Stall oder Kammer ein. Bankbetten stehen zu beiden Seiten. Neben der Kaminfeuerung finden sich beiderseits niedrige Sitze aufgemauert, ganz ähnlich wie beim bretonischen Kamin. Ein Hängekessel, an Eisenketten in der Kaminnische hängend, dient zum Kochen. Als Sitzgelegenheiten finden sich niedrige Herdschemelchen. Als Heizmaterial dient vorwiegend Torf, der in Körben oder Korbwagen heimgebracht wird. Satteldachtruhen von einfachster Bauart bewahren Kleider, Wäsche und andere Habseligkeiten. Typisch sind die kleinen, zweirädrigen Karren, mitunter noch mit Scheibenrädern versehen, mit dem vorgespannten Esel, auf welchen die Lasten geführt werden, Kohle, Torf usw. Auch die altertümlichen Korbschleifen sind landesüblich. Ebenso einfach und isoliert ist das lederüberzogene leichte Fischerboot („coracle“) von runder

oder länglicher Form, das bereits in römischer Zeit erwähnt wird und sich örtlich noch heute in Gebrauch findet. Es ist so leicht, daß es von einem Mann bequem auf der Schulter über Land getragen werden kann.

Dürftig ist die Ernährung; in Wales bestreiten Mehl- und Brotsuppen, Kartoffel, Brot und Käse die Tafel, Apfelwein dient vielfach als Getränk. In Irland ist die Kost hauptsächlich auf die Kartoffel gestellt, der Schnapsverbrauch bedenklich groß. Von Volkstrachten ist einiges in Wales und Norddevon, mehr in Irland erhalten geblieben. So findet sich hier der irische Regenmantel mit Kapuze aus schwarzem, dickem Zeug, ältere Bauern tragen mitunter noch den Zylinderhut, Schoßrock und kurze Beinkleider, die indessen über die Knie herabreichen. Von einheimischen Hausindustrien sind Weberei und Spitzenerzeugung zu nennen. Das alte Sippenwesen ist völlig aufgelöst; von den religiösen und mythischen Überlieferungen des Keltentums hat sich zufolge des unerbittlichen Vernichtungskampfes, den Katholizismus und Hochkirche um die Wette gegen sie geführt haben, außer unverständlich gewordenen Festriten, Liedern und Sagen nichts erhalten. Die keltischen Dialekte sind meist in schnellstem Dahinschwinden begriffen, wiewohl in Wales und Irland eine eifrige Sprachschutzbewegung im Gange ist.

Wenn in England weniger als irgendwo in Europa von einer besonderen materiellen Volkskultur übriggeblieben ist, so läßt sich doch nicht verkennen, daß die Bevölkerung, vielfach noch sehr konservativ, auf sozialem, geselligem und geistigem Boden gar sehr bei den alten hergebrachten Lebensformen verharrt ist. Die täglichen Gewohnheiten, die herkömmlichen Ordnungen im Haus und Lebensweise, die Stellung und Privilegien der Stände, die Vorrechte der adligen Kaste mit ihren historisch erwachsenen Sonderlichkeiten, die steife Bigotterie weiter Kreise und vieles andere hat sich im englischen Volksleben erstaunlich starr und unbeweglich behauptet. Die maritime Entwicklung des Reiches seit dem Zeitalter der Königin Elisabeth, die Weltstellung des britischen Volkes, seine kommerzielle und industrielle Hochblüte in Verbindung mit seiner beispiellosen Weltläufigkeit haben aus der englischen Nation einen Volkscharakter geschaffen, in welchem sich Mittelalter und Gegenwart, heimatliches Wesen und Radikalismus, Germanentum und Kosmopolitismus auf das wunderbarste vermischen. Unter den verschiedenen ethnographischen Individualitäten Europas hat die englische Nation der Volkskunde am wenigsten, der Völkerpsychologie dagegen vielleicht am meisten zu bieten.

c) Die Deutschen.

Weit in die Vorzeit zurück, wie bei Skandinaviern und Engländern, reicht auch die Geschichte des deutschen Volkes. Sie hängt in entscheidender Art zusammen mit den zwei größten, geschichtlich erkennbaren Wanderungen desselben, seiner Ausbreitung durch den Norden Deutschlands vom 6. bis zum 4. Jahrhundert v. Chr. und mit seiner noch umfangreicheren und bekannteren nachchristlichen Ausbreitung in der Zeit der sogenannten Völkerwanderung. Diese beiden großen Epochen werden auch sprachlich durch die zwei umfangreichen Lautverschiebungsprozesse gekennzeichnet, deren erster und umfassenderer fast alle germanischen Sprachen ergriffen hat, während nur die mittel- und oberdeutschen Mundarten seit dem 6. oder 7. nachchristlichen Jahrhundert durch die sogenannte zweite Lautverschiebung noch weiter auf eine andere Stufe gerückt worden sind. Damit hat sich eine sprachliche Lockerung der deutschen Stämme vollzogen, die indessen weder politisch noch kulturell für die Schicksale der deutschen Nation verhängnisvoll geworden ist. Allein die Holländer, die wie die Friesen und Niedersachsen an der zweiten Lautverschiebung nicht teilnahmen, haben sich nicht nur ihre eigene Schriftsprache, sondern auch ihren eigenen Staat geschaffen.

Die deutsche Stammesgeschichte schildert die mannigfachen Wanderungen, historischen Schicksale und ausgebreiteten Kolonisationen jener zahlreichen Stämme, aus denen die deutsche Nation allmählich zufolge der politischen Großtaten der Frankenkönige, vor allem Karls des Großen, sodann der sächsischen Herrscher und der Hohenstaufen zusammengewachsen ist. Von den Niederdeutschen sind es die Friesen und Sachsen, von den Mitteldeutschen die Franken, von den Oberdeutschen endlich die Alemannen und Bajuvaren, die sich mit starken und siegreichen Ausbreitungsbestrebungen erobernd und kolonisierend in Nord- und Mitteleuropa auf Kosten anderer germanischer und nichtgermanischer Stämme ausgebreitet und festgesetzt haben. Sowohl die Friesen wie die Sachsen hat Karl der Große für den gewaltigen, von ihm aufgerichteten deutschen Staat gewonnen und zugleich christianisiert, erstere auf weithin ausgedehnten Gebieten längs der Nordsee herrschend, die letzteren in Niedersachsen über Holland bis weit nach Nordfrankreich verbreitet, um späterhin im Laufe des Mittelalters auch Ostdeutschland den dahin vorgedrungenen Slawen wieder fast gänzlich abzunehmen. In Mitteldeutsch-

land sind es die Franken, welche nach Ablauf einer großartigen Stammesgeschichte und weitester kriegerischer Ausbreitung in einer breiten Zone vom Fichtelgebirge längs des Mains und Rheins bis zum Meere herrschend bleiben. Franken wohnen auch noch im nördlichen Baden und Württemberg, Franken sind anderseits die Flamen in Belgien. Ihr Stamm ist es, der wie die Sachsen im späten Mittelalter eine ausgebreitete Kolonisation betätigt hat; sie sind das beliebteste Kolonistenvolk des deutschen Südostens geworden und haben in Böhmen, Mähren, in Niederösterreich, Westungarn und Siebenbürgen das Deutschtum gepflanzt. Während sie in Niederfranken noch auf der Stufe der ersten Lautverschiebung beharren, machen sich in Mittelfranken Übergänge zum Hochdeutschen bemerkbar, dem im Süden die Mundart gänzlich zugehört.

Im 5. Jahrhundert drängt auch die hochdeutsche Gruppe, drängen zuerst die Alemannen, dann die Bajuvaren gegen die römischen Lande vor. Die Alemannen erweitern ihr Gebiet nach Süden und Westen und verbreiten sich über Elsaß und die Alpen. Dadurch gewinnen sie, wenn auch zunächst nicht unbestritten, im Mittelalter wie in späterer Zeit ihr jetziges großes Stammesgebiet. Sowohl der natürliche Gegensatz zwischen Ober- und Unterland wie die gewaltige Ausbreitung des Stammes mit den verschiedenen dadurch gesetzten Blutmischungen hat den Anlaß zu mancherlei Besonderheiten und Spaltungen der Mundart und des Volkstums in seinem Bereiche gegeben.

Der aus den Markomannen hervorgegangene bajuvarische Volksstamm endlich drang zu Beginn des 6. Jahrhunderts aus Böhmen über den Nordwald an die Donau vor, breitete sich auch auf ihrem südlichen Ufer bis ins Hochgebirge hinein aus und setzte über den Inn nach Österreich hinüber, das in seinem deutschen Alpengebiet zum größten Teil von Bajuvaren besiedelt ist. An Beteiligung ostgermanischer Elemente bei der Bildung des Bayernstammes sowie an gotische Bestandteile in der bayrischen Mundart ist kaum zu denken.

Die deutsche Stammesgeschichte ist für sich allein nicht imstande, die gegenwärtig vorherrschenden Züge der Leiblichkeit, die Verschiedenheiten des Volkstums und der Kulturentwicklung in der so mannigfaltig gearteten deutschen Bevölkerung aufzuklären. Es verrät sich durch die anthropologische Beobachtung wie durch die geschichtlichen Zeugnisse, daß auch bei der Bildung der deutschen Bevölkerungsgruppen, zumal im Süden und Westen, starke ethnische Beimischungen und mächtige außerdeutsche Einflüsse beteiligt gewesen sind. Für die frühesten

Zeitläufte und dort, wo uns die Geschichte im Stiche läßt, scheint auch die Namenforschung das Vorhandensein älterer Bevölkerungselemente auf später deutsch gewordenem Boden und deren Aufsaugung durch die Zuwanderer zu erweisen.

Wenn nach dem Zeugnis der alten Schriftsteller die Germanen in stärkster Weise den Eindruck einer eigenartigen und reinen Rasse machten, durch hohen Wuchs, lichte Hautfarbe, blondes oder rotblondes Haar und blaue Augen in allen ihren Stämmen ausgezeichnet, und wenn auch die frühzeitlichen Funde germanischer Leibesreste von der Bronzezeit bis zur Merowingerperiode noch auf jene einheitliche Körperbildung mit vorherrschender Langköpfigkeit hinweisen, so ist der gegenwärtige Befund vielfach ein andrer, daß er nur als das Endergebnis einer von Norden nach Süden an Intensität fortschreitenden Mischung und Zusammensetzung mit fremden Bevölkerungsbestandteilen aufgefaßt werden kann. Für die Möglichkeit, ja die Notwendigkeit solcher Mischungen spricht von der andern Seite ja die Geschichte deutlich genug. Vorindogermanische und vorgermanische Elemente sind durch das Zeugnis der alten Berg-, Fluß- und Ortsnamen in den Alpengebieten genügend erwiesen, die Räter und Etrusker kommen wenigstens für den Süden in dieser Hinsicht gewiß in Betracht. Besonders keltische Bevölkerungsteile sind sicherlich in verschiedenen Landschaften und in beträchtlichem Ausmaße beteiligt, auch diese wahrscheinlich schon stark gemischt. Vor allem müssen wir uns erinnern, daß es im Westen und Süden Deutschlands bis zum großen Limes Romanus römische Provinzen, mit romanisierten Bevölkerungen und den Nachkommen der römischen Legionäre, Veteranen, Handwerker, Kaufleute, dicht besetzt gewesen sind, zwischen welche die eingewanderten deutschen Stämme sich niedergelassen haben.

Am Rhein, Main und an der Mosel, im Elsaß, in Tirol und Vorarlberg, in den innerösterreichischen Ländern bis zur Donau verrät sich die Bedeutung des römischen und romanisierten Elementes in Volkstum und Kulturentwicklung so umfänglich, daß auch sein anthropologischer Niederschlag in der leiblichen Beschaffenheit dieser Bevölkerung direkt vorausgesetzt werden muß. Denken wir weiter an die östlichen Gebiete, die, nachdem sie lange in tiefem Dunkel gelegen, beim Wiederanbrechen geschichtlichen Lichtes von Massen slawischer Völker und Völkchen besetzt sind, die über Leipzig, der Lindenstadt, bis nach Altenburg und Lüneburg gelangt, ja den Main hinab bis Bamberg und noch weiter vorgedrungen sind, in demselben Maße auch im Süden fast das halbe

österreichische Alpengebiet erfüllend. Wie dann die Rückströmung von Deutschland her erfolgt, welche diese slawisch gewordenen Gebiete in unablässigen Kämpfen unterworfen, geschwächt und deutsch kolonisiert hat, war auch hier das Ergebnis natürlich Mischung, Veränderung und Neugestaltung, anthropologisch so gut wie kulturell und politisch, im werdenden preußischen Staat und seiner Bevölkerung schließlich zum imponierenden Ausdruck gelangt.

Es stimmt daher mit den geschichtlichen Verhältnissen ganz gut zusammen, daß der größte Prozentsatz des blonden Typus im mittleren Norddeutschland — bis zu 54 Proz. gegen 31,8 Proz. in Deutschland überhaupt und 19,79 in Österreich — angetroffen wird, während der gemischte am häufigsten in Mitteldeutschland vertreten ist und der brünette in West- und Süddeutschland in bedeutenden Inseln auftritt: Braune in Deutschland 14,05 Proz., in Österreich 23,17 Proz., in der Schweiz 25,7 Proz. Wenn deutliche anthropologische Grenzen in der deutschen Bevölkerung nach dem Hergang der Stammesgeschichte und dem Verlaufe der gesamten deutschen Volksentwicklung — mit der großen Verkehrslebendigkeit in unseren Landen — naturgemäß fehlen, so sind solche sprachlicher oder mundartlicher Natur in größerer Schärfe als unter irgendeiner politisch geeinten Nation Europas vorhanden. Nicht nur steht das deutsche Volk in zwei großen Sprachlagern, ein Gegensatz, der mit seiner zersetzenden Wirkung durch die Schaffung der neuhochdeutschen Schriftsprache seit Luthers Bibelübersetzung genügend aufgehoben worden ist, die mundartliche Spaltung erstreckt sich auch innerhalb der einzelnen Stammesgebiete wiederum weiter auf einzelne größere oder kleinere Zonen von Unterdialekten. Es spiegelt sich in diesem Mundartenreichtum die landschaftliche und politische Zerklüftung, um nicht zu sagen Zerrissenheit der deutschen Bevölkerung in vergangenen Tagen, die allerdings im letzten Jahrhundert der Macht einigender und zusammenfassender Einflüsse in auffälligem Grade gewichen ist. Wenn auch bis auf den heutigen Tag die Eigenart vieler deutscher Stämme deutlich und kraftvoll fortdauern als die unversiegliche Quelle nationalen Reichtums, so hat doch die nationale Entwicklung ihren Gegensatz mehr und mehr auf die einfachste Formel, den Gegensatz von Norddeutschland und Süddeutschland gebracht, ein Gegensatz, der zusammenfällt mit dem von Protestantismus und Katholizismus, von Niederdeutsch und Hochdeutsch, von reinem Germanentum und durch den Romanismus hindurchgegangenem Deutschtum.

Entsprechend der langen Wander- und Kolonisationsgeschichte des deutschen Volkes sind die Siedlungsarten der Deutschen sehr mannigfaltige, und in den Typen der Haufen- oder Sippendörfer, der Einzelhöfe, des Reihendorfs, der Rundlinge und der Straßendörfer spiegeln sich sehr verschiedene Geschichtsepochen und sehr verschiedene Wirtschaftsverhältnisse wider. Die älteste und wichtigste ist das Sippendorf, an dem verschiedene deutsche Stämme Anteil haben, Norddeutsche wie Süddeutsche, mit zugehöriger Ackerverlosung, Flurzwang und Arbeitsgenossenschaft, wovon sich Spuren bei den Winzern in Süddeutschland wie bei den Inselfriesen im Norden, im Böhmer Wald wie bei den fränkischen Kolonisten Siebenbürgens erhalten haben. Nicht minder alt als diese Haufendörfer sind auch die meisten der auf deutschem Gebiet typisch verbreiteten Einzelhöfe, die ebenfalls durch ganz West- und Süddeutschland sich finden, aber nur meist in kleineren Verbreitungsinseln. Der Einzelhof ist eine uralt germanische Hausungsform, in Norwegen, Schweden, in Schleswig-Holstein geradeso seit ältester Zeit heimisch wie unter den deutschen Stämmen; es ist daher unstichhaltig, sie auf ursprünglich keltische Siedlung zu beziehen. In Oberdeutschland ist auch die Weilerform der Niederlassung verbreitet; späterer Siedlung unter grundherrlicher — fürstlicher oder klösterlicher — Ausbreitung verdanken die Reihendörfer Deutschlands ihre Entstehung. Es ist ein ausgesprochener Kolonisationstypus, der schon unter Karl dem Großen im fränkischen und alemannischen Gebiete durchzugreifen beginnt und später auch auf slawischem und ungarischem Boden herrschend wird. Um den Anfang des 12. Jahrhunderts beginnt auch die Kolonisierung des deutschen Nordostens, neben der Pflanzung der deutsch-österreichischen Mark die größte Tat der deutschen Bauern, vorherrschend in dem gleichen Typus der Reihendörfer oder der engen Zeilendörfer. Im nördlichen oder mittleren Teile Ostdeutschlands findet sich dann endlich, auf die ältere slawische Bevölkerungsschicht zurückweisend, noch eine andere Siedlungsform, die Runddörfer oder Rundlinge und die mit den Straßendörfern eng verwandten Zeilendörfer, namentlich in fränkischen Kolonisationsgebieten.

Vielgestaltig wie die Siedlungsformen auf deutschem Volksgebiet ist auch die Bauart des deutschen Bauernhauses. Unstreitig bestehen gewisse Zusammenhänge zwischen Siedlungsart und Hausform, aber keineswegs läßt sich sagen, daß jede Siedlungsform ihren bestimmten und besonderen Haustypus mit sich führte. Der letztere ist viel mehr

als die erstere mit der Eigenart der verschiedenen deutschen Stämme verknüpft. Mit anderen Worten: die deutschen Haustypen sind ethnographischer Art, was von den Siedlungsformen nicht so bestimmt und allgemeingültig gesagt werden kann, da auf diese die geographischen Eigenschaften des Landes, die Verteilung der geeigneten Stellen im Gelände, die Güte des Bodens usw. mitbestimmend einwirken.

Die Hauskultur des deutschen Volkes ist beträchtlich weiter fortgeschritten und mannigfaltiger auseinandergetreten, als dies von irgendeiner Nation Europas gesagt werden kann. Die Wohnsitten Deutschlands stehen wirtschaftlich, technologisch und sittlich auf einer bedeutend höheren Stufe als diejenigen der romanischen oder slawischen Länder. Primitivformen der Wohnweise haben sich nur im Gebiete der zeitlich begrenzten Behausung, besonders in den an altertümlichen Überlebseln ja überhaupt reicheren Gebirgslandschaften erhalten. Die Almhütten der Alpengegenden, die nur den Sommer über bezogen werden, meist einräumige Herdhäuser, die Holzknechthütten der Gebirgswälder, die Sommerbauden im Riesengebirge, die Köhlerhütten im Harz, die in der Anlage mit den alteuropäischen Rundhütten viele Ähnlichkeit bewahren, gewähren solche Beispiele altertümlichen Hausens auf deutschem Volksboden.

Entsprechend der Stufung des deutschen Volkstums nach jenen drei Zonen des Nieder-, Mittel- und Oberdeutschen scheiden sich auch die deutschen Hausformen von Norden nach Süden in mehrere Typen von verschiedener Altertümlichkeit und Unberührtheit. Die älteste deutsche Hausform ist sicher im niedersächsischen Haus bewahrt, auf dessen Gestaltung schon die frühesten geschichtlichen Nachrichten über die germanische Wohnung und die Hausurnen hindeuten. Sein entscheidendes Merkmal ist die Einräumigkeit, die unter einem Dache die Wohnung mit freier offener Herdanlage, die Stallungen, das Heu- und Getreidelager samt dem Wirtschaftsraume ungetrennt umfaßt. Im Grunde ist es nichts andres als das uns schon mehrfach bekanntgewordene alteuropäische einräumige Herdhaus, nur entsprechend dem größeren Viehstand und dem fortgeschrittenen Ackerbau zu Wirtschaftszwecken weiter ausgestaltet. Deutliche Spuren dieses Herdhauses sind übrigens auch im altertümlichen ostdeutschen Fischerhaus auf der Halbinsel Hela sowie im holländischen Haus von Zaandam und auf der Insel Marken in der Zuider See erhalten. In seiner inneren Einteilung stecken Züge früher Zeit: der große Hallenraum mit Vorraum ist durch nachfolgende Abtrennung einer Wohnstube ebensowenig verwischt wie durch den Einbau

eines mächtigen Schlotes um die Herdanlage. Man hat das ostdeutsche Vorhallenhaus mit dem nordischen in Beziehung gebracht, was glaublich ist, da das Vorhallenhaus in Deutschland schon aus der Bronzezeit im Haus von Buch und auf der Römerschanze nachgewiesen ist.

Die Verbreitung des niedersächsischen Haustypus, der in mehrere Hauptgestalten auseinandergetreten erscheint, ist eine außerordentlich große. Nächstverwandt ist ihm der friesische Hausstil. Alles an diesen Häusern atmet hohe Altertümlichkeit, wie sie nur noch in Niederdeutschland gefunden werden kann. Dazu ist auch der Firstschmuck mit den gekreuzten Pferdeköpfen zu stellen, die wohl mit Recht auf altgermanische Sitte bezogen werden. Während hier im Norden Hausstil und Stammesgebiet sich im großen und ganzen decken, sind in Mittel- und Süddeutschland infolge der verwickelten Stammesgeschichte und reicher Kolonisationen, auch unter dem Einfluß romanischer Wohnsitte in der Berührungszone von römischer Kultur und germanischer Art, die Hausformen viel stärker durcheinander geworfen und in andrer Richtung entwickelt. Das Einhaus ist in Mittel- und Oberdeutschland lange nicht in so vorherrschendem Maße üblich wie im Norden, und der Wohnraum ist vom Wirtschaftsraum hier immer entschieden abgetrennt, oder es sind beide auch ganz selbständig voneinander erbaut. Das oberdeutsche Haus ist besonders durch die heizbare Stube charakterisiert, ein Wohnfortschritt, der vermutlich irgendwie römischem Einfluß verdankt wird. Es tritt auf bayrischem, fränkischem und alemannischem Gebiet in mannigfacher Weise verschieden gestaltet auf und ist mit Kolonisten weithin auch in nichtdeutsche Länder vorgedrungen. Bunt gemischt sind die Hausformen der Schweiz, wo viele andere Elemente, burgundische, keltische, rätische und romanische hinzugetreten sind.

Wie die Hausformen Deutschlands sind auch die innere Wohneinrichtung und der Hausrat stammhaft geschieden und überall besonders reich entwickelt. Im Norden herrscht enge Verwandtschaft mit skandinavischen Formen: wandfestes Mobiliar, Heizeinrichtung, Herdform und Herdgerät, die Typen der Gefäße, die starke Vorherrschaft des Holzes und sein Zierstil — alles deutet auf ältere, allgemein germanische Vorkommnisse, die in breiter Zone vom flämischen Gebiet bis in die deutschen Ostseeprovinzen Rußlands sich erstrecken und ihre Ausläufer in England wie in Skandinavien besitzen. Auch der vielfach anders geartete Hausrat des oberdeutschen Hauses besonders mit den Zügen der fränkischen Kolonisation ist typisch und mit ihm gewandert.

Wie schon die ältesten Deutschen ein Volk von Viehzüchtern und Bauern gewesen sind, steht auch heute trotz starker Gewerbtätigkeit und hochentwickelter Städtebildung das deutsche Volkstum noch immer auf landwirtschaftlicher Betätigung der Bevölkerung begründet. Im Hirtenleben der norddeutschen Heiden und der süddeutschen Gebirge, in den Alpen, Vogesen, im Schwarzwald und Riesengebirge, das seit Jahrhunderten in seinen Formen beständig geblieben ist, erkennen wir den sichersten Schrein ältester Volkssitte, ebenso wie die andre und wichtigste Arbeit des Volkes, der Ackerbau, obwohl jünger als die Weidewirtschaft, bei allem Fortschritt des technischen Betriebes von altertümlichen Überlieferungen und Naturanschauungen ganz durchdrungen erscheint. Die schwere Pflugarbeit mit dem vollkommenen deutschen Pflug, das Roden und Reuten, Säen und Ernten geschah noch bis vor kurzem und geschieht landschaftlich noch heute unter Formen und Bräuchen, mit Werkzeugen und nach Methoden, die zum größten Teil sich als deutscher Ur- und Eigenbesitz herausstellen, während Obst- und Weinbau, Gemüse- und Blumenzucht durch Technik und Namen den römischen Lehrmeister verraten. Mit dem Körnerbau, der vorwiegend Männersache ist, wie ähnlich mit der Hauswirtschaft, an der beide Geschlechter sich beteiligen, sind aus heidnischer Naturreligion wie aus dem christlichen Glauben geschöpfte Bräuche in Fülle verknüpft. Auch in dem hauptsächlich den Weibern überantworteten Anbau und Verarbeiten der Gespinstpflanzen steckt noch eine Fülle uralten Vegetationszaubers, allerdings schon stark verwischt und ins Scherzhafte gewendet, während Wein-, Hopfen- und Kartoffelbau später erlernt und von auswärts übernommen, ohne altertümliches und eigenartiges Gepräge auftreten. Dagegen verblieb eine Reihe andrer Volksarbeiten unter Deutschen wie sonst in Europa je nach ihrem Alter und nach ihrer geschichtlichen Quelle, in mehr oder minder volkstümlicher Gewandung, wie die Fischerei und Jagd, das Schifferwesen, die Köhlerei solche an altertümlichen Sprachausdrücken, Techniken, Geräten, Bräuchen und Aberglauben überreiche Berufszweige darstellen, die in verschiedenen, meist sehr frühen Kulturepochen übrigens auch mancherlei Beziehungen nach auswärts haben. Im deutschen, wie überhaupt im germanischen Handwerk tritt uns der römische Einfluß auf allen Linien deutlich entgegen, wofür die Handwerkernamen und die Benennungen wie Formen ihrer Werkzeuge den Beweis liefern.

Die deutschen Volkstrachten, heute schon stark im Schwinden

begriffen, und zwar bei der mehr weltläufigen Männerwelt viel mehr als bei dem konservativeren Weibervolke, blicken auf kein sehr großes Alter zurück und sind durchweg veraltete Kleidermoden bürgerlicher Herkunft, in bäuerlichem Geschmack nach Schnitt, Farbe und Ausputz zurechtgemacht. Nur in wenigen Volksgebieten, im Gebirge vor allem, dann in den Heidelandschaften bergen sich in der deutschen Tracht noch Stücke höheren Alters. Zumeist sind das 18. und die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts als diejenigen Zeitepochen anzusprechen, aus deren Kleidermoden die unerschöpflich abgewandelten Bauerntrachten der deutschen Stämme stammen. Der Kleiderprunk des deutschen Volkes ist immerhin gegenüber dem weitaus auffallenderen Primitivstaat der slawischen Welt und auch gegenüber dem früheren aufgedonnerten Gewandluxus der Franzosen oder Italiener gemäßigt, wenn auch landschaftlich, wie im Elsaß, in Hessen, in den Alpen (Südtirol), prächtig und auffallend genug. Ein deutlicher Gegensatz waltet zwischen den Trachten Nord- und Mitteldeutschlands und denen des gebirgigen Südens und Westens, in der Schweiz, in Bayern und Deutsch-Österreich. In den Kolonisationsländern bei slawischer oder magyarischer Nachbarschaft hat sich starker Einfluß von dieser Seite her bemerkbar gemacht, wie der Deutsche fremder Kleidersitte immer leicht erlegen ist. Auch die verschiedene Religion hat in der Trachtenentwicklung der Deutschen stark eingegriffen. Der Protestantismus hat besonders in der Ausbildung der Feiertags- und Festtracht vereinfachend und leerem Prunke entgegenstrebend gewirkt.

In der deutschen Lebenssitte, die oft viel deutlicher und unmittelbarer in das indogermanische Altertum zurückgreift, als dies bei den durch die Romanisierung gestörten lateinischen Nationen der Fall sein kann, sind hauptsächlich zwei Elemente zu erkennen: ein oft noch stark heidnisches älteres, und ein jüngeres, entschieden christliches oder kirchliches Element, womit in zahlreichen Fällen sich dann noch ein nationales verbindet. In den Grenzgebieten des deutschen Volkstums ist dann auch noch mancherlei fremder Brauch und besonders welsche Sitte eingedrungen, zumal in der kindlichen Welt und den ihrem Wohle geltenden Anstalten. Das Gerüst der Hochzeitsriten ist noch immer altgermanisch und zeigt gegenüber dem romanischen, mehr geschäftlichen Wesen, wie besonders den slawischen Hochzeitsbräuchen mit ihrer primitiven, szenenreichen Dramatik den schlichten Charakter eines wichtigen Familienfestes, das zugleich ein frohes Gemeindefest bedeutet. Eine

reiche, vielfach in ihren Ursprüngen gemeineuropäische Symbolik rankt sich um ihre einzelnen Abschnitte, und es ist erfreulich zu sehen, daß die gemeine Erotik weder so laszív, wie vielfach unter Romanen, noch so primitiv roh, wie unter Slawen, in die Hochzeitslust hereinspielt.

Von ähnlicher kultureller Schichtung wie Sitte und Brauch im deutschen Privatleben ist auch der Festbrauch im Ablauf des wirtschaftlichen Festkalenders. Die halbreligiöse Freude an den alten heidnischen Naturfesten, die sich besonders an die Jahreszeitwenden und an die Hauptabschnitte der ländlichen Arbeit geknüpft haben, ist mit der Zeit wie überall im christlichen Europa, mit christlicher Feststimmung an den Hauptkirchenfeiern in Verbindung getreten, so daß der Ring des deutschen Festjahres aus lauter Mischfesten zusammengesetzt ist. Der protestantische Teil Deutschlands ist an solchen Überlieferungen weit ärmer als die katholisch verbliebene Bevölkerung, die auch im Wallfahrts- und Votivwesen eine aus Italien überkommene Heils- und Festquelle besitzt.

So hat das deutsche Volk in allen seinen Stämmen auf verschiedensten Lebensgebieten seine angestammte und im europäischen Kulturgang mannigfach bereicherte Eigenart, besonders in den breiteren Schichten des eigentlichen Volkes, bis auf den heutigen Tag zum Ausdruck zu bringen gewußt und erscheint trotz aller Gegensätze geographischer, geschichtlicher und wirtschaftlicher Art als ein einheitlicher, nationaler Organismus von vollem Eigengepräge gegenüber den andern europäischen Nationen. In den höheren Lebenssphären und Bevölkerungsschichten allerdings hat der Geschichtsgang den massenhaften Zufluß fremden Kulturgutes, der französischen und italienischen, früher auch der spanisch-arabischen Bildung und Künste und damit die Schwächung des deutschen Volkswesens durch lange Zeiträume begünstigt. Auf den Import der römischen Kultur folgte hier erst die romanische, später die französisch-gotische Geistes- und Kunstepoche. Der Humanismus, von Byzanz aus erweckt und in Italiens Renaissancebewegung erstarkt, schlug die deutsche Bildung durch Schul- und Gelehrtenwesen abermals in fremde Fesseln. Immer stärker verfiel deutsches Wesen leerer Ausländerei, und mit der französischen Revolution und der darauffolgenden Gewaltherrschaft Napoleons, die lange Zeit nicht einmal als unerträglich empfunden wurde, schien das deutsche Volkstum in ernster Gefahr, sich selbst zu verlieren. Da wurde die drohende Auflösung Deutschlands als solche einerseits durch den gemeinsamen Besitz der idealen Güter des Deutschtums, der hochdeutschen Sprache, seiner unvergleichlichen

Dichtung und der aus dieser hervorgegangenen Wissenschaft, und anderseits durch die politische Erstarkung des deutschen Nordostens verhindert, und die Einigung der Nation vollzog sich als idealer Lohn reinigender kriegerischer Anstrengungen.

Nunmehr ist das deutsche Volk in ähnlicher Entwicklung begriffen, wie sie die englische Nation teilweise schon hinter sich hat. Die außerordentliche Verdichtung der Bevölkerung, ihre Anhäufung in Städten und Großstädten, die gewaltig entwickelte Industrie mit ihren verheerenden Folgeerscheinungen für das ländliche Volkswesen, wirken hierbei in ganz ähnlicher Art und Richtung, wie die beginnende Umwandlung Deutschlands in einen Kolonialstaat und der starke Zug zum Meere die tiefgreifende Verwandlung des deutschen Volkstums — vor dem Weltkriege — vorzubereiten schien.

5. Die Lettoslawen.

In der Völkerfamilie Europas spielt die menschenreiche und weitverbreitete lettoslawische Bevölkerungsgruppe gewiß nicht die letzte Rolle, wenn sie auch am spätesten von allen Indogermanen in die Geschichte getreten ist und am wenigsten Geschichte erlebt hat. Ihre Größe und kulturelle Bestimmung liegt, wenn man auf die überlauten slawischen Stimmen hören wollte, in der Zukunft. In der Vergangenheit und Gegenwart allerdings kann diese ungeheure Gruppe, weder durch nahe Sprachverwandtschaft, noch durch die Wohnsitze, auch nicht durch Staatlichkeit oder gemeinsame historische Schicksale in sich geeinigt, wie sie ist, mit den übrigen alten, durch Sprachen- und Staateneinheit zusammengehaltenen Kulturnationen Europas keineswegs auf eine Linie gestellt werden. Sie führt, nahe dem Orient und dem uns rassenfremden Völkerleben des Ostens, geschichtlich und kulturell vielfach ein Dasein für sich und fast unabhängig von dem übrigen Europa, mit dem es nur durch seine am weitesten nach dem Westen vorgeschobenen mitteleuropäischen Glieder: Tschechen, Wenden und Polen, Zusammenhang besitzt. Oströmisches und byzantinisches Kulturerbe bildet die geschichtliche Mitgift, die ihm Europa übermacht hat; finnische, türkische und im engern Sinn mongolische Rasse und Kultur, aus Asien stammend und in immer wiederholten Wellen von dort herüberschlagend, sein stärkstes Kräftereservoir, demgegenüber der Kultureinfluß aus dem Westen, wenigstens in älterer Zeit und in den breiten Schichten des eigentlichen

Volkes, zumal in Rußland und auf der Balkanhalbinsel, an Bedeutung stark zurücktritt. In der lettoslawischen Welt und seinem mannigfach gegliederten Völkerleben verbirgt sich demgemäß, trotz fortgeschrittenerer Zustände bei einzelnen Gruppen und in den höheren Bevölkerungsschichten, unvergleichlich mehr Altertümlichkeit und Primitivdasein als im übrigen Europa.

Eine Fülle urtümlicher Lebens- und Gesittungszüge überrascht den erstaunten Volksforscher in Rußland und unter den Balkanvölkern auf Schritt und Tritt und gibt ihm vielfach die Möglichkeit an die Hand, das Bild ferner kultureller Vorzeiten Europas zu rekonstruieren. Der fortgeschrittenen Westhälfte unseres Erdteils mit ihren geschichtlichen Hochkulturen, die wir bisher betrachtet, tritt die von der slawischen Welt gebildete große Osthälfte mit starkem Unterschied entgegen, der sich auf geographischem und historischem Boden, in Religion und Gesittung, im Nationalcharakter wie in den historischen Schicksalen aller Slawen und ihrer Verwandten kundgibt. Diese Gegensätzlichkeit wird auch in der Politik und dem politischen Denken der Slawen selbst deutlich betont, und erst in der allerletzten Zeit bereitet sich eine Wendung insofern vor, als die selbständig gewordenen slawischen Nationen mehr und mehr ihren Anteil an der gemeinsamen europäischen Entwicklung zu nehmen suchen, von der die slawische Welt bis vor kurzem durch Geschichtsfügung und eigne Wahl sich ferngehalten hat.

Die ältesten Quellen und die Schlüsse der Sprachforscher setzen die Slawen übereinstimmend an die Weichsel, die einstmals ihre Westgrenze gebildet haben muß. Sie haben damals in der Nachbarschaft der Germanen gelebt und früh, wie vielfach dann noch später, von diesen Kultureinflüsse aller Art erfahren. Auch mit den Finnen Ost- und Südrußlands stehen sie seit ältester Zeit in nahen Beziehungen ethnischer und kultureller Art, und es ist aus vielen Gründen anzunehmen, daß auch von dieser Seite, anthropologisch und kulturell, stärkster Einfluß geübt worden ist. Daneben sind skythisch-iranische Bezüge sichergestellt: aus allem erhellt die ausgesprochene östliche, orientalische Kulturstellung der Slawen, wie sie ja auch sprachlich zu der östlichen Gruppe der indogermanischen „Satem“-Völker zählen.

Die geographische Aufrollung der Lettoslawen erfolgt gleichsam vor unseren Augen in geschichtlicher Zeit durch die Wanderungen der baltischen und slawischen Völker, welch letztere im Zeitraume vom 3. bis zum 7. nachchristlichen Jahrhundert vor sich gingen. In verhältnis-

mäßig später Zeit, aber doch am frühesten im Auseinandergehen dieses indogermanischen Völkerstammes, hat sich zunächst der baltische Zweig, dem die späteren Litauer, die Letten und Altpreußen zugehören und der mit den Slawen noch im 5. vorchristlichen Jahrhundert eine engere Spracheinheit gebildet hatte, von dem gemeinsamen Stamme losgelöst und seine späteren Sitze bezogen. Er wird zuerst in den „Aestii“ des Tacitus an der Bernsteinküste genannt, und es ist wahrscheinlich, daß seine Ausbreitung über das östlichste Ostpreußen und die angrenzenden russischen Gouvernements Kowno, Wilna, Suwalki und Grodno sowie die Ostseeprovinzen Rußlands von der Sumpfregion des Pripet als ihrer frühesten Basis nach dem Norden zu vor sich gegangen ist.

Aus ihrer ältesten und eigentlichen Heimat, die heute übereinstimmend am Gebiet des mittleren und oberen Dniepr gesucht wird, haben sich die alten Slawen in langen und mehrfachen Wanderungen und Kolonisationen, vielleicht gedrängt und geschoben von mongolischen (finnischen und türkischen) Völkermassen und durch eigene völkische Fruchtbarkeit wie durch zugemischte fremde Elemente mächtig angewachsen, erst nach dem Westen, später auch nach dem Süden und Osten, teils unter heftigen Kämpfen, teils kampflos und friedlich weithin ausgebreitet, wobei die starke sprachliche und völkische Spaltung der späteren Zeit sich allmählich vorbereitete. Wie die Germanen, haben die Slawen auf vielen geographischen Schauplätzen im Laufe der Jahrhunderte sich festgesetzt und ihre Eigenentwicklung begonnen. Ein Teil der Slawen rückte westwärts bis weit in die Mitte Deutschlands in dem Maße vor, wie eben die Germanen ihre Sitze östlich der Elbe aufgegeben hatten. Der kriegerische Inhalt des Mittelalters besteht hier vielfach in zähen Kämpfen der später zurückdrängenden deutschen Volkselemente gegen die nachgerückten slawischen Nachbarn, die in Deutschland bis in das mittlere Maingebiet, nach Thüringen, Braunschweig, Sachsen, in den Ostalpen bis an den Inn und weit ins Pustertal hinein vorgedrungen waren.

Es ist dies die westslawische Gruppe, vertreten durch Wenden und Sorben, Polaben, Tschechen, Slowaken und Polen, die seit dem 8. und 9. Jahrhundert Christentum und höhere Kultur von Rom und dem westlichen Mitteleuropa empfingen und in der Folgezeit teils immer mehr zurückgedrängt und aufgerieben (wie die Wenden und Sorben), teils isoliert wurden (wie die Tschechen und Slowaken) und nur in den Polen zu längerer staatlicher und kultureller Selbständigkeit gelangten, freilich ohne dieselbe endgültig behaupten zu können. Aus den

geschichtlichen Überlieferungen und nach dem Zeugnis der in Deutschland sowie in den Sudetenländern erhaltenen Ortsnamen können wir uns noch über die geschlechterweise unter Führung von Sippenhäuptern und Stammesfürsten erfolgten Siedelungsart der alten Slawen, ihre Rundlings- und Straßendörfer usw. ein ganz gutes Bild machen, das an Anschaulichkeit und Genauigkeit bei den übrigen Zweigen der slawischen Völkerfamilie noch weit übertroffen wird. Zumal die Wanderungen und Festsetzungen der Südslawen, die mit den Kroaten im Vortrab seit dem 5. Jahrhundert sich in Istrien, Dalmatien und im südlichen Pannonien niederließen, unaufhaltsam gegen die Balkanländer vordrangen und die Gebiete des heutigen Bosnien, der Herzegowina und Serbiens besetzten, ein Siedlungsprozeß, der im 9. Jahrhundert bereits so ziemlich abgeschlossen ist, erfolgten in Brüderschaften (bratstvo), die sich zu Stämmen (pleme) zusammenschlossen, wobei die Territorien der Stämme nach den verschiedenen Ahnherren des Geschlechtes benannt zu werden pflegten. Die Organisation dieser Geschlechterstaaten hat sich hier vielfach ungelockert und durchsichtig bis in die Gegenwart erhalten. Neben dem gliederreichen Ast der Serbokroaten werden zu den Südslawen noch die Slowenen gerechnet, welche gegenwärtig mit einer sehr verwickelten Sprachgrenze der deutschösterreichischen Bevölkerung benachbart sind. Sie treten seit dem 6. Jahrhundert in ihren heutigen Gegenden auf, und insbesondere die breiten Täler der Save und der Drau werden von den Ankömmlingen besetzt. Auf diesen Slawen lastete das Joch awarischer Oberhoheit, die sie im 8. Jahrhundert mit der bayrischen Herrschaft vertauschen. Kulturell sind sie von romanischer und deutscher Seite her auf das stärkste beeinflußt worden, nicht ohne, namentlich in ihren geistigen Volksüberlieferungen, slawisches Urgut treu bewahrt zu haben. Das Altslowenische ist zur slawischen Kirchensprache geworden. Der dritte Ast der Südslawen, die Bulgaren, hatten ihre Sitze am Don und der Kama, von wo sie, als das große Chasarenreich an der unteren Wolga gegründet worden war, zum Teil nach der unteren Donau zogen und unter Vermischung mit den Slawen und Annahme ihrer Sprache die Entwicklung zum bulgarischen Volk durchmachten. Nach ihrer anthropologischen Herkunft sind sie ursprünglich zur Gruppe der Wolgafinnen zu stellen, das Musterbeispiel eines Volkes von widerspruchsvoller Stellung.

Weitaus zur größten politischen und geschichtlichen Rolle im europäischen Völkerleben unter allen Slawen hat sich die ostslawische

Gruppe mit der russischen Nation emporgeschwungen. In dreifacher Gliederung als Großrussen, Weißrussen und Kleinrussen erfüllt das Russentum, durch Orthodoxie und Staatlichkeit, aber nicht in gleichem Maße durch politische Sympathien, Geschichte und Kulturzustände geeint, das ungeheure osteuropäische Tiefland mit seinen Millionenzahlen. Die Gründung des russischen Reiches durch schwedische Waräger fällt in das Jahr 862, aber naturgemäß sind die im Verhältnis zur slawischen Überzahl nur unbedeutenden schwedischen Elemente, wenn auch ursprünglich in herrschender Stellung, bald entnationalisiert worden. Aus den altrussischen Reichen von Kiew und Moskau erwuchs das eigentliche Rußland, das mit der Aufsaugung und Russifizierung der kriegerischen mongolischen und der südrussisch-finnischen Elemente einen der großartigsten Volksbildungsprozesse mit staunenswürdigen Erfolgen vollzogen hat. Unter großen und zielbewußten Herrschern, die einerseits ihr Reich den westeuropäischen Gesittungseinflüssen bereitwillig öffneten, anderseits der geschichtlichen Sendung des Russentums in Südosteuropa und Asien neue Bahnen wiesen und vor allem auch den Weg zu günstigen Meeresküsten suchten, beginnt die Europäisierung des russischen Staates und der russischen Gesellschaft, während das eigentliche Volk selbst in allen ethnischen Gruppen, Litauern wie Letten, Polen und Weißrussen, Großrussen, Kleinrussen und Ruthenen (Huzulen) an seinen kulturellen Zuständen und Überlieferungen mit Zähigkeit festhält und dieselben auf Kosten der rassenfremden finnisch-tatarischen Elemente und ihrer rohen Ursprünglichkeit noch immer weiter ausbreitet.

Aus dieser so umfangreichen und verwickelten Ausbreitungsgeschichte des Slawentums erhellt die Unrichtigkeit des Satzes, der oft nachgesprochen worden ist, die Slawen seien eine durchaus ungeschichtliche Rasse und das Christentum das einzige und große geschichtliche Ereignis, das sie getroffen hat. Allerdings waren sie vielfach in einen Geschichtslauf eingeschlossen, der das eigentliche Europa nur gestreift oder vorübergehend erschüttert hat, wie die magyarische Einwanderung und die Aufrichtung des ungarischen Staates, später der Mongolensturm und zuletzt die lange und furchtbare türkische Invasion solche gewaltige geschichtliche Unwetter bedeuteten, die mit voller Wucht und Härte hauptsächlich den slawischen Osten trafen. Namentlich das Eindringen der finnischen Magyarenhorden, die wie ein unwiderstehlicher Völkerkeil das Slawentum auseinanderrissen und seine nördlich verbreiteten Stämme auf immer von den südwärts gewanderten und in den dinari-

schen Gebieten festgesetzten Südslawen politisch und kulturell abtrennten, muß als ein höchst folgenreiches ethnisches Ereignis des europäischen Ostens gewertet werden. Und während die Eroberung des alten Byzanz durch die Türken nur indirekt für Europa ein historisches Ereignis bedeuten konnte, ist die damit eingeleitete türkische Herrschafts- und Kulturepoche den Balkanvölkern ein ungeheures Geschichtsintermezzo geworden, das erst in der jüngsten Gegenwart an sein Ende gelangt ist, wobei noch nicht abzusehen sein dürfte, wie nun die so lange aufgehaltene Entwicklung des Südslawentums sich gestalten wird.

Ähnlich wie bei den romanischen und germanischen Völkerfamilien kündigt sich auch innerhalb der weitverzweigten, sprachlich und geschichtlich vielfach geschiedenen slawischen Völkergruppe auf den verschiedensten Lebens- und Kulturgebieten eine gewisse, aus ferner Vorzeit herüberreichende Verwandtschaft und Einheitlichkeit der Volksartung an. Die starken und vielseitigen fremden Einflüsse, denen die einzelnen slawischen Völker in ihrer individuellen Kultur- und Geschichtsentwicklung ausgesetzt gewesen sind, haben doch nicht vermocht, die eigenen, tiefgeprägten Züge in größerem Ausmaße zu verwischen. Sicher haben die Westslawen in Haus- und Wirtschaftswesen, in Religion und geistigen Überlieferungen, in Volkskunst und technischen Dingen, nach dem untrüglichen Zeugnis der Sachen und Wörter, außerordentlich viel Kulturgut von den Deutschen übernommen und ihnen wohl auch manches abgegeben. Sicher stehen die Südslawen zum Teil unter starkem romanischem (italienisch-venezianischem) und byzantinischem, später auch türkischem Einfluß, der sich im Hauswesen wie in der Tracht, im Volksschmuck wie in den Formen des Kultes usw. auf das mannigfachste äußert. Und nicht minder wissen wir von den Russen, wie viel sie einerseits von den Schweden und Deutschen, anderseits von den zahlreichen finnischen Stämmen, von Tataren und Mongolen auf allen Gebieten ihres Lebens, ihrer Kunst, ihrer religiösen und sittlichen Anschauungen und Bräuche übernommen haben. Aber jenseits aller dieser fremdländischen Züge und gemeineuropäischen Gesittungselemente stehen doch in jedem einzelnen slawischen Volkstum so viel charakteristische Eigentümlichkeiten beisammen, daß sich der Versuch rechtfertigt, sie als gemeinslawisch oder doch als slawischen Eigenbesitz zu erweisen. Auffällig drängen sich solche Züge im Gebiete der materiellen Kultur, wie besonders auch auf sozialem und religiösem Boden zusammen.

In den Siedlungsformen herrschen entsprechend dem Überleben der

Sippenverfassung die Dorfsiedlungen (Rundlinge, Straßen- und Zeilendörfer) vor, mit starkem Hervortreten des Gemeineigentums. Im Hauswesen begegnen in zahlreichen slawischen Volksgebieten untereinander verwandte Eigentümlichkeiten, es sei nur auf die „schwarze" und „weiße" Stube, die charakteristischen Speicherformen, das häufige Fehlen oder die geringe Entwicklung des Stalles, die Badstuben, die altertümlichen Webegruben, den Herdofen, die Schlafbühnen, den runden, niedrigen Schüsseltisch usw. hingewiesen. Auch in der Nährweise zeigt sich Slawisch-Verwandtes: das Sauerkraut nebst den Kohlarten in seiner wichtigen Rolle, das Überleben des Fladenbrotes, fleißiger Genuß der Sauermilch, die Maisnahrung, die besonderen Fastenspeisen der orthodoxen Kirche wären hier anzuführen. In den Betriebsformen des Ackerbaues, den leichteren Pflugtypen, den Zaunarten, der Felddüngung durch das weidende angepflöckte Vieh, der Schnittart des Getreides und den Dreschsitten gibt es im gleichen Sinn eine Reihe zusammengehöriger slawischer Besonderheiten festzustellen.

Besonders auffällig sind Übereinstimmungen altertümlichen Charakters in den Volkstrachten der slawischen Völker, die treuer als irgendwelche andere Nationen Europas an der Trachtenerscheinung früher Zeitläufte — unbeirrt von den westeuropäischen Kleidermoden — festgehalten haben und mit gehäuftem und prahlerischem Kleiderputz den primitiven Lebensgeschmack rückständiger Völker in naivster Art kundgeben. Wie fast durchweg noch Erzeugnisse des eigenen Hausfleißes, meist der Frauen und Mädchen, in ihrem Kleidungswesen auftreten, was als gemeinslawische technologische Produktionsstufe altertümlicher Art gelten kann, so sind auch die Trachtenformen in Schnitt, Zahl und Zusammensetzung der einzelnen Gewandstücke bei West-, Nord- und Südslawen außerordentlich ähnlich und dabei von den jüngeren westeuropäischen Trachtenstücken fast durchaus ganz unabhängig. So ist die männliche Tracht Ost- und Südeuropas durch das lange, bis zu den Knien reichende und mehrfach über die Hose getragene Ärmelhemd, den ärmellosen Westenrock oder die Pelzweste, die lange, ungeteilte Hose, den Gürtel und den Bundschuh charakterisiert, während die zugehörige typische Weibertracht aus dem langen, an den Achseln, dem Brustschlitz und den Ärmeln bestickten Hemd, dem ärmellosen Westenrock oder der Pelzweste, wie der Mann sie trägt, dem Gürtel und den gleichen Schlüpfschuhen und der einfachen oder doppelten gewirkten Schürze besteht.

Die mannigfache Volkskunst, die in der slawischen Tracht in reichster Weise zur Erscheinung kommt, wie sie auch sonst im Hauswesen und an den Gerätschaften der Bauern und Hirten mit Vorliebe sich äußert, ist in ihrer Technik wie in ihrer Ornamentik von einem hochaltertümlichen Stil beherrscht, der wohl aus verschiedenen Quellen geflossen ist, besonders aber mit dem Kunststil Vorderasiens starke und frühe Zusammenhänge besitzt. Er ist auf den slawischen Volksgebieten, bei Groß- und Kleinrussen, den Slowaken, den Südslawen in sehr charakteristischer Art ausgebildet und sowohl in den volkskünstlerischen Holzarbeiten der Männer, wie in den Textilerzeugnissen der Weiber überall sofort kenntlich.

Von altertümlichen sozialen Zügen und Rückständigkeiten des geselligen Lebens, wie sie in ähnlicher Art wohl auch von verschiedenen anderen Volksgebieten Europas, aber hier meist nur aus älteren und ältesten Epochen bezeugt sind, wimmelt es bei den Slawen, und die Erforscher des indogermanischen Altertums, wie Hehn und Schrader, vermögen sich darin nicht genugzutun, auf die Volkskunde der Russen, und namentlich der Südslawen, als auf die Quelle lebendiger Anschauung hochaltertümlicher Zustände hinzuweisen. So zeigt sich die altslawische Sippen- und Stammesverfassung bei den Südslawen noch ganz deutlich, bei einigen nordslawischen Völkern (Slowaken, Bojken, Ruthenen) zum mindesten noch in unzweideutigen Spuren erhalten. Die alte slawische exogame Hausgemeinschaft (serb. zadruga), die zugleich Arbeits- und Ahnenkultgenossenschaft wie Blutracheverband darstellt, ist, wie sie bei einigen slawischen Völkern bestand oder noch besteht, in den Hauptzügen gewiß aus alter Zeit überlieferte soziale Form, wenn auch wahrscheinlich byzantinische und türkische fiskalische Maßregeln in Rußland wie unter den Balkanslawen auf sie eingewirkt haben. Die Sitte, für die jungen Paare der Hausgenossenschaft um das Stammhaus herum kleine, unheizbare Schlafhäuser nach Bedarf zu errichten (lit.-russ. „eklete“, serb. „zgrada“), scheint uralt und weitverbreitet.

Unter den Familiensitten sind die besonderen slawischen Hochzeitszeremonien hervorzuheben, welche die Ehesitten der Slawen als recht urtümlich und daher auch sehr roh und schamlos erkennen lassen. In den bei fast sämtlichen slawischen Stämmen wiederkehrenden, sehr szenenreichen Brautwerbungs- und Hochzeitszeremonien fallen die typische und formelhafte Brautwerbung, die Heul- und Klagepflicht der Jungfrauen und besonders der Braut, die Verabschiedung der Braut von dem Jungfrauenverband, wie des Bräutigams von den Junggesellen,

das Führen der Braut in die Badstube, die schamlosen Keuschheitsproben, Untersuchung des Brauthemdes, die heidnischen Formen des Hochzeitskuchens und das Schmücken des Hochzeitsbäumchens u. a. m. besonders auf. Auch die zeremoniellen Spuren der Raubehe in diesen Hochzeitssitten sind überall deutlicher als sonst in Europa erhalten. Das enge Verhältnis von Bruder und Schwester, die zügellose Geschlechtsfreiheit vor der Ehe, die harte Behandlung und niedrige Stellung der Frau, deren Untreue in urtümlichsten Formen grausame Bestrafung findet, die Abhaltung öffentlicher Mädchenmärkte, sind weitere charakteristische Züge des slawischen Gesellschaftslebens.

Nicht geringer ist die Altertümlichkeit und gleichzeitig die einseitig entwickelte Eigenart der slawischen Volkskulte. Naturgemäß steht der Ahnenkult bei Stämmen, die noch im Sippenverband und Gentilverfassung leben, noch immer deutlich in Kraft. Die Seelen der Vorfahren, die „heiligen Großväter" der Kleinrussen, die Hauspatrone, finden überall noch Verehrung und Kult durch Speisung und Opfermahle. Die Totenmale auf dem Friedhof sind eine allgemein slawische Sitte. Unter den mythischen Gestalten, die im Volksglauben am meisten hervortreten, spielen der Hl. Elias, der Wetter- und Donnergott, und die Mutter Erde überall eine bedeutsame Rolle. Einfachste Kulte haben sich erstaunlich zäh erhalten. Die Schicksalsgöttinnen, die den Menschen von Geburt an begleiten und führen, sind eine vorbildliche Schöpfung slawischer Phantasie. In ihren epischen Dichtungen, die besonders unter den Russen und Serben zur Blüte gelangt sind, in der weitverbreiteten Frauenlyrik, der slawischen Volksmusik, der besondere Eigenart nachgerühmt wird, ihren alten und einfachen Chor- und Reigentänzen hat sich der Volksgeist der Slawen unverkennbare und interessante Zeugnisse seiner Eigenart ausgestellt, die im Zusammenhang mit den zahlreichen vorerwähnten Zügen hinreichen, das Gesamtbild der slawischen Völker und ihrer Kultur charakteristisch zu umreißen.

a) Die baltischen Völker.

Während die slawische Völkerwelt statistisch, politisch und kulturell in starker Aufwärtsbewegung begriffen ist, wobei sie mit den Lebens- und Gesittungszuständen älterer Zeiten energisch aufzuräumen sich bemüht, ist der baltische Zweig der lettoslawischen Völkerfamilie im Geschichtsgang zum Teil bereits völlig aufgerieben, zum andern Teil

in vollem Rückgang begriffen. Als Volk gänzlich verschwunden sind die alten Preußen, deren Sprache seit dem 17. Jahrhundert ausgestorben ist und die in den ostpreußischen Deutschen vollständig aufgegangen sind. Am spätesten und nach langem Widerstande dem Christentum gewonnen, vom Deutschen Ritterorden in schwierigen Kämpfen unterjocht und auf dem Wege militärischer Besetzung und friedlicher Kolonisation dem Deutschtum zugeführt, sind Land und Volk der Preußen in ihren ursprünglichen Zuständen uns nur mehr aus geschichtlichen und ethnographischen Nachrichten des 16. bis 18. Jahrhunderts bekannt geworden, welche die nahe Verwandtschaft derselben mit Litauern und Letten, aber zugleich eine noch tiefere und ursprünglichere Lebensstufe, als diese heute einnehmen, bezeugen. Ackerbau und Fischerei, besonders die Winterfischerei, sowie Jagd und Viehzucht bildeten die Nährbasis des in verschiedenen Gauen verteilten Volkes, dessen Urwüchsigkeit durch die niedrige Stellung der gekauften Eheweiber, häufige Menschenopfer und zahlreiche, sonst überlieferte Zeugnisse dargetan wird. Ihre Dörfer waren richtige Rundlinge, ihre Kulte, die durch zahlreiche Priester geübt wurden, erinnern sehr an die altslawischen und iranischen Kultformen. Verehrung der Elemente, des heiligen Feuers, des Wassers, geweihter Bäume war üblich, und bis in späte Zeit herrschte Leichenverbrennung.

Deutlicher als durch die immerhin sehr dankenswerten und interessanten Nachrichten über diese Völkerruine wird uns die baltische Volkseigenart in ihrem Überleben unter den Litauern und Letten, wiewohl auch diese immer stärker vom Verlust ihres angestammten Volkstums bis auf ihre Sprachen, die sie mit Verzweiflung hüten, bedroht erscheinen. Die Litauer, sowohl in Preußen als in Rußland mit immer stärker sich einengender Sprachgrenze ansässig, zählen in Rußland heute etwa 1,5 Million, in Deutschland dagegen nur etwas über 120000 Seelen, die in den Städten von Deutschen und Juden durchsetzt sind. In Rußland ist dies Volkselement sehr stark bedrückt, und mit den Polen besteht eine Jahrhunderte alte, geschichtlich begründete und nicht auszutilgende Nationalfeindschaft. Die Ergebnisse des Weltkriegs für diesen Volksstamm sind noch ungewiß; vordem schien es ihr Schicksal, teils im Deutschtum aufzugehen, teils russifiziert zu werden.

Bezüglich ihrer langen Freiheits- und Selbständigkeitskämpfe in früheren Jahrhunderten, ihrer kulturellen Stellung und nationalen Bewegung in der Gegenwart herrschen lange nicht genügend richtige

Vorstellungen. Dem indogermanischen Sprach- und Altertumsforscher bieten die eigenartigen Sprach- und Kulturzustände dieser Bevölkerung in vielen Belangen wichtige Belehrung, wie ähnlich die Volkskultur der Letten Kurlands und Livlands die reichste Ausbeute für die Altertumskunde Osteuropas gewährt. Das alte litauische Haus, wie das der Letten, ist das ursprünglich einräumige Rauchhaus, worin sich der Herd ohne Esse befindet und früher auch das Kleinvieh aufhielt. Daraus ist, namentlich bei den Litauern Preußens, unter deutschem Einfluß längst das herrschende dreiräumige Haus mit Mittelflur (namas) geworden, wie ähnlich bei den Letten durch Anbauten an den „nams", d. i. das einräumige Haus mit vertiefter Herdstelle, späterhin das mehrräumige und wohnlichere Bauernhaus der Gegenwart sich entwickelt hat. Die Letten als ehemalige Nomaden, Fischer und Jäger haben übrigens auch noch ältere Behausungsformen als Überlebsel bewahrt, wie das als Sommerküche verwendete Stangenzelt oder die einfachen Ständerbauten früherer Zeiten. Auch die Riege, der alte Getreidedarraum, ist hier zur Primitivwohnung umgestaltet worden. Dem altslawischen Speicher, „klete", begegnen wir auch hier. Badestuben, Futterhaus, Scheunen mit Dörreinrichtung sind bei den Litauern wie Letten üblich und bezeugen die Verbreitung der alten Getreidedörrwirtschaft, die wohl ursprünglich dem finnischen Südrußland zugehört, auch für den Norden. Ställe sind erst Gewinn späterer Wirtschaftsformen, die entsprechenden litauischen und slawolettischen Benennungen bezeichnen ursprünglich nur eine einfache Umzäunung oder Hürde, wie ja die mangelhafte Fürsorge der Lettoslawen für das Hausvieh überhaupt charakteristisch ist. Eigenartige Hausgeräte besitzen die Litauer nicht mehr, die Letten nur noch in beschränktem Maße; die nordische Sitte der umlaufenden Bänke und der feste Tisch herrschen auch hier. Dem landwirtschaftlichen Betrieb dienen besonders bei den Letten noch urtümliche Gerättypen: hölzerne Pflüge und Eggen, die nichts als Balken mit Aststummeln darstellen, sind noch nicht außer Übung gesetzt.

In der Tracht ist weder bei Litauern noch bei Letten viel Ursprüngliches bewahrt, nur in der Ornamentik, womit der Hausfleiß der Weiber ihre Gewandstücke, besonders den Feststaat, ausziert, herrscht altertümlicher Stil mit vorwiegend geometrischen Mustern. In Sitte und Brauch, in religiösen Vorstellungen und geistigen Überlieferungen sind es nur mehr verschiedene Einzelheiten, die als ältere Überlebsel auffallen und Interesse finden. Die „talkos", die in alter Zeit überall

verbreiteten Arbeitsschmäuse bei Gelegenheit von Gemeinarbeiten, das Schaukeln in der Scheune und das Fahren auf dem Rundschlitten als beliebte Höhepunkte der Jahres- und Familienfeste, die an alte Feuerkulte gemahnenden Sitten der Sonnenwendfeier, die schreienden Klagen und die schluchzenden Raudos beim Begräbnis, Spuren von Schlangenverehrung innerhalb des Seelenkultkreises, die stark ausgeprägte lyrische Ader der litauischen Volksseele, die in ihren unzähligen „dainos" das ganze äußerliche und Innenleben des Landvolkes abspiegelt, alles das sind nur einzelne, beiläufig herausgegrifffene Beispiele dieser den Litauern verbliebenen besonderen Volksartung. Mehr noch bieten in dieser Hinsicht dem Volksforscher die Letten, in denen wohl starke finnische Elemente aufgegangen sind, wie auch die alten Kuren teils lettisches, teils finnisches Volk sind; jene als Ackerbauer und Waldleute, diese als ausgesprochene Fischer tätig.

b) Die slawischen Völker.

In der slawischen Völkerfamilie, der nicht nur um vieles größere und weitverteilte Schauplätze der Entwicklung, sondern auch ungleich stärkere Anteilnahme am geschichtlichen Leben Europas vergönnt waren, sind es drei große Gruppen, die sprachlich, wie kulturell und auch ethnographisch unterschieden werden müssen: die Westslawen, die Russen und Ruthenen und die Südslawen. Politisch und geschichtlich sind sie voneinander nicht nur vollständig getrennt, sondern sind einander zum Teil erbitterte Widersacher, wie es auch innerhalb der russischen und südslawischen Gruppe an nationalen Unstimmigkeiten nicht fehlt.

Durch ihre geschichtlichen und politischen Schicksale sind die Westslawen mit ihrer reichen sprachlichen und völkischen Entwicklung dem übrigen Slawentum am stärksten entfremdet und dafür dem kulturellen Mitteleuropa, am meisten dem Deutschtum, angenähert worden. Je weiter nach Osten, desto treuer und ungetrübter allerdings haben sich auch bei ihnen die älteren überlieferten slawischen Eigenheiten des materiellen und geistigen Lebens erhalten, so bei den Sorben und Kaschuben, den Slowaken Mährens und Oberungarns und bei den Polen. Von den Westslawen blieben auf deutschem Boden als Reste ihrer einstigen weiten Verbreitung die kleinen Volkssplitter der Masuren, der Tschechen, Mährer, Sorben, Polaben, Slowinzen und Kaschuben übrig, wozu als Hauptmasse der slawischen Bevölkerung Deutschlands die

Polen kommen. Im ehemaligen Staatsgefüge Österreich-Ungarns sind die zahlreichen Tschechen Böhmens und die mährischen Volksstämme der Hannaken, Horaken, der slawisierten Walachen und Slowaken, letztlich die hier ebenfalls sehr volkreichen Polen (Goralen und Lachen), auf russischem Boden endlich als die Hauptmasse der polnischen Nation die Russisch-Polen zu dieser Gruppe zu stellen.

Die in Nachbarschaft der Deutschen wohnenden Westslawen haben mit ihrer deutschen Umgebung in physischer wie in kultureller Beziehung viel körperliche Merkmale und ethnographische Eigentümlichkeiten gemeinsam. Es scheint, daß dieser Anpassungsprozeß erst im Laufe der Jahrhunderte eingetreten ist, denn soweit uns frühgeschichtliche Zeugnisse und Funde hierüber belehren können, treten die Verschiedenheiten immer stärker hervor, je mehr wir in frühere Epochen zurückblicken. So gehören z. B. die Tschechen Böhmens und Mährens heute zu den Kurzköpfigen (Index 83,1—84,59 in Böhmen). Je weiter in der Vergangenheit zurück, desto häufiger wird aber hier der langköpfige Typus mit fliehender Stirn und typischem flachen Schädelhinterteil, eine Beobachtung, die sich fortwährend wiederholt, wenn wir uns unter den übrigen Westslawen umsehen. Auch in bezug auf die Komplexion herrschen die verschiedensten Mischtypen vor, im ganzen sind die deutschen Nachbarn der Westslawen meist heller als die Slawen.

Was die stark gemischte und gekreuzte Körperlichkeit der Westslawen verrät, bestätigt eine auch nur flüchtige Prüfung ihres Volkstums und ihrer Kulturzustände vollauf. Die ursprünglich slawischen Sippensiedlungen, durch die Ortsnamen noch vielfach angedeutet, sind fast überall durch die deutschen Kolonisationstypen verändert oder verdrängt, so in Böhmen, Mähren und Schlesien wie auch in den ursprünglich slawischen Gebieten Deutschlands. Die Hausformen sind dort fast durchweg die oberdeutschen, im besonderen die fränkischen, hier auch der sächsische Haustypus, und nur wo das alte Rauchhaus im Blockbau sich erhalten hat, sind alte slawische Besonderheiten noch in Spuren vorhanden. An nationalen Zierformen ist am westslawischen Bauernhause sehr wenig entwickelt worden und noch weniger erhalten geblieben; die häufigen Giebelzierate haben eben kein eigenes Gepräge. Fast völlig verschwunden sind in Deutschland und Böhmen, dagegen in Mähren und Schlesien in einzelnen Überresten noch erhalten, die malerischen alten Holzkirchen mit Glockentürmen, die neben dem Kirchenschiff stehen, wie sie in den polnischen und russischen Gegenden noch häufig zu finden

sind und auch in Skandinavien nicht fehlen. Auch sonst gehören die nationalen Erzeugnisse an Hausrat, Mobiliar und kleinen Wirtschafts- und Arbeitsgeräten zumeist der Vergangenheit an, ohne je zahlreichere besondere Formen, wie etwa die Hakenstöcke, die Spinnrocken mit wagerechtem Auftritt, die Garbenhölzer, die Holzgefäße für Milch mit besonderem Zierstil der Henkel solche bedeuten, gezeitigt zu haben.

Auch die Volkstrachten, die besonders in Böhmen, Mähren und unter den Polen zu üppigster Entfaltung gediehen waren, sind zum allergrößten Teil westeuropäischer Art und nehmen nur in den Trachten der Slowaken, Walachen (Taf. 2, Abb. 2) und der polnischen Goralen an dem altslawischen oder osteuropäischen Typus teil.

Mehr als auf dem Gebiete der materiellen Kultur hat sich in den Sitten und Bräuchen, dem Festkalender, den religiösen und geistigen Überlieferungen der Westslawen ursprüngliches slawisches Volksgut erhalten. Es sei nur an verschiedene eigene Formen der Weihnachtsfeier mit ihrem reichen Orakelwesen, an die eigenartigen Faschingsbräuche mit dem „pravo" der Burschen erinnert, demgemäß in vielen Dörfern die Jungmannschaft für die drei Faschingstage eine Art scherzhafter Gerichtsbarkeit ausübt, an das Todaustragen im Frühling, wo allerlei altertümliche Puppen als Fruchtbarkeitszauber auf den Feldern verbrannt werden, an die Osterbräuche mit den in altertümlichster Ornamentik mittels Wachsdeckverfahrens gefärbten Ostereiern (die auch bei Russen und Südslawen begegnen), das Schmeckostern, das Widderköpfen, das Sommeraustragen, den Pfingstkönig, an die eigentümlichen Erntebräuche dieser vorzugsweise agrarischen Bevölkerung. Sehr eigenartig und reich entwickelt sind auch die Volkstänze, die sich namentlich unter den Slowaken noch in einer Reihe von Figurentänzen erhalten haben. Sicher sind neben der gemeinsamen vorchristlichen Grundlage vieler dieser Festfeiern auch spätere Beeinflussungen seitens der deutschen Nachbarn vorgekommen, wie umgekehrt auch manche slawische Sitte in das deutsche Haus weiter Gebiete Eingang gefunden hat. Die Entscheidung fällt oft schwer, was hin und wieder gegeben und genommen worden ist, sofern nicht die Sprache Klarheit schafft.

Auch die Volkspoesie zeigt überall reiche Entwicklung und ist mit Arbeit und Leben durchweg eng verwoben, besonders beim weiblichen Teil der Bevölkerungen: Gesang und Tanz zeigt sich mit den Volksliedern meist noch in inniger Verbindung. Ein großer Schatz von Märchen und Mythen, Sagen und Schwänken ist im Volksgedächtnis

bewahrt. Alte mythische Gestalten, wie die wilden Menschen, Waldjungfern, wilde Weiber, spuken darin weiter. Auch der Wassermann spielt in diesem Märchen eine große Rolle. Der Vampirglaube ist besonders in den östlichen Volksgliedern stark verbreitet. Neben diesen und anderen uraltmythischen Gestalten, den „Hausseelchen“, den „sudice“ (Schicksalsgöttinnen) treten auch die historischen Sagengebilde, die Wenzelsritter, die Fürstin Libussa, die Ziskasage häufig genug zutage.

Am stärksten abseits durch eigene Entwicklung und durch die Nähe des nordöstlichen Slawentums beeinflußt, stehen in der westslawischen Völkergruppe die Polen, welche die weitaus größte Nation in derselben darstellen (etwa 16 Millionen). Die dürftige Lebenshaltung in Verbindung mit den elenden Wohnverhältnissen, die hundertjährige politische, soziale und ökonomische Mißwirtschaft, welche auf dieser begabten Nation lastete, die stark verbreitete Trunksucht und die parasitäre Ausbeutung durch das osteuropäische Judentum, welches sich unter ihnen am stärksten eingenistet hat, traten seit jeher als schädigende Faktoren ihrer kulturellen Entwicklung in den Weg. Trotzdem wohnt dieser Nation, welche sich in der europäischen Völkergeschichte durch ihre Freiheitskämpfe, durch ihre musikalischen und dichterischen Leistungen Rang und Namen gesichert hat, eine bedeutende Lebenszähigkeit inne, welche sie vor dem Schicksal der Entnationalisierung, dem die kleineren westslawischen Volksgruppen wohl verfallen scheinen, dauernd bewahren wird. In bezug auf ihre körperliche Beschaffenheit herrschen unter den Polen (Taf. 2, Abb. 3 u. 4) gegenwärtig beträchtliche Unterschiede.

Das vordem österreichische Gebiet ist von einem kurzköpfigen Typus besetzt, den kleine Statur und helle Komplexion auszeichnet, das einstige Russisch-Polen ist dagegen von einem mittelgroßen, zur Mittelköpfigkeit neigenden brünetten Menschenschlag bewohnt. Der letzte Forscher, der sich mit der Anthropologie der Polen beschäftigt hat, J. Czekanowski, hat für die polnische Bevölkerung die Beimischung mehrerer europäischer Typen zu einem vorslawischen Volkselement annehmen zu müssen geglaubt. Interessant ist, daß verschiedene Beobachter in „Russisch-Polen“ ziemlich bedeutende Unterschiede zwischen Adel und Bauern festgestellt haben. Wie anthropologisch, so besteht auch ethnographisch und kulturell ein erheblicher Unterschied zwischen den karpathenländischen Polen, den Goralen und den Flachlandbewohnern Galiziens, wie des früheren Deutsch- und Russisch-Polen. Sowohl in den Siedlungsformen, dort verstreute Einzelhöfe und Weiler, hier

große und weitgedehnte Straßendörfer, als in den Hausformen und den Trachten, den Volksbeschäftigungen: Vieh- (besonders Schaf-) Zucht und Weidewirtschaft nebst Holzarbeit im Gebirge, Ackerbau und Pferdezucht in den Ebenen, in der Volkskunst und in den Hausindustrien usw. bestehen durchweg charakteristische Verschiedenheiten, die sich allerdings zum geringen Teil auch in den geistig-religiösen Überlieferungen äußern. Unterhalb der stark ausgeprägten Religiosität der Nation meldet sich überall eine heidnische Unterschicht, die in zahlreichen mythischen Gestaltungen, Überlebseln des Seelenkultes und der Naturvergeisterung ihren Niederschlag gefunden hat. Das Gebirge war hier wie überall der Zufluchtsort zahlreicherer und primitiverer Überlebsel.

Mit unvergleichlich größeren Menschenzahlen und, bis auf den Norden, in geschlossener Masse über riesige, einförmige Wohnschauplätze verteilt, sich selbst in ihrer Entwickelung überlassen und von ganz anderen Geschichts- und ethnischen Faktoren beeinflußt als die westlichen Slawen, tritt uns die politisch bedeutendste Slawengruppe, die russische, die in dem früheren europäischen Rußland den festen Kern bildete, geeinigt entgegen. Von der geschichtlichen Entstehung des russischen Volkes und Staates war schon oben die Rede. Als bedeutsamstes ethnisches Ergebnis dieser großen und jahrhundertelange fortgesetzten Volksverschmelzungs- und Kolonisationsprozesse stellt sich in der Gegenwart die Nebeneinanderlagerung von drei dialektisch, kulturell und nationalpolitisch gesonderten Bevölkerungsgruppen dar: die an Zahl und Bedeutung wichtigsten Großrussen (50 Millionen), die das ganze Innere des Reiches einnehmen und von hier weit nach dem Osten und Südosten vorgedrungen sind, die Kleinrussen (Ukrainer), mit den Ruthenen des vormaligen Österreich-Ungarn in der Stärke von etwa 25 Millionen im Steppen- und Ackerland des Südens wohnhaft, und die Weißrussen mit etwa 5 Millionen, welche am weitesten westlich gegen die polnische und litauische Volksgrenze vorgeschoben sind. Im Gebiete der Groß- und Kleinrussen eingesprengt sind verschiedene ostfinnische, türkische und mongolische Volkselemente, welche fortwährender Russifizierung unterliegen, die aber im Laufe der geschichtlichen Entwicklung außerordentlich viel zum Aufbau des russischen Volkskörpers beigetragen haben, wie dies auch zum Teil von den rassenverwandten nordischen Volkselementen, den Lappen und Finnen, gesagt werden kann.

In der körperlichen Erscheinung der Russen, namentlich der Großrussen (Taf. 2, Abb. 5), spiegeln sich diese Verhältnisse bekanntlich deutlich

genug wider. Die tief eingesattelte stumpfe Nase, die stark entwickelten Backenknochen der typischen russischen Physiognomie werden wohl mit Recht auf jene mongolischen Beimischungen bezogen. Die Haarfarbe ist vorherrschend blond, die Augen blau oder grau, der Schädel mittel- bis kurzköpfig (Index 82). Auch die verbreitete Kleinwüchsigkeit deutet auf Zusammenhang mit nichtarischen Elementen. Höher gewachsen sind die Ruthenen, wobei auch die Weiber an dieser höheren Statur teilhaben. Die Kopfform ist ausgesprochen kurzköpfig, die Haut- und Haarfarbe beträchtlich dunkler als bei den Großrussen, auch brünetter als bei den Polen. Der Gebirgstypus der Kleinrussen in den Karpathengebieten ist ziemlich stark vom Flachlandtypus unterschieden und bedeutend dunkler und hochwüchsiger als dieser.

Inwiefern die seelische und kulturelle Veranlagung der Russen von der starken Mischung mit finnischen und türkisch-mongolischen Elementen beeinflußt worden ist, dafür hat man im allgemeinen mehr Vermutungen und Behauptungen als sichere Beweise beigebracht. Aber wenn man den Schilderungen der großen russischen Dichter, den ethischen Aufrüttelungen eines Tolstoi glauben soll, so bedarf die russische Volksseele allerdings noch unermeßlicher innerer Arbeit und Selbstzucht, um die schweren Schwächen und Schädigungen zu überwinden, welche der russischen Nation durch ihre Entstehungs- und Bildungsschicksale mitgegeben worden sind. Wenn man vom Knechtsinn und dem passiven Naturell der Russen spricht, von ihrem Trieb, von den Notwendigkeiten des Lebens lieber zu reden, anstatt kurzerhand sich mit der Tat zu bemühen, so mag dies wie ähnlich die weitverbreitete Trunksucht oder die Neigung zu Exzessen auf Rechnung des minderwertigen Blutes gesetzt werden, das so massenhaft dem russischen Volkskörper zugeströmt ist. Wohl sind auch verwandte Anlagen von Haus aus der stärkeren Ausbildung solcher Eigenschaften entgegengekommen. Es darf vielleicht in solchem Sinn als ein Charaktersymptom der Russen aufgefaßt werden: die kindliche Sucht der Wortverkleinerungen und Kosewörter in ihrer Sprache, das Schmeicheln und Katzbuckeln in ihren Begrüßungsformeln, und auch der slawische Geschmack am Durchflechten des Lebens mit unbedeutender Lyrik, dieses stete Bereden und Besingen der Dinge wird in der gleichen Richtung auszudeuten sein. Wie alle slawischen Völker erzeugen die Russen einen großen Kinderreichtum, die Volksvermehrung ist daher im letzten Jahrhundert eine außerordentliche gewesen, und sie erklärt im Zusammenhang mit der Anpassungsfähigkeit,



1. Bosnier, zum Kolo-Nationaltanz aufgestellt.
Nach Photographie. (Zu S. 109.)



2. Walachen aus dem Golubinjegebirge.
Nach Photographie von C. Reinke, Leipzig. (Zu S. 101 u. 122.)



3. Polin, Mädchen aus Moravice.
Nach Photographie. (Zu S. 102.)



4. Gorale aus Novitarg (Karpathen).
Nach Photographie. (Zu S. 102.)



5. Großrussen, Gouv. Wladimir, Rußland.
Nach Photographie. Museum für Völkerkunde zu Leipzig. (Zu S. 103.)

den geringen Lebensansprüchen, der halbasiatischen Herkunft der Russen die großen kolonisatorischen Erfolge, die dem Russentum im nahen und fernen Orient wenigstens äußerlich beschieden gewesen sind.

Im Volkstum Rußlands treffen fremde Einflüsse und eigener Besitz, Primitivdasein wie östliche oder westliche Kultur in wechselnder Mischung zusammen. Die drei großen ethnographischen Hauptgruppen der Bevölkerung ruhen auf solchen verschiedenen Herkunfts- und Mischungsverhältnissen des Volkstums, und selbst innerhalb derselben zeigt sich auf den einzelnen Lebens- und Kulturgebieten verschiedener geschichtlicher Aufbau. Niemand wird die ausgleichende Wirkung der äußerst gleichförmigen Bodengestaltung, dieses ungeheuren, nur von niedrigen Landrücken durchzogenen Flachlandraumes verkennen können. Das Klima, bei so außerordentlicher Breitenerstreckung allerdings verschieden geartet, zeigt doch nirgends plötzliche Wechsel, sondern überall allmähliche Übergänge, und nur die wechselnden Zonen des Pflanzenkleides der russischen Erde als der wirtschaftlichen Grundlage greifen bedeutungsvoll in die Kulturgestalt der Bevölkerung ein.

In dieser Hinsicht ist das waldreiche Großrußland vom Steppencharakter der Ukraine bedeutungsvoll unterschieden, und als noch stärkere Gegensätze reihen sich die Moor- und Flechtentundren im Norden und die immergrüne Landschaft im Süden mit gänzlich verschiedener kulturgeographischer Auswirkung an. In Großrußland, wo die Bevölkerung zum großen Teil späterer und stärkerer Kolonisation verdankt wird, herrschen in Siedelungs- und Hauswesen Zustände und Kulturformen, die starke Beeinflussung der altslawischen Grundlagen vom skandinavischen Norden her zeigen. Die Eigentümlichkeiten des dort herrschenden Typus, des großrussischen Stockhauses im Gegensatz zum ukrainischen Niederhaus mit seinem Wohnungsunterbau, der „isba" mit dem Ofen und den verschiedenen Zwecken dienenden Stubenecken, Schlafbühne usw., werden wohl mit Recht auf altnordische Wohnungssitten bezogen. Auch der Charakter der Erzeugnisse des Hausfleißes und der Hausindustrien weist nach Material (vorherrschend Holz, Bast, Birkenrinde), Stil und Technik nach dem Norden, wo sehr verwandte Arbeiten zu Hause sind.

Im Kleiderwesen herrscht einerseits altslawische Ursprünglichkeit, andrerseits byzantinischer, ursprünglich von Persien beeinflußter, schwerfälliger Prunk. Die Staatsgewänder der Bäuerinnen in den nördlichen Gouvernements mit den kolossalen, helmartigen Prachthauben (kokoschnik), dem reichen Perlenschmuck usw. stellen altmodische russische

Prunkgewänder vielfach tatarisch-asiatischer Herkunft dar. Frühe orientalische und natürlich auch starke byzantinische Einflüsse zeigen sich in allen mit dem kirchlichen Kultwesen in Zusammenhang stehenden Dingen und Einrichtungen. Aber unter dieser von der Orthodoxie beherrschten Schicht lagert indogermanisches und urslawisches primitives Altertum in Sitte und Brauch, in Glauben und Aberglauben mit lebensvoller Fülle. Die kommunistische Anklänge aufweisende Gemeindeverfassung der großrussischen Bauern, der altrussische „mir" mit Vorwalten des Gemeindeeigentums, die kaum noch sehr merkbar überwundene Leibeigenschaft der Bauern im Zusammenhang mit dem schroffen, staatlichen Despotismus und dem noch vielfach patriarchalisch urwüchsigen und der Willkür überlieferten Gerichtswesen, sind auf sozialem Gebiet ebenso bezeichnende Primitivzüge, wie in den geistigen Überlieferungen, dem Seelenkult, der Volkskunst, der Volksmedizin, den Märchen und Sagen der slawische Urcharakter und die Nähe Asiens sich gleichmäßig verraten.

Es wäre ungerecht zu verschweigen, daß das ukrainisch-ruthenische Volkstum, wie es nach der leiblichen und sprachlichen Seite sich verschiedenartig vom großrussischen ausgeprägt erweist, auch in kultureller Hinsicht in manchen Dingen eine eigne und selbständige Entwicklung eingeschlagen hat. Sie bilden in gewisser Hinsicht den Übergang zwischen den Großrussen und den Südslawen, und ihre Kultur hat sich wie die der letzteren unter griechisch-orientalischen Einflüssen herausgebildet. Wie diese beiden stehen auch die Ukrainer durch Kultur und Religion mit dem byzantinischen osteuropäischen Kulturgebiete in Zusammenhang. Ihre Konfession ist die orthodoxe, ihre Schrift die russische, ihre Kunstüberlieferungen fußen auf der byzantinischen Kunst, soweit nicht die noch ältere Schichte der osteuropäischen Volkskunst das Quellgebiet derselben darstellt. Früh- und spätgeschichtliche Zusammenhänge weisen auch hier nach dem Orient hinüber, die finnisch-ugrischen Völkerstämme Südrußlands, später die Tataren und Türken haben durch lange Zeiträume mitbestimmend auf ihren Volkskörper wie auf ihre kulturellen Zustände eingewirkt. Wie bei allen Nordslawen, ist auch bei den Kleinrussen der Gegensatz zwischen Huzulen, Bojken, Lemken und den Flachländern ein durchgängiger und sehr in die Augen fallender. Er äußert sich sowohl in der leiblichen Erscheinung wie in der Mundart, der Siedlungsform, Bauart der Dörfer und Häuser, Volkstracht und sonstigen Wirtschafts- und Hausstandseinzelheiten. Das mittlere Körpermaß der Kleinrussen, auch der Weiber, ist ein höheres als das der Russen

und Polen. Die höchstgewachsenen Leute trifft man am Bug und Styr. Die Kopfform ist ausgesprochen kurzköpfig, die Komplexion ist dunkler als bei Russen und Polen, wiewohl die Mischtypen überwiegen; die Flachlandbewohner sind im allgemeinen heller als die Bergbevölkerung.

Charakteristisch ist die Siedlungsart auf dem weiten podolischen Hochplateau und der ukrainischen Steppe. Die Dörfer liegen hier meist meilenweit voneinander entfernt, sind aber sehr stark bevölkert, in der Regel bis zu 2000—3000 Seelen. Die häufigen Überfälle tatarischer Horden zwangen die Einwohner dieser offenen, schutzlosen Landstriche, sich in größeren Mengen zusammenzudrängen. Unter den Kleinrussen der Ukraine herrscht das typische Niederhaus, das im allgemeinen besser ausgestattet ist als die armseligen podolischen Bauernhütten, die oft nur geflochtene und mit Lehm angeworfene Wände und Strohdächer besitzen. Die Dorf- und Hausform der karpathenländischen Ruthenen ist wieder sehr verschieden. Die Wirtschaft ist noch vielfach Naturalwirtschaft, und der Hausfleiß sorgt für Hausgerät und Kleidung in Formen, Techniken und Ornamenten, die von den analogen großrussischen Formen sehr zu ihren Gunsten abstechen (Taf. 4, Abb. 2).

In alten Bräuchen und Sitten, die weniger Entstellung durch finnisch-ugrische Elemente erfahren haben, bewegt sich das bäuerliche Leben. Außerordentlich reich ist der epische und der Volksliederschatz der Kleinrussen, letzterer zum größten Teil die Schöpfung der Frauen. Aber rege ist, bei allem fortgeerbten ursprünglichen Dasein der ländlichen Bevölkerung, in den kleinrussischen Volkskreisen der Drang nach modernen Bildungserrungenschaften, und der Wunsch, sich aus den geistigen Ketten der Vergangenheit zu befreien, ist das rühmliche und erfolgreiche Streben breiter Volksschichten Südrußlands.

Ganz verschieden von den geschichtlichen und völkischen Schicksalen der Westslawen und Russen ist die Entwicklung der südslawischen Völkergruppe vor sich gegangen. Ihr geographischer Bereich erstreckt sich seit der Völkerwanderung vom südöstlichen Alpengebiet mit Einschluß der Drau- und Savetäler über den Rumpf der Balkanhalbinsel, dessen westlicher, der Adria zugekehrter Teil, und dessen östliche Nordflanke indessen von ihnen ebensowenig eingenommen wird wie ihr südlichster Ausläufer: dies sind die Gebiete der eingeborenen Balkanvölker oder vielmehr deren Nachfolger verblieben, der Albaner, in denen die alten Illyrier, der Rumänen, in denen die Dakoromanen, und der Neugriechen, in denen der Hauptsache nach die alten griechischen Elemente fortleben.

Frühe Einwanderungen haben seit dem 6. Jahrhundert in vielfach wiederholten friedlichen Schüben und kriegerischen Einbrüchen die Vorfahren der heutigen Südslawen aus ihren einstigen nördlichen Sitzen um den Karpathenbogen in die weiten und geographisch stark zersplitterten Gebiete ihrer jetzigen Ausbreitung gebracht. Sie sind dabei sicher auf früher ansässige Volkselemente von ursprünglich illyrischer, thrakischer und epirotischer Zugehörigkeit gestoßen, die indessen schon seit der Kaiserzeit in der westlichen Hälfte von römischer, in der östlichen von hellenistischer Seite starke Beeinflussung erfahren hatten, so daß man die nördliche Balkanhälfte in der römischen Kaiserzeit als in zwei Kulturgebiete zerteilt annehmen darf, in ein romanisiertes und ein hellenisiertes. Diese alten Kulturunterschiede wirken auch in der slawischen Volksüberlagerung bis auf den heutigen Tag in Sprache, Religion und zahlreichen Kulturelementen deutlich nach. Wie aus der Ortsnamenverbreitung auf der Balkanhalbinsel und zum Teil auch unmittelbar aus geschichtlichen Nachrichten hervorgeht, haben diese slawischen Völkermassen auch Albanien, Makedonien und den Epirus, ja selbst Griechenland erreicht, ohne allerdings dort politisch herrschend werden zu können, aber ihre Spuren in Leiblichkeit, Sprache und Lebenszuständen haben sie dort noch vielfach zurückgelassen.

Der landschaftlich-geographische Charakter der von den Südslawen besetzten weiten Gebiete hat seit jeher der nationalen Zersplitterung und Sonderentwicklung starken Vorschub geleistet. Die verschiedenen Nachbarschaften haben dabei in ähnlicher Weise differenzierend eingewirkt. So sind die Slowenen, der nordwestlichste Zweig, durch Deutsche, Magyaren und Romanen gleichmäßig in ihrer Entwicklung eingekreist und von ihren Stammesverwandten kulturell abgelöst worden, und so wurde auch die Kultur der Serbokroaten Istriens und Dalmatiens von italienisch-venezianischer Seite her beträchtlich ausgestaltet. In der ungarisch-kroatisch-slawonischen Grenzzone, in dem albanisch-serbischen Mischgebiet und vor allem seit der Türkenzeit besonders in Bosnien, Serbien und Bulgarien haben die südslawischen Völkerstämme vielfach die stärksten nationalen Umwandlungen und Verluste erfahren, und besonders die Aufrichtung der türkischen Herrschaft und die verheerenden Eroberungszüge der Osmanen seit Sultan Suleiman I. (1402–10) haben die südslawische Völkerentwicklung in ganz neue und zumeist überaus ungünstige Bahnen gelenkt. Die kriegerischen Ereignisse mehrerer greuelerfüllter Jahrhunderte, willkürliche Verpflanzungen ganzer Be-

völkerungsgruppen, periodische Wanderungen verschiedener Primitivelemente zumal in Thrakien und Makedonien, türkische Kolonisation aus Kleinasien haben in ausgedehnten Gebieten der Balkanhalbinsel ein wahres ethnisches Durcheinander erzeugt, zu dessen Verwirrtheit überdies noch vielfache Freizügigkeit verschiedener beweglicher Bevölkerungsgruppen, gewisser Handwerker, Maurer, Feldarbeiter, Wanderhirten usw. nicht wenig beigetragen hat. Infolge der nationalen und politischen Einigungsbestrebungen, die unter den Südslawen seit dem 18. Jahrhundert immer stärker und erfolgreicher wirksam waren, ist es, wenigstens politisch und sprachlich, an Stelle des früheren verwirrten Bevölkerungschaos mehr und mehr zur Bildung größerer Volks- und Staatsgemeinschaften gekommen, und die letzten weittragenden Ereignisse auf der Balkanhalbinsel haben nach dieser Richtung beinahe schon die endgültigen Veränderungen und Verschmelzungen gebracht.

Wenn man von den Slowenen absieht, die auch körperlich wie kulturell durch die deutsche und romanische Nachbarschaft ihren südslawischen Verwandten am stärksten entfremdet sind, so ist die südslawische Völkergruppe anthropologisch wie volkskundlich sehr gleichartig. Sie wird durch kurzköpfige und selbst überkurzköpfige Schädelform, dunkle Komplexion und auffallend hohen Wuchs charakterisiert. Die Serbokroaten gehören geradezu zu den höchstgewachsenen Menschen Europas. Die durchschnittliche Körperhöhe erreicht in Dalmatien und Bosnien 172 cm (Taf. 2, Abb. 1). Bei den Slowenen und Kroaten erscheint allerdings auch ein der südslawischen Gruppe eigentlich fremdes, aus den nördlichen Nachbarländern eingewandertes Element von heller Haar- und Hautfarbe und kleiner Statur. Weniger bekannt ist die Anthropologie der Bulgaren. Einen einheitlichen bulgarischen Typus gibt es nicht. An Wuchs ist das Volk eher klein als groß, große schlanke Gestalten überwiegen nur in einigen Distrikten, die Komplexion ist meist dunkel. Blonde sind beigemischt; die Gesichtszüge weisen noch vielfach auf die finnische Abstammung und mongolische Beimischung zurück.

Was die Kulturseite betrifft, so sind die fremden Einflüsse, der romanische in Istrien, Dalmatien und der Herzegowina (in Tracht, Volkskunst und deren Ornamentik, Steinbau, Kamineinrichtung, Lehnwörtern), der türkische in Bosnien, Serbien und Bulgarien (in Wohnweise, Speisen, Waffenwesen, Handwerken, namentlich Metallindustrien, Teppicherzeugung, dann in sozialen Dingen, in Sitten und Bräuchen), der ungarische im kroatisch-slawonischen Grenzlande leicht zu erkennen.

Im übrigen tritt uns überall ein noch sehr altertümlich gefärbtes und eigengeprägtes Volkstum entgegen, in dessen Kultur sich Westen und Osten, römische Überlieferung und byzantinische Grundlagen teilen.

Große Gebiete des südslawischen Territoriums sind unfruchtbare und geographisch wie geschichtlich verwahrloste Karstländer, in denen die menschliche Wirtschaft, Siedlung und Hausform den Stempel größter Armseligkeit und des härtesten Lebenskampfes tragen. So der Tschitschenboden, das kroatische Küstenland und die angrenzenden Gebiete Norddalmatiens, wie überhaupt das Hinterland von Dalmatien und die Herzegowina nebst dem ehemaligen Montenegro. Waldreicher und fruchtbarer ist Bosnien, das infolge seiner langen Abgeschiedenheit und der teilweisen Vertürkung seiner Bevölkerung, ähnlich wie ein Teil Serbiens, zu den rückständigsten, für den Volksforscher interessantesten Volksgebieten Europas zählt. Es sei nur an die vielfach noch gut erhaltene Stammes- und Sippenverfassung, an die altertümliche Einrichtung der „zadruga", eines Großfamilienverbandes mit gemeinsamem Hauswesen, gemeinsamer Wirtschaft und Gemeineigentum, der zugleich Ahnenkult- und Blutracheverband ist, erinnert, wie sie manchenorts noch ganz deutlich, in mehr oder minder zahlreichen und lebendigen Spuren hier fast überall fortlebt. Das einräumige Herdhaus Alteuropas mit einzelnen Nebenhäuschen für die verheirateten Söhne ist hier noch anzutreffen, während daneben sowohl mitteleuropäische, durch Ungarn und Kroatien vermittelte Hausformen (das Küchenstubenhaus), wie türkische Wohnsitten mehr und mehr herrschend geworden sind. In Bulgarien ist auch die sonst noch in Rumänien verbreitete altertümliche Grubenwohnung (bordei) häufig. Wie zähe die örtliche Überlieferung mitunter uralte Lebensformen festgehalten hat, mag das Beispiel der jetztzeitlichen Pfahlbaudörfer von Donja-Dolina an der bosnischen Save lehren, die an der Stätte bronzezeitlicher Pfahldörfer mit genau denselben technischen Einrichtungen, wie sie hier aus vorgeschichtlicher Zeit gefunden wurden, fortleben. Uralte Küchengewohnheiten, wie das Steinkochen, das Dünsten in Fellsäcken, vereinzelt selbst der Erdofen (in Morea), die Bereitung von ungesäuertem Fladenbrot und das Ausbacken desselben unter der irdenen erhitzten Backglocke, das Spießbraten, der häufige Gebrauch von Sauer- und Dickmilch sind hier anzuführen. Auch der fast völlige Mangel an größerem Hausrat, der Gebrauch des kleinen, runden Schüsseltisches usw. sind solche Überlebsel südosteuropäischen Altertums.

Die Tracht ist fast überall, soweit nicht türkische Kleidersitten in den

mohammedanischen Gebieten herrschend geworden sind und von hier auch auf andere Provinzen übergegriffen haben, die alte osteuropäische mit gewissen provinziellen Unterschieden (Taf. 3, Abb. 2), und emsiger Hausfleiß der Weiber ist geschäftig, mit einem uralten Ornamentschatz osteuropäisch-orientalischer Herkunft in reichen textilen Künsten die Trachtenerscheinung festlich zu erhöhen. Der Volksschmuck weist mannigfach gemischte Formen auf, an denen Byzantinisches aus der Zeit der Völkerwanderung, Vorderasiatisches und Venezianisches gleichmäßig Anteil hat.

In gesellschaftlicher Hinsicht sind die allerdings von den Türken stark beeinflußten Grundbesitzverhältnisse, die Verlobungs- und Eheformen, die Familienverfassung, die Blutrache, die Wahlbrüderschaft und vieles andre voll von Zügen hohen Altertums. Verschiedene Formen der Raubehe stehen hier noch deutlich neben der Kaufehe. Die Stellung der Frau ist eine sehr niedrige; die ganze Last des Hauswesens, die Kinderpflege, ein großer Teil der Wirtschaftsarbeiten fällt ihr zu; ihre Rechte und Ehren sind gering. Die alten Frauen der Hausgemeinschaft begrüßen selbst das jüngste männliche Mitglied derselben mit tiefer Verneigung und Handkuß. Die Frau teilt unter den Serbokroaten auch nicht das Mahl mit dem Manne. Im bulgarischen Landvolke herrschen indessen schon fortgeschrittenere Sitten. In den geistigen Überlieferungen, den Kultbräuchen, den Festen, den Rechtsbräuchen, dem Volksgesang und Volkslied ist ältestes indogermanisches Gut neben altslawischen und späteren fremden, romanischen und türkischen Lehnformen in starker Vermischung zu erkennen. Die Konfession überwiegt an Bedeutung für das Volksempfinden, hier wie im Orient vielfach die Abstammung und die Nationalität. Die in derselben wurzelnden Gegnerschaften der Katholiken, Griechisch-Orthodoxen und Mohammedaner sind im serbokroatischen wie im bulgarischen Volksgebiet die hartnäckigsten. Mit der Konfession ist unter den Südslawen aber auch in der Tat sehr verschiedene kulturelle Zugehörigkeit unmittelbar verbunden.

6. Die eingebornen Balkanvölker.

Während die Serbokroaten und die Bulgaren in der Balkanhalbinsel der Hauptmasse nach eingewanderte Volkselemente darstellen, müssen wir die Albanesen, die Griechen und Rumänen in ihrer westlichen, südlichen und östlichen Randlagerung als aus altem bodenständigen Volkstum hervorgegangene echte Balkanvölker bezeichnen. Sie sind von der

slawischen Einwanderungsflut, die aus den offenen Gebieten im Norden kam, wohl auch erreicht, aber von ihr niemals dauernd durchdrungen worden. Anthropologisch spiegeln sich ihre verschiedene Herkunft und Volksgeschichte noch recht deutlich wider, kulturell haben sie vielfach aus gleicher Quelle wie die Südslawen geschöpft und teilen so mit ihnen zahlreiche Züge der alten Balkankultur, nicht ohne daß jedes dieser Völker sein besonderes Volkstum mit Eifersucht entwickelt und bewahrt hätte. Aber während die Rumänen und Griechen für ihre Nationalität frühzeitig eine politische und geschichtliche Stütze in staatlichen Bildungen gefunden haben, hat Albanien seit dem Altertum nie ein einheitliches nationales Reich gebildet. Alle drei Völker haben, wie die Südslawen, in ihrer Entwicklung und ihren kulturellen und nationalen Schicksalen die stärkste Einbuße von seiten der Türken erfahren, und auch bei ihnen verlief seit dem ersten Einbruch der osmanischen Eroberer die nationale Geschichte in einer unablässigen Abwehr nach dieser Seite und in allmählicher Befreiung und Zusammenfassung der eigenen Völkerkräfte.

Die Albanesen werden heute übereinstimmend als die Nachkommen der alten Illyrier im westlichen Adriagebiet angesehen. Es ist möglich, daß sich auch ältere thrakische Elemente in ihnen verbergen. Das römische Albanien, bewohnt von den Illyriern der Berge, in der Mitte zwischen Dalmatien und den Donaurömern, war ein halblateinisches Gebiet. Das Albanesische, hervorgegangen aus dem illyrischen Sprachzweig, ist noch heute voll romanischer Elemente, von den alten lateinischen angefangen bis zu den venezianischen. Den alten römischen Sprach- und Kultureinfluß setzte eben auch die spätere Zeit stets ununterbrochen fort, und der italienische Zuzug in Handel, Verkehr und Sprache dauert bis auf den heutigen Tag mit Lebhaftigkeit an. Mehr als ein Viertel des ganzen albanesischen Sprachschatzes wird von romanischen Elementen gebildet, und die maßgebenden Sprachforscher bezeichnen das Albanesische als halbromanische Mischsprache. Lateinischen Ursprungs sind die Ausdrücke für die gewöhnlichsten Begriffe: mik — amicus, print — parentes, vertüt — Kraft, mort — mors, kjutet — civitates, numeron — numerare, ķenton — cantare usw. Auch die christliche Terminologie der Albaner ist römischen Ursprungs. Die albanesische Sitte, die Dörfer nach Heiligennamen und alten Kirchennamen zu benennen, fehlt unter Serben oder Bulgaren so gut wie vollständig.

Zu allen Zeiten, auch schon im Mittelalter, standen die Albaner den Griechen und dalmatinischen Romanen viel näher als den neubekehrten

Slawen. Der griechisch-byzantinische Einfluß herrschte bis zum 13. Jahrhundert vor. Abwechselnd rangen dann venezianischer Einfluß, türkische Herrschaft und eigener Selbständigkeitstrieb der Albaner, dem unter Skanderbeg (als Christ Georg Kastriot genannt) glorreiche Erfolge beschieden waren, im Lande. Mit Skanderbegs Tod (1468) verknüpfte sich der Beginn einer großen Auswanderung der Albaner nach Italien, während in Albanien selbst die Mohammedanisierung der Bevölkerung rasche Fortschritte machte. Viele Albaner, die den Islam angenommen hatten, stiegen seither im osmanischen Kaisertum zu hohen militärischen und staatlichen Würden empor. Das albanische Volk wurde immer mehr Stütze des osmanischen Regiments und verbreitete sich im 17. Jahrhundert an den Gebirgen gegen Nordost in das Innere der Halbinsel, zuletzt gegen Osten nach Makedonien, wo sie sich in der verlassenen Heimat der massenhaft nach Ungarn ausgewanderten serbischen Volkselemente niederließen. Diese Bewegung dauert in verstärktem Maße bis gegen das Ende des 19. Jahrhunderts an. Noch im Jahre 1912 zählte man an 150000 Flüchtlinge aus Altserbien. Es ist kein Zweifel, daß die letzten großen politischen Ereignisse auf der Balkanhalbinsel diese Bewegung nicht nur zum Stillstand bringen, sondern eine rückläufige Strömung zur Folge haben werden. Einem neugebildeten albanischen Staate sind diese weit vorgeschobenen Volkselemente ohnedies verloren.

So ist auch dies anscheinend recht ungeschichtliche und zum großen Teil primitiv gestaltete Volkstum der Albaner in Wirklichkeit durch einen reich bewegten Geschichtslauf hindurchgeführt worden und hat auf einen großen Teil der Balkanhalbinsel hinausgewirkt, wie umgekehrt zu jeder Zeit auch wechselnde Einflüsse von allen Seiten auf dasselbe ausgeübt worden sind. Der heutige Zustand ist daher eher als Verwilderung und Verwahrlosung, denn als urwüchsiges und ungestörtes Primitivdasein zu bezeichnen.

Die Albanesen — türkisch „Arnauten“ genannt, sie selbst nennen sich auch „Skipetaren“ — zerfallen mundartlich in zwei Hauptgruppen, deren Grenze ungefähr vom Laufe des Sikumbi gebildet wird, die Ghegen im Norden und die Tosken im Süden. Weitere mundartliche Spaltungen sind bei dem äußerst partikularistischen Charakter dieses Volkstums natürlich beiderseits in ausgeprägtem Maße vorhanden. Nach der Konfession trennt sich das vorzugsweise katholische Nordalbanien von dem vorwiegend mohammedanischen Mittel- und dem vorherrschend griechisch-orthodoxen Südalbanien, Gegensätze, die sich hier auch volkstümlich und kulturell in bedeutendem Grade ausdrücken. Außerdem

verwickelt sich das ethnologische Bild dieses Volkes durch die verschiedene natürliche Beschaffenheit seiner Wohngebiete, den darin wurzelnden Gegensatz der Viehzüchter und Hirtenbevölkerung in den Gebirgsgegenden und der Ackerbauer in den Ebenen, wozu die buntgemischte Art der Städtebewohner kommt.

Aus den im großen und ganzen der allgemeinen Balkankultur zugehörigen Gesittungszuständen der Albanesen treten uns fast auf allen Lebensgebieten einzelne Züge entgegen, die für dies Volk im besonderen als charakteristisch gelten können. So die in dem auf die Spitze getriebenen Sondergeist und den Blutracheverhältnissen wurzelnde, äußerst verstreute Siedlungsart, namentlich in Nordalbanien, so der Typus der befestigten Wohnbauten, der „kula", deren oberster Baugedanke möglichste Sicherung vor Feinden ist, die allgemeine Vertrautheit mit den Schießwaffen, auf deren Güte und Zahl der größte Wert gelegt wird. Im Trachtenwesen erscheinen zusammen mit türkischen Typen und allgemein auf dem Balkan verbreiteten Formen auch eine Anzahl besonders hochaltertümliche Kostümstücke, wie die bekannte „fustanella" der Männer, die Jacken mit aufgeschlitzten Hängeärmeln, die Kragenjacke „dschurdin", der angeblich altillyrische Glockenrock der Weiber usw., Typen, die wie die Ornamentik der Trachtenverzierungen bei den einzelnen Stämmen bezüglich Herkunft und Verbreitung erst näher zu untersuchen sind (Taf. 3, Abb. 3). Altertümliche Hinterlassenschaft auf albanischem Boden stellen auch die Schwimmsäcke und Ziegenbalgfähren dar, die auf gewissen Flüssen des Landes noch üblich sind. Der Hausrat bietet ebensowenig wie die Hausform selbst etwas Besonderes. Die Kamineinrichtung ist wohl importiert, die Form der Stühle, die als Ehrensitze vorkommen, weist auf kirchlich-byzantinische Abkunft.

Das soziale Leben wird in einem sonst auf europäischem Boden und in der Gegenwart unerhörten Grade von der Blutracheverpflichtung beherrscht, der in den verschiedenen Stammesdistrikten bis zu 42 Prozent der männlichen Bevölkerung zum Opfer fallen. Ihre Ablösung durch ein hohes Wehrgeld entspricht im Norden Albaniens der Landessitte, in Mittelalbanien ist dagegen die unentgeltliche Sühne landesüblich, doch wird die Blutrache in erschreckend vielen Fällen noch immer tatsächlich genommen. Sie unterbindet in manchen Gebieten den allgemeinen Verkehr in der verhängnisvollsten Art, trotzdem die Weiber von derselben ausgenommen sind, wodurch in zahlreichen Fällen die Besorgung der ganzen Wirtschaft und sogar der Feldbau auf sie fällt.

Nur der Hirtenberuf schützt gegen die „bessa", d. h. die Blutrache, ebenso wie gewisse andere Arbeiten, das Ausbessern der Röhrenwasserleitungen, den gleichen Schutz genießen, zum Zeichen, wie hochgewertet diese Betätigungen beim albanischen Volke stehen. Wird die schon lange geplante allgemeine Ablösung der bestehenden Blutracheverpflichtungen gelingen, wird das Land einmal der bisher fast vollständig fehlenden Kommunikationen teilhaftig geworden sein und werden die partikularistischen Spaltungen, die tiefen nationalen und konfessionellen Gegensätze zu mildern sein, dann ist dem Versuch, in neuer Staatlichkeit ein durch seinen Geschichts- und Kulturlauf zersplittertes Volkstum zusammenzufassen und zu dem höheren sozialen Gebilde einer Nation zu einigen, vielleicht ein rascheres Gelingen beschieden, als es seinen angestammten feindlichen Nachbarn, Serben und Griechen, lieb sein mag.

Zu den ältesteingesessenen Völkern der südöstlichen Halbinsel Europas gehören auch die Griechen, die Erben eines großen Völkernamens. Sonst ist unmittelbares Kultur- und Bluterbe aus alter Zeit wohl nur in beschränktem Maße — abgesehen von der freilich stark umgebildeten und von verschiedener Seite beeinflußten Sprache — auf die heutigen Träger des griechischen Volksnamens übergegangen, am meisten wohl auf den griechischen Inseln, auf Zypern, Kreta, wohin die slawische Flut nicht in voller Stärke gedrungen ist, die den Balkanvölkern sonst so vielfach neues Menschen- und Volkstum gebracht hat.

Über den direkten genealogischen Zusammenhang der Neugriechen, die sich selbst Romai nennen, mit den alten Hellenen sind wir noch keineswegs genügend im klaren; er ist von gewichtiger Seite rundweg bestritten, von anderer mit Eifer verteidigt worden. Die Zeugnisse geschichtlicher und volkskundlicher Forschung sprechen viel stärker im verneinenden Sinne, und die von slawischen, albanesischen, türkischen und italienischen Fremdelementen überschwemmte neugriechische Sprache ist kein taugliches Instrument für die Entscheidung der Streitfrage. Wir wissen von der leiblichen Beschaffenheit der ländlichen Schichten in der altgriechischen Bevölkerung viel zu wenig, um über allfällige, unmittelbare leibliche Zusammenhänge der alt- und neugriechischen Bevölkerung und deren Grade irgend etwas Bestimmtes behaupten zu können.

Die heutigen Griechen bewahren trotz vielfältiger Beimischung awarischer, slawischer, albanesischer und türkischer Elemente — im ganzen noch immer die Merkmale der mittelländischen Rasse mit dem Kopfindex von 81, vorherrschend dunkler Komplexion und mittlerer Körperhöhe

und weisen in ihren Gesichtszügen nach vielen Beobachtern sogar unverkennbar auf den wohlbekannten klassischen Typus zurück. Es findet dies in den geschichtlichen und völkischen Schicksalen der Neugriechen seine ausreichende Begründung. Die beiden Fremdeneinbrüche, die slawische am Ende des 6. Jahrhunderts und die albanische seit dem 13. und 14. Jahrhundert, haben eben niemals alle griechischen Gebiete erreicht. In den Städten, an den Küsten und in den unzugänglichen Gebirgslandschaften behauptete sich die griechische Bevölkerung und Kultur, die zugleich Träger des Christentums war. Das östliche Griechenland und die Inseln waren überhaupt von Slawen nur wenig durchsetzt worden. Die Albanesen wieder, die hauptsächlich in den menschenärmeren Landschaften Argolis, Megara, Theben und Attika teils als halbnomadische Hirten, teils als Ackerbauer auftraten, sind in den übrigen griechischen Gebieten mehr und mehr aufgesogen worden, ihre Zahl beträgt immerhin noch ein Zehntel der Gesamtbevölkerung des Königreichs. In Thrakien dringt das griechische Element auch landbauend und gewerbetreibend vor, die Halbinsel Chalkidike ist fast ganz griechisch und rein erhalten. Ganz griechisch ist auch die makedonische Ebene, während im Epirus die Scheidung der Bevölkerung durch die jüngsten Ereignisse erst in Fluß gekommen ist.

Griechenland, durchaus gebirgig und fast gänzlich entwaldet, ist das Land der Halbinseln und Inseln, das seine Bewohner wie in alter Zeit aufs Meer hinausweist und sein Volk niemals zu ruhiger, abgeschlossener Binnenexistenz gelangen ließ. Ackerbau ist, abgesehen von Thrakien und Makedonien, nur in den wenigen und kleinen Ebenen möglich, Viehzucht viel stärker entwickelt, im Seeverkehr und Handel und in der Fischerei fand die neugriechische Bevölkerung ihre eigenste Betätigung. Der maritime Charakter Griechenlands ist auch politisch und geschichtlich für das Volk immer wieder von größter Bedeutung gewesen. Er verhinderte seine Slawisierung in der Zeit der Völkerwanderung und die völlige Unterwerfung unter das türkische Joch seit dem Eindringen der Osmanen. Auf dem Kulturboden des alten Byzanz fußend, sind ihm Religion, Kunst und geistige Überlieferungen vielfach von dieser Seite zugekommen, und die Mönchsrepublik auf dem Athosberg hat immer die Vermittelung orientalischen Kulturgutes an das Neugriechentum besorgt.

Wie die Leiblichkeit und die Sprache sind auch Volkstum und Kulturaufbau der heutigen Griechen durchaus ein Mischprodukt. Auf den älteren griechisch-byzantinischen Grundlagen sind slawische, albane-

sische, romanische und türkische Beimischungen auf den verschiedensten Lebens- und Kulturgebieten erfolgt und aufgenommen worden, je weiter nach Süden, in desto geringerem Maße, bis auf der griechischen Inselwelt der Charakter der Mittelmeerkultur und die Eigenart griechischen Volkstums am reinsten hervortritt. In ihrer kleinasiatischen Verbreitung an der Nord- und Südküste Anatoliens haben sie die Züge ihrer leiblichen und geistigen Eigenart ebenfalls überraschend bewahrt, wenn auch naturgemäß ihre Lebenszustände dort weitgehende Orientalisierung erfahren haben.

In den wesentlichen Zügen seiner materiellen Existenz nimmt das griechische Volk an den aus sehr alter Zeit heraufreichenden Eigentümlichkeiten der Mittelmeerkultur seit längster Zeit teil. Im gebirgigen Gelände herrscht überall die Terrassierung, und auch in ebenen Strecken zeigen sich allerorten rohe Mauereinfassungen, um das weidende Vieh, namentlich die Ziegenherden, abzuhalten oder einzuschließen. Die Düngung erfolgt nur durch Schaf- oder Ziegenmist, die Feldbestellung mit einem äußerst altertümlichen Pflug besorgen die Männer mit Hilfe dürftiger Ochsenpaare. Wein- und Ölbau sind überall verbreitet, ihre Behelfe mitunter noch von homerischer Einfachheit. Die Weinstöcke werden — bei völligem Mangel an Holz — vielfach korbartig in sich verflochten am Erdboden gezogen, die Trauben werden in Rutenkörben mit den Füßen ausgekeltert und der Wein in geteerten Ziegenschläuchen aufbewahrt. Die Olivenzucht, die auch im Pachtsysteme betrieben wird, beschäftigt Männer wie Weiber; letztere pflücken unter Gesängen die Früchte, die dann in den Olivenmühlen von Maultieren oder Eseln zerquetscht werden, um dann erst später unter Handpressen das Öl zu liefern, das früher in Steinbehältern, jetzt meist in Tonkrügen aufbewahrt wird.

Im volkstümlichen Hausbau herrscht überall die Aufmauerung der Häuser aus Bruchsteinen und das flache, mit Erde überdeckte Balkendach, das jetzt bereits mehr und mehr vom flachgeneigten Ziegeldach nach italienischer Art ersetzt wird. Die meisten ländlichen Häuser sind einräumig, ohne Zwischendecke, der gleiche Raum beherbergt vielfach, so auch auf den Inseln, Mensch und Vieh, sofern nicht für letzteres ein offener Hof abgegrenzt ist. Der Hausrat ist armselig wie sonst auf der Balkanhalbinsel; ein erhöhter Bretterboden dient als Schlafstelle, große Tongefäße nehmen Speisevorräte und Habseligkeiten aller Art auf, ein ganz niedriger Holztisch wird, wie bei Albanesen und Serben, zum Auftragen des Mahles verwendet, das aus Fischen und Seetieren, Lammfleisch, Saubohnen und Erbsen, Kürbisschnitten, Oliven mit Zubuße von in eiförmig

aufgemauerten Backöfen gebackenem Dauerbrot besteht. Genügsamkeit ist ein Grundzug des griechischen Volkscharakters.

Die Tracht, weitärmeliges Hemd, schnurverzierte Westen und Jacken, weite Beinkleider und hohe Lederstiefel der Männer (Taf. 3, Abb. 4), Hemdrock und Jäckchen der Frauen, weicht im ganzen kaum wesentlich von den sonstigen Trachtenformen der Balkanhalbinsel ab. Mehreres ist von den Albanesen übernommen, wie die fustanella, andrerseits ist in Einzelheiten die türkische Tracht eingedrungen, auch italienischer Einfluß macht sich geltend. An Hausindustrien blüht die noch stark verbreitete Weberei, ebenso die Teppicherzeugung. Auf den griechischen Inseln ist auch die Spitzenerzeugung, die seinerzeit von den Venezianern zur Blüte gebracht wurde, und die Stickerei ein gefeierter Betrieb der Weiber. Das Familienleben weist noch äußerlich patriarchalische Formen auf: die Kirchenfeste, die Fastenzeiten werden streng und mit aller Bigotterie gehalten, darunter mischen sich die Erinnerungen aus alter Zeit mit kleinasiatisch-semitischem Kulthintergrund. Die Verlobungs- und Hochzeitssitten sind weit einfacher als bei den Balkanslawen, die Spuren alter Eheschließungsformen sind fast gänzlich verwischt. Volksgesang und Tanz ähneln denen der Bulgaren, die Singweise ist eine eigentümlich weinerliche und eintönige, die Tänzer bewegen sich mit dem Sacktuch in der Hand, meist in einfachen Schritten im Kreise. Fanatisches Nationalgefühl und Freiheitsdrang zeichnen die Griechen aus. Dieser Tugend verdanken sie ihre unabhängige Volksexistenz auf dem Festlande wie auf den Inseln, wie etwa auf Kreta, wo die Sphakioten im gebirgigen Inselinnern eine Auslese der freiheitsliebenden erbeingesessenen Familien darstellen.

Den Versicherungen der älteren Autoren, wie das alte Griechenland außer in den primären volkstümlichen Zuständen wunderbar auch in den Sitten und geistigen Überlieferungen der Neugriechen erhalten geblieben sei, muß auf Grund eindringenderer Bekanntschaft und genauerer Analyse dieses Kulturbesitzes im allgemeinen widersprochen werden. Dergleichen kann beispielsweise in einer Reihe ganz bestimmter Fälle auf Kreta oder Zypern erwiesen werden, aber meist lösen sich jene vielberedeten Ähnlichkeiten oder Parallelen zwischen Althellas und der Gegenwart in unschwere Allerweltsgleichungen auf. Das gleiche gilt von den Mythen und Sagen, dem Volkslied und Volksaberglauben der Neugriechen, ein Material, das in den allermeisten Fällen im ganzen der Balkanhalbinsel seinen Schlüssel finden wird und mit altgriechischem

Gut in den seltensten Fällen unmittelbar etwas zu tun hat. Genau so steht es mit Architektur und Kunst in diesem Lande. Bis auf die klassischen Ruinenreste sind diese echtesten Zeugnisse altgriechischer Volkskraft heute spurlos verschwunden, und nur in den gleichen primären und untersten Schichten wie sonst in der europäischen Volkskunst ist die uralte Wurzel dieser Kunstblüte hier noch am Leben.

Mehr Bewohner des Karpathenvorlandes als eigentliches Balkanvolk, sind die Rumänen doch durch Herkunft und Kulturzugehörigkeit sowie durch ihre geschichtlich-politischen Beziehungen mit der Völkerwelt der Balkanhalbinsel enge und vielfältig verknüpft. Im Gegensatz zu den übrigen bodenständigen Volksstämmen derselben und den slawischen Völkern bilden sie eine sprachlich, religiös und kulturell sehr einheitliche Nation, die aber des gemeinschaftlichen, alle Teile derselben umfassenden staatlichen Rahmens bis vor kurzem entbehrte. Mit einem Drittel ihrer Gesamtzahl, und zwar vielfach mit ihrem ethnischen Kerngebiet gehörten die Rumänen vordem der ehemaligen österreichisch-ungarischen Monarchie (in der Bukowina und in Ungarn, besonders Siebenbürgen) an, während die andere Hälfte sich nach wechselnden politischen Schicksalen ihre geschlossene Staatlichkeit im Völkergefüge der Balkanhalbinsel erst spät errungen hatte.

Über die Herkunft und die geschichtliche Entwicklung des rumänischen Volkes sind lange und hartnäckige Streitigkeiten geführt worden. Es wird aber heute kaum mehr bezweifelt, daß die Rumänen in der Hauptsache die romanisierten Nachkommen der alten, wohl den Daziern verwandten Thraker darstellen. In der militärischen Bevölkerung um die großen Legionslager an der Donau hat sich langsam die rumänische Sprache gebildet, als eine Tochtersprache des Lateinischen. Aber darum ist doch keineswegs bezüglich ihrer Kulturstellung das gleiche Verhältnis gegeben, wie es zwischen den romanischen Völkern und der römischen Mutternation besteht. Das rumänische Volkstum stellt keine Kreuzung der Kultur der Balkanvölker mit der römischen dar, sondern gehört völlig der südosteuropäischen (griechisch-slawischen) Kulturgemeinschaft an mit charakteristischer Ausbildung besonderer Züge, entsprechend den geographischen und geschichtlichen Entwicklungsfaktoren, die auf das rumänische Volk in seinen besonderen Sitzen, der Moldau, der Walachei und zumal in den Karpathen eingewirkt haben.

Erst seit dem 13. Jahrhundert berichten uns die geschichtlichen Quellen über das politische Auftreten des rumänischen Volkes, dessen Schicksale

im Mittelalter mit dem byzantinischen und altbulgarischen Reiche eng verbunden sind. In den stürmischen Völkerbewegungen, die auf der Balkanhalbinsel durch den Einbruch der Slawen und Bulgaren herbeigeführt worden sind, wird ein Teil der Rumänen nordwärts über die Donau in das südöstliche Karpathengebiet und in die Bergfeste Siebenbürgens gedrängt, ein anderer Teil behauptet in geschlossener Masse die Sitze im eigentlichen Donaudazien. Fortwährend gehen von diesem nahezu kreisförmigen Verbreitungsgebiet, in dem später die fremden deutschen und magyarischen Kolonisationsinseln sich festsetzen, rumänische Hirtenwanderzüge nach Norden und Süden aus, über die Karpathen hinweg und nach Ungarn hinein, bis zu den Ruthenen und Polen, selbst bis Mähren und Istrien, wo diese vereinsamten Stämme freilich von den slawischen Nachbarn bis auf geringe Reste und Spuren entnationalisiert worden sind. Auch nach Makedonien und Thessalien gelangen mehr oder minder bedeutende Volksteile rumänischen Stammes, und von den walachischen Wanderhirten, welche auf der ganzen Balkanhalbinsel, von Serbien angefangen bis zum Schwarzen Meer, nomadisieren, sind die Kutzowlachen mit Sicherheit als abgesprengte Splitter des rumänischen Volkes zu bezeichnen.

In engster Verbindung mit dem byzantinischen, dem bulgarischen und ungarischen Reich lange Zeit als nichtgeschichtliches Hirten- und Bauernvolk lebend, sind die Rumänen erst seit dem 13. Jahrhundert zur Bildung eigener Fürstentümer in der Moldau und der Walachei gelangt, wobei sich die Grundlagen ihrer gesellschaftlichen Ordnung gestalteten. Es bildete sich der bevorzugte kriegerische Bojarenadel des Landes, die Klasse der freien Grundbesitzer und Bürger, während das eigentliche Landvolk in ein knechtisches Hörigkeitsverhältnis geriet. Slawische, griechische, magyarische und deutsche Elemente in größerer Zahl treten während der nächsten Jahrhunderte überall in bevorrechteten Stellungen auf und bringen sowohl familiengeschichtlich wie kulturell fremdes Blut und Gut massenhaft ins rumänische Volk. In den tieferen Schichten der Nation besteht ein fortwährend zum Ausbruch gelangender Gegensatz zwischen den unruhigen und oft gewalttätigen Hirtenelementen und den seßhaften Acker- und Weinbauern, ein Unterschied, der sich auch in den Bezeichnungen „Wlach“, das später gleichbedeutend mit Hirt wird, und „Rumäne“, das den Bauer bezeichnete, zum Ausdruck bringt. Auf die slawische und ungarische Fremdherrschaft mit ihren tiefen kulturellen Einwirkungen folgte im 18. Jahrhundert die griechisch-türkische, die eine





1. Finnen, Mann und eine Frau aus Dorpesthe (Rußland). Nach Photographie. (Zu S. 127.)



2. Serbische Burschen und Mädchen aus der Gegend von Belgrad. Nach Photographie von C. Reinke, Leipzig. (Zu S. 111.)

H



3. Albanische Katholikin. Nach Photographie von Frau Marie Robe, Berlin. (Zu S. 114.)



4. Ein Grieche. Nach Photographie. (Zu S. 118.)

H

der unglücklichsten Zeiträume im Geschichtsleben der Rumänen bildet. Erst seit 1834 haben sie es in begrenztem Gebiete zu freier Staatlichkeit gebracht, bis in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die endgültige Zusammenfassung ihrer Volkskräfte in einem modernen, selbständigen Staatswesen — ähnlich wie bei den Serben, Bulgaren und Griechen — erfolgen konnte.

Den geschichtlich-politischen Schicksalen der Rumänen entspricht auch die Art und Zusammensetzung ihrer Sprache und ihrer Kultur. Sie spiegeln sich bis zu einem gewissen Grade sogar in ihrer anthropologischen Beschaffenheit. Der rein dunkle Typus findet sich auch bei ihnen wohl noch viel häufiger als der lichte, wahrscheinlich durch slawischen Einfluß gebildete, ohne aber die Mischtypen besonders zu übertreffen. Bei einem durchschnittlichen Schädelindex von 86,5 sind die karpathenländischen Rumänen als sehr stark kurzköpfig zu bezeichnen, ihr Gesicht ist auffällig durch die geringe Höhe bei sehr großer Breite. Die Rumänen des Königreichs teilen diese hochgradige Kurzköpfigkeit nicht. Je nach den ethnischen Nachbarschaften und Beimischungen schwankt also der anthropologische Charakter des Volkes beträchtlich. Überall ist die Nation durch große Fruchtbarkeit ausgezeichnet, die schon seit ihrem ersten Auftreten zu den zahlreichen nord- und südwärts gerichteten Wanderzügen und Abspaltungen geführt hat.

Im Kulturbild des rumänischen Volkes treten starke eigene Züge, bei aller Verwandtschaft der primären Grundlagen mit den Primitivzuständen der sonstigen Balkanvölker doch unverkennbar auf den meisten Lebens- und Kulturgebieten hervor. Der wirtschaftliche Gegensatz von Landbauern und Hirtenbevölkerung beherrscht entsprechend den geographischen Verschiedenheiten der Wohnsitze das rumänische Volkstum in klarer Weise. In den Karpathendistrikten sind Siedlungs- und Wohnweise, ist die wirtschaftliche Betätigung — Schafzucht, Holzarbeit — vollständig in Übereinstimmung mit dem Charakter der teilweise noch recht unwirtlichen Wohngebiete. Es herrscht verstreute dünne Siedlung, Blockbau, unentwickelte Typen der Wohnung, Rauchhäuser, seit dem Mittelalter tritt auch der Herdofen, wie ihn die Ruthenen und Kleinrussen kennen, auf. Im Hausrat zeigen sich aber schon mehrfach nördliche Formen. Die bei ihnen typischen Truhen und Truhentische, die Bettstellen, die umlaufende Stubenbank sind der Balkankultur fremd. Ganz anders gestaltet sind die Lehmhäuser und Erdwohnungen in der Donauebene, welche mit den bulgarischen Typen größte Verwandtschaft

zeigen. In der vorwiegenden Maisnahrung der Ackerbaubevölkerung ist wieder die Beziehung zu den Gewohnheiten der Balkanvölker klar vorhanden, die auch in der Art der Fladenbrotbereitung, der Erzeugung und Verwendung des Schafkäses sowie in der Rolle, die Dick- und Sauermilch sowie die beliebtesten Gemüse, die Kürbisse, Melonen usw. in der rumänischen Küche spielen, hervortritt.

Eigenartig ist wieder die Tracht; man kann in der Tat hier von einer selbständigen Trachtenprovinz auf dem Balkan sprechen (Taf. 2, Abb. 2; Taf. 4, Abb. 1). Die eigenartige Pelzmütze, die übrigens auch bulgarisch ist, das weit über die Hose herabfallende Hemd der Männer, die Doppelschürze der Weiber, gewisse Haartrachten, wie die Haarrolle der Motzen in Siebenbürgen, will man ja bis auf thrakische Trachtensitten (in den Darstellungen römischer Triumphdenkmäler) zurückverfolgen. Die ursprünglichen gesellschaftlichen Verhältnisse, welche man noch heute bei den Hirten, Fischern und Bauern der Donautiefebene und der siebenbürgischen Karpathen beobachten kann, unterscheiden sich wesentlich von den altertümlichen Stammes- und Familienordnungen der Südslawen. Auch in den geistigen Überlieferungen, dem stark entwickelten Aberglauben und den Vegetationsriten, im Volksgesang und der Volksdichtung sind viele selbständige Züge aufzufinden, wenngleich natürlich Beziehungen zum bulgarischen, griechischen und magyarischen Volksbesitz verwandter Art in Menge sich aufdrängen. Es würde eine höchst lohnende Aufgabe sein, das verwickelte Bild der rumänischen Volkskultur im Rahmen der gesamten Balkankultur in seine Bestandteile aufzulösen, wie dies zum Teil wenigstens für das bulgarische Volkstum und die Neugriechen bereits mit Erfolg versucht worden ist.

7. Die ural-altaischen Völker.

Aus der Vor- und Frühzeit Europas reichen zahlreiche asiatische Bevölkerungselemente in weiter Verbreitung in die nördlichen und östlichen Gebiete unseres Erdteils herein — deutliche Reste einer zurückweichenden urtümlichen Bevölkerung, die von den indogermanischen Völkern, den Skandinaviern, Russen und sonstigen Slawen im Laufe der Zeit immer stärker zurückgedrängt und zum großen Teil aufgesogen worden ist. Nur in einigen sehr bemerkenswerten Fällen handelt es sich um geschichtlich aktive Stämme, die aus östlichen Sitzen weit westwärts

vorgedrungen sind und sich staatenbildend bewährt und erhalten haben. Weitaus die größte Masse dieser Bevölkerungselemente Europas wird von den Angehörigen der ural-altaischen Völkergruppe gebildet, denen sich einige tatarische und mongolische Stämme als Überreste oft wiederholter östlicher Völkerfluten anschließen. Asiatische Volkselemente, aber zum größten Teil in der Diaspora lebend, sind auch die in verschiedenen Geschichtsepochen eingewanderten Juden, Armenier und Zigeuner (siehe S. 132), welche mit ihren besonderen Lebenszügen und ihrer ausgeprägten Volksart sehr wohl ihren Platz in einer Völkerkunde Europas beanspruchen dürfen. Endlich nomadisieren auf der Balkanhalbinsel, namentlich in Makedonien, noch eine kleine Zahl kleinasiatischer Stämme, Jürüken und Konjaren sowie Tscherkessen, als versprengte Volkssplitter sicherem nationalen Untergang verfallen.

Unter allen Stämmen der weitverzweigten ural-altaischen Völkergruppe haben sich nur drei zu geschichtlichem und staatlichem Leben emporgeschwungen, auf sehr verschiedenen Schauplätzen der Entwicklung und in verschiedenen Geschichtsepochen. Am frühesten und erfolgreichsten, auch am nächsten dem Mittelpunkt des Erdteils, sind die zur finnischen Gruppe gehörigen Magyaren in die Reihe der europäischen Kulturnationen mit eigener Staatlichkeit eingetreten; ihnen folgten auf Grund stürmischer und folgenreicher Eroberungen auf der Balkanhalbinsel die Osmanen. Die Finnen (im engeren Sinne) Rußlands und Skandinaviens dürfen mit Fug als drittes Kulturvolk hier angeschlossen werden, die nunmehr ihre politische Selbständigkeit erreicht haben. Den im vorigen Abschnitt geschilderten Balkanvölkern reihen sich mit engen kulturellen und geschichtlichen Zusammenhängen Magyaren und Türken ganz ungesucht an. Ihre Schilderung rundet das ethnographische Bild Südosteuropas erst vollständig ab.

Von Ostrußland, und zwar, möglicherweise von der Kama, wo die finnisch-ugrischen Völker zur Zeit ihres Zusammenlebens gewohnt haben dürften, sind die Magyaren in oft unterbrochenen südwestlichen Wanderungen aus der Nachbarschaft der Wogulen, Ostjaken und Permier allmählich in die großen Donau- und Theißniederungen vorgedrungen. Bevor die Magyaren in ihre heutigen Sitze zogen, traten sie, hauptsächlich Jagd- und Fischervölker, schon in kulturelle Berührung mit Slawen, und vollends wurde der slawische Einfluß in erster Linie von seiten der westlichen Slowenen bedeutend, seitdem sie im 9. Jahrhundert die Landnahme in ihren heutigen Gebieten vollzogen hatten. Wie

stürmisch und in wie gewaltigen Vorstößen sich die Einwanderung dieser fremden Rasse vollzog, davon ist die Geschichte des frühen deutschen Mittelalters voll. Aber schon im 10. Jahrhundert begann die Beruhigung und Seßhaftwerdung der neuen stürmischen Volkselemente, und mit der Aufrichtung staatlicher Ordnung verband sich, die Sitten bändigend, auch die Annahme des Christentums. Kulturell von den benachbarten Slawen und den eingewanderten Deutschen fortwährend bereichert und gehoben, haben die Magyaren doch zu aller Zeit ihre staatsbildende und -erhaltende Rolle festzuhalten gewußt und auch starken politischen Einfluß auf die Völkerschicksale im Süden, auf Kroatien, Bosnien und Rumänien, genommen. Ethnographisch ist in den früheren Jahrhunderten die Festsetzung der zahlreichen deutschen Kolonisationsinseln, die Überflutung Südungarns durch südslawische Elemente seit der Türkenzeit, die Aufsaugung der zahlreichen türkischen Frühelemente (Awaren, Paloczen, Petschenegen, Jazygen, Kumanen) für Ungarn ebenso bedeutungsvoll, als die planmäßige Zurückdrängung der nichtmagyarischen Volkselemente im ungarischen Staat für das letzte Halbjahrhundert die ethnographische Charakteristik des Landes abgibt.

Die Magyaren sitzen als heute vorwiegend agrarische Bevölkerung in zusammenhängender Ausbreitung in der Mitte des Staatsgebietes — bis auf die Szekler Siebenbürgens, die eine magyarische Volksinsel inmitten deutscher und rumänischer Bewohnerschaft bilden — und haben das von ihnen mitgebrachte und unter starkem slawischen und deutschen Einfluß weiterentwickelte Volkstum hier im Innern am reichsten und treuesten bewahrt. Die politische Hegemonie der Magyaren gegenüber Deutschen, Slawen und Rumänen ist in der ungarischen Staatssprache, der Nationaltracht, den geselligen Gewohnheiten und Einrichtungen bisher überaus stark in die Erscheinung getreten. Sie beruhte nicht auf ihrer höheren und originalen Kultur, sondern auf der politisch stärkeren Organisation und den Herrninstinkten des magyarischen Einwanderervolkes. Von der mitgebrachten Primitivkultur eines Jäger-, Hirten- und Fischervolkes haben sich im Kerngebiet der Nation, in den endlosen Donau- und Theißniederungen des Alföld, auf den Tanyen und Pußten, den Theißinseln, im Szeklerlande überall noch reichliche und urwüchsige Reste erhalten. Enge Zusammenhänge zwischen den magyarischen Urbeschäftigungen, namentlich bezüglich der Fischerei, und den nordfinnischen Typen sind vielfach nachgewiesen. Auch im Hirtenwesen stecken noch zahlreiche urtümliche Lebenszüge. Die Hirtenwohnung im Alföld

besteht noch einfach aus Tafeln von Weidengeflecht, welche nach Nomadenart auf wechselndem Grunde durch Pflöcke im Viereck aufgestellt werden, während die Pferde nur durch den uralten Windschirm geschützt werden. Das Leben der Czikos auf den Pußten, der Schafhirten, der Schnitter und Feldarbeiter bietet dem Volksforscher noch reiche Ausbeute.

In Siedlungs- und Hauswesen sind sonst allerdings seit ältester Zeit die deutschen und slawischen Wohnsitten übernommen worden, wie ja auch die magyarischen Ausdrücke für das Haus und seine Teile dies dartun. Aber man kann doch überall, veranlaßt durch den Charakter des Landes selbst, seinen vorherrschenden Mangel an Holz und seine klimatischen Bedingungen charakteristische Wandlungen beobachten. Die Art, im Freien zu wirtschaften, die primitiveren landwirtschaftlichen Techniken, die Formen der Geselligkeit und manches andere läßt die magyarischen Sitten durchblicken. Wenn das ungarische Volk ein heiratsfähiges Mädchen käuflich („elado") und den Bräutigam den „kaufenden Mann" nennt, so schimmern hier deutlich die Spuren ehemaliger Kaufehe durch, die auch durch den noch nicht gänzlich abgekommenen ungarischen Brauch der „Mädchenmärkte" bezeugt wird. In den geistigen Überlieferungen, welche im Völkerverkehr mit Zigeunern, Rumänen, Slowaken, Ruthenen, Serben und Deutschen vielfältig bereichert und umgestaltet worden sind, ist noch manches finnische Urgut nachzuweisen, so in dem auf Tod und Totenfetische bezüglichen Volksglauben der Magyaren, der Zauberei mit Haaren und Knochen, den Lappenbäumen, dem Festkalender usw.

Aufs tiefste ist das magyarische Volksleben und die ganze Zusammensetzung der ungarischen Bevölkerung durch die jahrhundertelang währende türkische Kriegszeit, die türkische Herrschaft und Verwüstung in zahlreichen Landesteilen beeinflußt worden. Es wurde nach dem endlichen Ablauf der Türkennot eine teilweise Neubesiedlung des Landes, die aus eignen, aber vielfach auch aus eingewanderten Bevölkerungselementen kam, notwendig. Welche anthropologischen und ethnischen Veränderungen durch die Türken mittel- und unmittelbar am ungarischen Volkskörper bewirkt worden sind, ist nur im allgemeinen zu überblicken, darf aber gewiß sehr hoch eingeschätzt werden.

Die Osmanen, welche seit der Eroberung Konstantinopels, 1453, in Südosteuropa die Völkerschicksale der Balkanhalbinsel in entscheidender und sehr verhängnisvoller Art bestimmt haben, sind politisch in jüngster Zeit in ihren europäischen Sitzen allerdings auf ganz geringe Landgebiete

zurückgedrängt worden, finden sich aber sonst als Landbesitzer und Bauern noch vielfach auf der Halbinsel verstreut. Ihre Zahl dürfte in Europa kaum mehr als 1,5 Million betragen. Körperlich und moralisch gehören sie teilweise zu den bevorzugtesten Elementen der Balkanhalbinsel. Ihr Volkstum und Kulturbesitz, von dem manche bedeutsamen Züge auf die von ihnen durch vier Jahrhunderte beherrschten Völker übergegangen sind, ist auf vielen Lebensgebieten durch ethnologische Besonderheiten charakterisiert. Hierher gehören in erster Linie ihre militärische Tüchtigkeit und Organisation, ihre Geübtheit im Waffen- und Minierwesen, wobei zahlreiche persische und seldschukische Waffenformen, Topfhelme, Bogen und Pfeil, Streitkolben und Handschar usw. mit ihnen Verbreitung fanden. Als herrschendes Volk von der Steuerabgabe befreit, haben die Osmanen auch durch die drückenden, von ihnen eingeführten Grundbesitzverhältnisse und die aussaugerischen Pachtsysteme das meiste zur jahrhundertelangen Mißwirtschaft und zur Verelendung der bäuerlichen Rajah beigetragen, abgesehen von allen Grausamkeiten und ungerechten Bedrückungen, die auf ihrem Kerbholz stehen. In ihrer Lebensweise und den häuslichen Sitten ist vieles aus dem Orient mit ihnen herübergekommen: die ausgesprochen türkischen Fleischspeisen und ihre Zubereitung, der Genuß gegorener Milch, die Pilawarten, die Mandelkonfekte gehören ihnen geradeso zu eigen, wie sie als Träger gewisser kunstgewerblicher und volkskünstlerischer Arbeiten, namentlich Metallindustrien, Seiden- und Goldstickereien und der Lederarbeiten anatolischen Ursprungs erscheinen.

Auch in den Trachten haben sie durchweg eignen Besitz zu verzeichnen. Die mit Schnurbenähungen verzierten Jacken, Westen und bauschigen Kniehosen nebst Gamaschen, Lederpantoffeln und dem Turban der Männer, die vorn geschlitzten Hemden, die weiten Beinkleider und vorn gegürteten Oberkleider der Weiber, mit den unförmlich verhüllenden Straßenüberwürfen, zeigen engste Verwandtschaft in Material, Schnitt und Verzierung mit den türkisch-anatolischen Kostümen. Die islamitischen Sitten, die von ihnen mit äußerlicher Gewissenhaftigkeit befolgt werden, finden ihren auffallendsten Ausdruck im Hauswesen, mit der obligaten Abtrennung der Weibergemächer, den orientalischen Ehesitten, wobei Polygamie freilich nur in den oberen Schichten eine Rolle spielt, der Absperrung und Verschleierung der weiblichen Bevölkerung, sowie in den mohammedanischen Kultdenkmälern, die dem Baucharakter türkischer Städte und Flecken überall ihre so bezeichnende

Note verleihen. Eine literarische Besonderheit der türkischen Volkspoesie, die nur im Sprichwort, im Schwank und in der Lyrik sich betätigt hat, ist das türkische Schattenspiel, der karagiöss. Es bildet im ganzen Gebiete des türkischen Reiches, besonders während der Nächte des Ramadan, eine Hauptbelustigung des gewöhnlichen Türken und beweist eine allerdings recht gemeine, derben Zoten und geschlechtlichem Unflat zugeneigte Geschmacksrichtung. Das türkische Schattenspiel bildet wohl den westlichsten Ausläufer der wahrscheinlich in Indien entsprungenen Erfindung.

Nicht im gleichen politischen Niedergang begriffen wie die europäischen Türken, aber doch auch trotz der erreichten kulturellen Höhe und der vollen Ausbildung eines selbständigen Volkstums, lange Zeit unter großer Ungunst der politischen Schicksale leidend, tritt uns in hochnördlichen Wohnsitzen die Bevölkerung Finnlands als dritte bedeutende Kulturgruppe der ural-altaischen Völkerfamilie entgegen (Taf. 3, Abb. 1). In derselben sind kulturell und sprachlich auch die Liven und Esten, ferner die Karelier und Wepsen zu zählen, alle insgesamt unter dem Einfluß der indogermanischen Nachbarvölker, Germanen und Slawen, frühzeitig zu gesitteter Lebensweise und Ackerbau übergegangen. Nach dem Zeugnis der Lehnwörter haben alle diese Kulturfinnen in Hausbau und Ackerwirtschaft, in den Typen des Hausrats, den gewerblichen Fertigkeiten, auf sittlichem und religiösem Gebiet in langen Epochen fortwährend aus den höheren Kulturmitteln ihrer fortgeschritteneren Nachbarn geschöpft, nicht ohne in Einzelheiten, namentlich nach der slawischen Seite hin, auch ihrerseits einige ihrer frühen Errungenschaften abgegeben zu haben.

Indessen mehr als diese gebildeteren Elemente fesseln den Völkerkundigen die kleineren Bevölkerungsreste der ehedem den ganzen Osten und Nordosten Rußlands erfüllenden finnisch-ugrischen Stämme mit ihren zahlreichen Zeugnissen altertümlicher Lebensweise und ihren mannigfachen Beziehungen zu den slawischen Völkern Rußlands und der Balkanhalbinsel. Es sind dies zunächst die im Gebiet der mittleren Wolga an der Oka und an der Kama in heute schon weit auseinanderliegenden Volksinseln verstreuten ugrischen Stämme der Tscheremissen, Mordwinen, Wotjäken und Permier, die alle nur mehr je einige Tausend Köpfe zählen. Der älteste Chronist der Russen, Nestor, erwähnt schon einige von ihnen, aber meist als in weit südlicheren Sitzen wohnhaft. Noch weiter nordwärts im winterkalten Nordosteuropa sind die Verbreitungsgebiete der überaus spärlich verteilten Wogulen und Syrjänen, die zur ob-ugrischen Sprachgruppe zählen. Hier grenzen schon die von

den Russen unter dem Namen Tschuden zusammengefaßten finnischen Wepsen, Karelier, Woten usw. vielfach an deren Verbreitungsgebiete.

Diese Stämme sind fast alle schon Ackerbauer geworden, einige vorzügliche Bienenzüchter, auch dem altertümlichen Fischereigewerbe mit Reusen, Wehren, Zäunen usw., noch vielfach ergeben. Unrein und trunksüchtig, unwirtschaftlich und von dem russischen Nachbarn bedrängt, gehen sie bei geringem Bevölkerungszuwachs einem baldigen Rassentod entgegen. Vielfach haben sie schon ihre eigne Siedelungs- und Wohnweise mit der russischen vertauscht. Ihre Dörfer sind meist schon Reihensiedlungen, ihre halbversenkten Häuser und Riegen auf die Art der russischen „isba" eingerichtet. Der typische Wechsel von Winter- und Sommerwohnungen, wobei die letztere meist mit dem Kochraum Zusammenhang hatte, ist schon vielfach gestört. Auch die räumliche Verteilung der Familien in den Wohnungen ist nicht mehr die alte unbedenkliche. Ihre ursprünglichen Trachten sind hauptsächlich nur mehr beim weiblichen Geschlecht erhalten, doch kommen auch bei ihm schon mehrfach trachtenfremde neue Bestandteile, wie Kattunschürze oder farbige Kattunbesätze statt des alten gestickten Hemdsaums vor. Sonst sind die Trachtenstücke noch durchweg Erzeugnisse des Hausfleißes der Weiber, die vom Anbau des Flachses bis zum fertigen Gewandstück alle erforderlichen Industrien in althergebrachter Art mit primitivstem Gerät besorgen. Sehr beachtenswert und teilweise höchst altertümlich sind überhaupt alle Erzeugnisse des Hausfleißes bei diesen Stämmen. Die Arbeiten für Haus und Wirtschaft, aus Birkenrinde hergestellt und mit Ornamentik aus dem gleichen Material reich verziert, die Stickereien auf den Hemden und Kopftüchern der Weiber, die Fellverzierungen auf den Trachtstücken, Taschen, Beuteln usw., durchweg Erzeugnisse der Weiber, weisen einen Zierstil auf, der fast ausschließlich von geometrischer Art weitverbreitete Zusammenhänge mit dem Volkskunststil Frühеuropas und der Balkanhalbinsel besitzt und näherer Untersuchung im hohen Grade würdig erscheint.

Die durch die russische Kolonisation am stärksten auseinandergesprengten Wogulen, von denen ein Teil nach dem Norden, der andre nach Süden abgedrängt worden ist, sind im Norden fast noch ausschließlich Jäger und Fischer, haben dagegen im Süden schon feste Wohnsitze gewonnen und nähern sich hier in ihrer Lebensweise ihren Nachbarn, den mongolischen Baschkiren. Ein armseliges Volk, wohnen sie im Winter in kleinen schmutzigen Holzhäusern, im Sommer in kegelförmigen Rindenjurten, sich der unsäglichen Insektenplage durch beständige Rauch-

entwicklung mühsam erwehrend. Sie wohnen weitverstreut familien- oder geschlechtsweise beisammen, erbauen Jagdhütten im Walde, trocknen Elenfleisch in Streifen an der Luft, räuchern die Fische, kochen sich Knochensuppen, kauen beständig Lärchenharz und bieten damit im ganzen das Bild einer überaus primitiven Lebenshaltung. Eigentümlich ist verschiedenen dieser Stämme, was auch bei Lappen und Samojeden begegnet, eine seltsame Verlagerung des Schamgefühls, indem die Weiber derselben ängstlichst bemüht sind, ihren Fuß oder ihr Bein vor fremden Männern zu verbergen, was an spätere chinesische Sitten erinnert.

Die Baschkiren an der Bjelala, welche sich selbst Baschkurten nennen, ihrer Abstammung nach ein tatarisierter finnischer Stamm, sind ein typisches Beispiel der Verwandlung eines Nomadenvolkes in ein seßhaftes. Nach Äußerungen von Missionaren des 13. Jahrhunderts soll ihre Sprache der magyarischen ganz nahe gestanden haben. Der Mongoleneinbruch hat das bis dahin sehr starke Volk außerordentlich geschwächt und unter mongolische Botmäßigkeit gebracht. Ihre Volkszahl wird jetzt nach Jurten angegeben; im Gegensatz zu anderen ural-altaischen Volkselementen Rußlands sind sie in starker Vermehrung begriffen.

Die ansässigen Baschkiren, die in ihrem Äußern auffallend den Tataren gleichen, treiben Ackerbau, sind aber dabei leidenschaftliche Pferdediebe und essen das Fleisch der gestohlenen Pferde. Reiner haben den ursprünglichen Typus die nomadisierenden Baschkiren erhalten, welche in den sommerlichen Wandermonaten in Kibitken hausen und ihre ganze Habe in Bastkörben am Sattel mit sich führen. Mann und Weib reiten hintereinander auf dem Pferde sitzend. Den Frauen fällt die ganze Last der Haushaltung zu; sie bereiten den Käse und den berauschenden Kumys. Die Männer treiben ausgedehnte Bienenzucht auf Ulmen, Eichen und Pappeln, deren Stämme bestimmte Eigentumsmarken zu tragen pflegen. Um den Honig, aus dem vorzüglich saurer Met gewonnen wird, zu holen, ersteigen sie den Baum mittels Riemen, die sie um Baum und Leibesmitte nehmen, um sich ruckweise daran emporzuarbeiten. Außerdem sind sie eifrige Pferdezüchter, und manche unter ihnen besitzen bis 2000 Stück davon. Sie gelten als Mohammedaner, haben aber zahlreiche heidnische Gewohnheiten bewahrt. So kennen sie auch noch nicht die Sitte, ihre Toten in gemeinsamen Friedhöfen zu begraben.

Schon zu den eigentlichen Polarvölkern durch Wohnsitze und kulturelle Zustände werden die Lappen gestellt, welche den Norden Skandinaviens und Finnlands einnehmen. Ein ungeheures Wandergebiet von

über 100000 qkm dient diesen zum größten Teil noch nomadisierenden Stämmen, um mit ihren Renntierherden das Leben zu fristen. Ähnlich wie sie sind kulturell auch die Samojeden gestellt, die, jenen benachbart, den Norden Rußlands und das westliche Sibirien als Wandergebiet einnehmen. Nach dem Zeugnis ihrer prähistorischen Hinterlassenschaft, der sogen. arktischen Altertümer, Steinwerkzeugen aus weichem Schiefer, die von den bekannten nordischen Formen vollständig abweichen, Felsenzeichnungen usw., hat ihre Verbreitung ehedem weit südlicher als gegenwärtig herabgereicht, und zwar in Russisch-Finnland sowohl wie in Skandinavien, wo insbesondere die Provinz Dalekarlien von ihnen besetzt gewesen sein wird. N. Chamsin unterscheidet der Hauptsache nach zwei Lappentypen: die weit zahlreichere skandinavische Gruppe und die russischen Lappen. Zwischen beiden bestehen deutliche anthropologische, dialektische und ethnographische Unterschiede. Erstere sind durchschnittlich kleiner an Wuchs, mehr kurzköpfig, dunkler an Augen und Haut und überhaupt von stärkerem mongolischen Typ als die letzteren. Die Ursache dieser Verschiedenheit liegt wohl darin, daß die russischen Lappen seit Jahrhunderten stark mit finnischen Kareliern und Tawasten gemischt sind.

Bei Lappen und Samojeden ist die Volksexistenz fast ausschließlich auf den Besitz des Renntiers — abgesehen vom Hunde, ihres einzigen Nutztiers — begründet, mit dem das tägliche Leben und die ganze Kultur auf das engste verknüpft ist, ausgenommen die an der See wohnenden seßhaften Fischerlappen. Diese erbauten sich früher Häuser aus Erde nach Art ihrer Sommerzelte, jetzt aber wohnen sie meist schon in dreiräumigen Gammen, die wahrscheinlich nach dem Muster der norwegischen Bauernhäuser eingerichtet sind. Bei den nomadisierenden Renntierlappen spielt das alte Lappenzelt, ein Stangengerüst mit Fell-, jetzt meist mit Tuchbezug, und dem Hängekessel noch immer seine alte Rolle. Der „Pulk", der einkufige Bootschlitten und die primitiven Schneeschuhe, deren Erfindung die Skandinavier gewiß von den Lappen übernommen haben, sind ihre wichtigsten Transportmittel auf ihren Wanderungen, die sie aus den Gebirgen in die Niederungen an Flüssen, Seen und der Meeresküste in unaufhörlichem Wechsel der Jahreszeiten führen.

Altertümlich und echt in Schnitt und Auszier sind im allgemeinen auch noch die Trachten verblieben, wobei sich die Wintertracht naturgemäß beständiger erwies als die Sommerkleidung, die schon mehrfach den Einfluß von außen zeigt. Sonst sind ihre alten Gebrauchsdinge eigner Erzeugung in raschem Verschwinden begriffen. Kaum wird

mehr die alte Schleuder, die sie früher zu Wolfsjagden verwendeten, bei ihnen zu finden sein. Die aus Wurzeln geflochtenen Körbe und Formen für die Käsebereitung, die Salzflaschen, die Werkzeuge für die Bastgewinnung, die Holzbüchsen und Schachteln, die niedlichen Arbeiten aus Knochen und Renntierhorn machen fast überall eingeführten Industriewaren Platz. Längst sind sie schon dem Christentum gewonnen, und die nordischen Predikanten haben sicher keinen geringen Anteil daran, wenn den Lappen ihre angestammte Eigenkultur vollständig verlorengeht. Die alten Stein- und Holzgötzen, welche sie mit Renntierblut, bei den Fischerlappen mit Fischtran, zu bestreichen pflegten, sind nur noch an verlassenen Stellen spärlich und zufallsweise aufzufinden, und nur mehr im geheimen mag ihrer lappischer Aberglaube noch gedenken. Die alten Schamanen mit den ovalen Geistertrommeln, welche das Interesse der Ethnologen in hohem Grade erregt haben, sind bei den Lappen gänzlich in Vergessenheit geraten und nur bei den Samojeden vielleicht noch in Erinnerung an ihre Vorfahren lebendig. Eine zählebige Rasse, deren Kinderreichtum außerordentlich groß ist — Familien mit 15—18 Kindern sind nicht selten —, daher trotz ungünstiger Lebenszustände, epidemischer Krankheiten, denen sie an der Küste vielfach ausgesetzt sind, sich eher vermehrend als vermindernd, ist dieses uralte Nordlandvolk nach langer, wissenschaftlicher Vernachlässigung in der letzten Zeit mit Recht wieder in den Vordergrund des ethnologischen Interesses getreten (Taf. 5, Abb. 2). Aber für manche Beobachtungen und Studien ist es auch hier, wie leider so oft im Betrieb der Völkerkunde, zu spät geworden.

Außer den weitverzweigten Gliedern der finnisch-ugrischen Völkerfamilie im Osten sowie den Samojeden und Lappen im Norden unseres Erdteils finden wir, aus verschiedenen asiatischen Völkerquellen und Bevölkerungsströmen geflossen, namentlich im Südosten und Süden Rußlands, eine Reihe von türkischen, tatarischen und mongolischen Volkselementen vor, die im buntgewürfelten Völkerbild dieses Übergangsgebiets von Europa nach Asien den vollen orientalischen Einschlag bedeuten. Diese kleinen, unselbständigen und unbedeutenden Volkshaufen, heute zum größten Teil ohne Zusammenhang zwischen die Gebiete fremden Volkstums eingesprengt, vom Russentum wirtschaftlich abhängig und immer stärker ethnisch verarmt, stellen meist Ablagerungen und Reste einstiger gewaltiger Völkervorstöße und Wanderzüge dar, die in verschiedener geschichtlicher Zeit westwärts vorgedrungen sind, um nach flüchtigen Bekundigungen kriegerischer Macht wieder

politischer und kultureller Zerstörung zu verfallen und ins Dunkel von Naturvölkern zurückzusinken. Es genügt hier, ihre Namen zu nennen. Außer den schon erwähnten Baschkiren sind die Kirgisen namhaft zu machen, die sich von Westasien herüber ins Gebiet der Niederungen am Kaspisee ausbreiten, ferner die Tschuwaschen und kasanschen Tataren an der mittleren Wolga, die Nogaier u. a. (Taf. 4, Abb. 4). In der Krim sitzen ebenfalls Reste tatarischer und türkischer Stämme. Einer der spätesten Ankömmlinge unter diesen asiatischen Volkselementen des östlichsten Europas, die Kalmücken, als Mongolen im engeren Sinne zu bezeichnen, ziehen in nomadisierender Lebensweise hauptsächlich im Flachlande zwischen Don und unterer Wolga umher, nachdem sie erst im 17. Jahrhundert ihre zentralasiatischen Heimsitze verlassen haben. Ihre Existenz hat mit unserem Erdteil nur äußerlich Zusammenhang, dessen eigentliche Grenzen diese asiatischen Völkervorposten bereits ausschließen.

8. Die aus Asien nach Europa eingewanderten Völkerschaften.

Aber einiger europäischer Bevölkerungselemente ist noch zu gedenken, die sich in verschiedenen, zumeist frühen geschichtlichen Epochen aus ihrer asiatischen Heimat über verschiedene Teile Europas in weiter Verstreuung ausgebreitet haben, um hier mit ihrer wechselnden Volksumgebung in sehr abgestufter Art in Mischung oder wenigstens in wirtschaftliche Verbindung zu treten. Es sind dies die seit römischer Zeit aus Palästina und ihren sonstigen vorderasiatischen Kolonien eingewanderten Juden, die seit dem 12. Jahrhundert nach Osteuropa in die Diaspora gelangten Armenier und das seltsame Wandervolk der Zigeuner, das in Europa seit dem 14. Jahrhundert einzuwandern beginnt.

Am wenigsten beschäftigen uns hier die in Europa angesiedelten Armenier, die besonders in die Balkanhalbinsel und die polnisch-ruthenischen Gebiete ausgewandert sind und von den Türken später auch zwangsweise in den türkischen Städten angesiedelt wurden, ursprünglich als Ackerbauer tätig, dann aber fast ausschließlich dem Handel und Geldgeschäft ergeben. Ihre anthropologische Eigenart haben sie infolge ihrer religiös-nationalen Sonderstellung treu bewahrt, ebenso sind ihre Familiensitten, z. B. die eigentümliche Stellung der jungvermählten Frau, ihre religiösen Festformen ganz ähnlich wie in der asiatischen Heimat verblieben. Ihr Patriarch residiert in Konstantinopel. Durch



1. Junge Bergrumänen im Festgewand. Nach Photographie von O. Alscher, Orsowa. (Zu S. 122.)



2. Ruthenische Handwerker aus der Bukowina. Nach Photographie. Museum für Volkskunde, Wien. (Zu S. 107.)



3. Zigeuner in der südruss. Steppe bei Rostow am Don. Nach Photographie von Walter Seegert, Berlin. (Zu S. 183.)



4. Turkomanen und Nogaier.
Nach Photographie von Prof. Farfarowsky, Elisabethpol. (Zu S. 182.)

ihre Kirche, ihre Klöster und ihre Druckereien haben sie in Europa, namentlich in Venedig und Konstantinopel, frühzeitig eine eifrige Tätigkeit literarischer und wissenschaftlicher Art entfaltet.

Eine ganz eigenartige Volksexistenz in der verschiedensten geographischen Umwelt und in allem Wandel der Zeiten wenigstens dem Kern nach unverändert geblieben, stellen die Zigeuner dar, die, ursprünglich eine nordindische Wanderkaste, durch die Sprachwissenschaft erwiesen, über fast ganz Europa verstreut sind. In unverhältnismäßig kurzer Zeit haben sie sich besonders über Südeuropa verbreitet, trotz feindseliger Aufnahme seitens der Wirtsvölker, denen das wunderliche, zugewanderte Volk eine wahre Landplage erschien. In Deutschland zeigten sie sich erst 1417, und zwar erschienen sie hier rätselhafterweise zunächst in den Hansastädten an der Nord- und Ostsee. Ihr eigentliches Verbreitungs- und Lebensgebiet haben sie aber in Südosteuropa gefunden, in den Ländern Ungarns und auf der Balkanhalbinsel, wo sie auch in der Gegenwart am dichtesten anzutreffen sind.

Es ist bekannt, mit welcher merkwürdigen Zähigkeit die Zigeuner in den fünf Jahrhunderten ihrer europäischen Existenz ihre Leiblichkeit, ihre Sprache und das wesentliche ihrer schweifenden Volksart unter der verschiedensten nationalen Umgebung bewahrt haben. Stärkere Mischung mit ihnen ist nur unter den Magyaren, Rumänen und Balkanslawen zu verzeichnen, und hier ist auch ihr teilweiser Übergang zur Seßhaftigkeit erfolgt. Einem ackerbautreibenden Leben blieben sie aber allerorten abgeneigt, und es sind hauptsächlich die typischen Wandergewerbe mit starker Hinneigung zu allen unehrlichen Hantierungen, von denen sie ihr Leben fristen (Taf. 4, Abb. 3). Sprachlich haben sie die Neigung, unbedenklich den sprachlichen Besitz ihrer jeweiligen Umgebung sich zu eigen zu machen, wobei sie die massenhaften Fremdwörter leicht zigeunerisch zu formen wissen. Auch die Religion ihrer Volksumgebung nehmen sie überall, natürlich nur in voller Äußerlichkeit, an.

In ihrer Familien- und Rechtsverfassung wie in ihren Bräuchen und abergläubischen Vorstellungen verbirgt sich mancher urwüchsige und altertümliche Zug. Die Keuschheitsgürtel oder -tücher der jungen Zigeunerinnen, die beim Hochzeitszuge dann an einer Stange vorangetragen werden, die auffallend bevorrechtete Stellung der Stammesmutter, die Spuren von Pflanzenstammeszeichen bei manchen Stämmen, der Übertritt des Mannes bei der Heirat in den Stamm der Frau, die früher bis über Leben und Tod reichende Machtvollkommenheit des

Hauptmanns, des Bewahrers der alten Bräuche und Zeremonien, der auch die Ausstoßung aus dem Stamm vollziehen kann, wären hier zu nennen. Immer werden die Zigeuner der Völkerkunde als ein sinnfälliges Beispiel zäher Erhaltung der Volksart bei sprachlich und ethnisch isolierten Volksstämmen gelten, zumal wenn für ihre anthropologische Reinhaltung innere und äußere zwingende Gründe bestehen. Der zweite auffallende und weit bedeutsamere Fall dieser Art in Europa betrifft die Juden, die daher in gewisser Hinsicht als ein ethnisches Seitenstück zu den Zigeunern gelten können.

Die Juden als europäisches Bevölkerungselement bilden ein sehr ernstes und interessantes Volksproblem, dessen Bedeutsamkeit von der Völkerkunde kaum noch gewürdigt wird. Es ist ohne Beispiel im Völkerleben der Erde, wie in seinem einstigen politisch-religiösen Heimatszentrum ein vollständig entwurzelter Volksstamm, dem die großen, führenden Mächte Europas vom Altertum bis zur Neuzeit: Hellenismus, Römertum und Christentum, äußerlich und innerlich als unversöhnliche Feinde gegenüberstehen, obwohl in alle Richtungen der Windrose zerstreut, seinem angestammten, religiös versteinerten Volkstum zäh und unbeugsam treu bleibt; wie dies Volk sich kraft seiner Rasse, Religion und Überlieferung überall als in sich eins und zusammengehörig fühlt und den bei ihm auf die Spitze getriebenen, allgemein-semitischen Volkswahn, das „auserwählte Volk“ zu sein, mit einem typischen Parasitismus auf die erstaunlichste Art zu verbinden weiß. Wenn irgendwo, sprechen sich hierin starke Rasseninstinkte und ein durch die Überlieferung unablässig geschultes Volksbewußtsein und Stammesgefühl aus. Über die rassenhafte Herkunft der Juden, die anthropologischen Bestandteile dieses unzweifelhaft stark gemischten Volksstammes, herrscht noch wenig Klarheit.

Die von F. v. Luschan vertretene Hypothese ihrer Zusammengehörigkeit mit den Hettitern unter Beimischung arischer Elemente ist jedenfalls noch sehr strittig. Mag dem sein wie ihm wolle, ethnologisch ist das Judentum nach seinem Eindringen in Palästina durch das mosaische Gesetz, durch die Tätigkeit der Propheten und die unablässige religiöse Schulung im Sinne der Ausschließlichkeit seines Jehovadienstes entstanden. Dank seiner Lebenszähigkeit und seiner Anpassungsfähigkeit ist das jüdische Volk, nach dem Verlust seiner politischen und ethnischen Selbständigkeit nach allen Richtungen ausgewandert, überall fähig gewesen, unter fremden Wirtsvölkern festen Fuß zu fassen und zufolge seiner ehelichen Sitten und Fortpflanzungstüchtigkeit sich fortwährend

stark zu vermehren, trotz unsäglicher Verluste durch Verfolgungen, Massentotschlag und stets neue, erzwungene Auswanderungen. Bereits das alte Römerreich der vorkaiserlichen Zeit kannte starke Judengemeinden, und eher gab es hier Übertritte zum Judentum, als jüdische Verluste an das Heidentum. Die spätere Verbreitung der Juden über Europa, den Orient (Kleinasien, Syrien, Palästina, Kurdistan, Mesopotamien, Arabien, Persien) und Nordafrika (Marokko, Algier, Oran, Tunis, Tripolis und Ägypten) zu schildern, ist hier nicht der Ort. Wir wissen von ausgedehnten Verbreitungs-, ja Herrschaftsgebieten der Juden früherer Zeit in Südrußland (Chasarenreich), Arabien, Spanien, Portugal usw., wir wissen, daß infolge der Austreibung der spanischen und portugiesischen Juden im 15. Jahrhundert eine starke Rückströmung dieser zahlreichen Elemente nach dem Osten und Süden erfolgte, wodurch sich der Gegensatz zwischen den beiden jüdischen Hauptstämmen Europas, den Sephardim und Aschkenasim, festsetzte, jene mehr im Süden und Westen, diese im Mittelpunkt und Osten unseres Weltteils.

Anthropologisch wie charakterologisch, auch wohl volkskundlich und geistig ist der Gegensatz dieser beiden Volkstypen immer noch klar erkennbar, wiewohl die fortschreitende Assimilierung des Judentums, die seit der Judenemanzipation besonders dort, wo die Juden nicht sehr dicht beisammenwohnen, rasche und starke Fortschritte gemacht hat, mit der orientalischen Lebens- und Kulturform auch die Besonderheiten derselben bei den Juden mehr und mehr verwischt. Am deutlichsten in Körperlichkeit, einem grotesken Sprachwesen, Lebensweise und Volksart ist das Judentum im Osten Europas unter Polen, Litauern, Ruthenen und Kleinrussen erhalten geblieben, wo es eben in dichten Massen beisammensitzt und daher auch wirtschaftlich nicht entfernt so gedeihen kann, als dort, wo es in dünneren Zahlen unter seinen Wirtsvölkern aufgelöst lebt. Dort ist seine volkskundliche Eigenart noch fast gänzlich auf rein orientalischer Stufe stehengeblieben, und die religiösen Bräuche, die Familiensitten, die Gemeindeverfassung, das geistige Leben stehen fast gänzlich noch im Bann ältester Überlieferung. Wie viel von ihrem trüben Aberglauben, ihrer Geisterfurcht, ihren volksmedizinischen Praktiken in die mittelalterliche Praxis übergegangen ist, wobei die Juden vielfach nur die Vermittler und Zwischenträger frühorientalischen geistigen Unwesens abgegeben haben, hat die kritische Untersuchung dieses europäischen Volksbesitzes gelehrt.

Über die Gesamteinflüsse kultureller und geistiger Art, die vom

Judentum auf die europäische Entwicklung ausgegangen sind und fortwährend durch die gewaltigsten Machtmittel: Geldwirtschaft, Bankenwesen, Literatur, Presse und umfassende Vereinsorganisationen auf sie einwirken, muß sich auch die Völkerkunde Rechenschaft ablegen. Bei dem bestehenden tiefreichenden Gegensatz der europäischen Bevölkerung indogermanischer Abkunft und den Angehörigen des Judentums, der sich in dem historischen Judenhaß auf der einen Seite und dem instinktiven Zusammenschluß der Juden auf der andern Seite kundgibt, spielt vor allem der Umstand mit, daß das jüdische Volk eben eine ganz andere Vergangenheit hat als die Europäer.

„Der Jude hat die harte, schwierige, in Schwankungen aller Art, in Gewinn und Verlust sich vollziehende Arbeit nicht mitgetan, die von dem alten Griechenland durch Rom und das Mittelalter bis zu der neueren Zeit geht und endlich unsere Zivilisation mit all ihren Schwächen und Inkonsequenzen hervorgebracht hat. Dem Juden liegt sie als etwas Fremdes gegenüber, das er mit dem Verstande bloß logisch beurteilt und ohne Bedauern zugrunde gehen sieht. Alle ihre Voraussetzungen seit 3000 Jahren, er trägt sie nicht wie wir unmittelbar im Blut, ihn verbindet kein natürliches Band mit ihren Besonderheiten und Eigenheiten, ihr Irrationelles stört sein abstraktes Denken und regt nur seinen Witz an" (Viktor Hehn). Um so unbekümmerter und rücksichtsloser bringt er überall, wo er sich mit seinem ganz andersartigen Wesen und seinen nicht geringen intellektuellen und Willenskräften festzusetzen und Einfluß zu gewinnen vermocht hat, seine Art in den von Europäern geformten und geschaffenen Kultursphären zur Geltung und verändert damit das europäische Kulturleben in oft sehr bedenklicher und verhängnisvoller Art.

Das große geschichtliche Mißverständnis, als verdanke die europäische Geisteswelt und Gesittung dem Judentum ihren Monotheismus und ihr Christentum, spielt in diesen Kämpfen eine zu wichtige Rolle, als daß es nicht Sache und Pflicht der Wissenschaft sein sollte, diesen Grundirrtum aufzuklären. Im ganzen stellt sich das Judenproblem vom ethnologischen Gesichtspunkt vollständig den Chinesen- und Negerproblemen in Nordamerika an die Seite, übertrifft sie aber unvergleichlich an Bedeutsamkeit. Denn hier handelt es sich um die ungestörte Entwicklung der höchsten Kulturträger der Menschheit, die durch einen weiteren Verschmelzungsprozeß mit jenen Sendlingen des Orients in Gefahr kommen, physisch und geistig aus den ihnen vom eignen Genius gewiesenen Bahnen zu geraten.

II. Die Völker Vorderasiens.

Die geographisch-geschichtlichen Grundlagen.

Zwischen der Mittelmeerwelt, Westasien und Hochasien ist Vorderasien das Mittel- und Bindeglied durch seine Lage, seine Naturbeschaffenheit, sein Klima und vor allem durch sein Menschentum. Im geographischen Gefüge der Alten Welt nimmt es die Mitte zwischen drei Kontinenten ein und hat durch Natur und Geschichte gleichmäßig die engsten Beziehungen zu drei Hauptgebieten der Erde und ihres Völkerlebens. Mit zwei riesigen Fronten wendet es sich Europa zu, mit dessen Südosten es seit der Vorzeit hundertfache Beziehungen verbinden; durch das Mittelmeer, die Landenge von Suez und die schmale, aber lange Spalte des Roten Meeres weist es nach Afrika hinüber. Von dem eignen riesigen Kontinent in seinem Rücken, dieser ungeheuren officina gentium, aber hat es in immer wiederholten Einbrüchen und Nachschüben eigentlich stets nur Verheerung und minderwertiges fremdes Völkerblut empfangen, aber doch ist diese Verbindung immer einer der mächtigsten und dauerhaftesten Schicksalsfaktoren Vorderasiens gewesen und geblieben. Denkt man sich Vorderasien und die vorderindische Halbinsel vom ungeheuren Massiv des asiatischen Kontinents getrennt, dann wird dieses gewissermaßen eigentlich erst zum rechten Asien, zum mongolischen Asien, während Vorderasien und Indien durch ihre Bevölkerung wenigstens, und damit durch ihre Geschichte, teilweise aber auch durch ihre Natur und ihr Klima, dem Westen verbunden sind.

Über dieser geographischen und weltgeschichtlichen Mittelstellung unseres Gebietes dürfen wir aber von allem Anfang an nicht seinen Sondercharakter und keinen Augenblick die großen Züge seiner altgewurzelten Eigenart übersehen. Es ist ja der eigentliche „Orient", mit dem wir es hier zu tun haben, ein Begriff, den schon das Altertum geprägt hat und den die heutige Wissenschaft noch immer aufrechterhalten darf. Jener Gesamteindruck, der durch den zusammenfassenden Namen

des „Morgenlandes“, des „Orients“, der „Levante“ bezeichnet wird, ist in der europäischen Kultur sehr früh zu seinem Worte gekommen. So kannte schon Hellas einen „Orient“ und war sich eines Gegensatzes seiner Art und allem, was Asien heißt, wohl bewußt. Und dieser Eindruck wiederholte sich in der römischen Welt, die dem Orient in Asien, in Ägypten, in dem orientalisierten Nordrand Afrikas einst feindlich, dann widerstandslos gegen seine Verführungen begegnete. Mittelalter und Neuzeit übernehmen auf Grund friedlicher, zumeist aber feindlicher Berührungen, insbesondere seit der Türkennot, von der Europa bedroht wird, mehr oder minder unverändert dies alte Phantasiebild vom Morgenland; aber wie immer die Vorstellung davon ausfiel, was da als Orient geboten wurde, geographische Grenzen sucht man umsonst darin beachtet. Ein großer Rahmen umspannt die Sonnenländer noch immer zu einem Ganzen der Phantasie, in welchem nationale Unterschiede und Besitztitel über der dahinterliegenden tieferen Einheitlichkeit im allgemeinen übersehen werden.

Ist nun auch freilich dieser volkstümliche „Orient“ nicht der Orient der Wissenschaft, so läßt sich doch als ein Hauptergebnis unserer orientalischen Studien, welche damit anfingen, den Begriff des Orients zu zerschlagen, der Satz aussprechen: Es gibt unzweifelhaft einen Orient, nicht bloß orientalische Völker. Die Einheit des Orients ist nicht nur künstlerischer Schein, sondern eine Realität, in welche verschiedenartige Elemente durch dieselbe Natur, dieselben Geschicke und den ausgleichenden Verkehr hineingezwungen und verschmolzen wurden. Diese Einheitlichkeit setzt sich aus zahllosen Dingen sowohl der materiellen wie der geistigen und sozialen Kultur zusammen, die seit den ältesten Zeiten aus verschiedenen Quellen, den semitischen, iranischen und kleinasiatischen Völkerentwicklungen und deren Gesittungselementen zusammengeflossen sind, um sich in charakteristischer Weise zu vermengen und miteinander zu verschmelzen.

Wenn es auch in vielen Fällen schwierig, mitunter unmöglich ist, den ethnographischen Schöpfungsherd für dieses oder jenes verbreitete Kulturelement des Orients örtlich zu bestimmen, so haben wir doch überall den sicheren Eindruck, daß es sich um ethnographische Produkte Vorderasiens handelt. Solche verbreitete Züge sind etwa die „orientalischen“ Haus- und Wohnformen in Einteilung und Konstruktionstechnik, die Eigenart des gering entwickelten Hausrates, die Methoden der Feldbestellung, die Ernährungskünste und Speisesitten, die wesentlichen Züge der Tracht,

die Eigenart der Handwerke und Gewerbe, insbesondere textiler und keramischer Art, die volkskünstlerische Betätigung und die Elemente des Zierstils. Überall herrschen ferner dieselben Grundlagen der Familie und der Gesellschaft, und scheinen dieselben Stufen ihrer Entwicklung in Versteinerung der Sitte festgehalten. Überall der Despotismus der Großen und der Knechtessinn der Masse. Dieselbe Lebensführung in Stadt und Land allerorten unter dem unbeugsamen Gesetze des Klimas; die gleiche Brutalität der Leidenschaften mit ihrer Konsequenz: der Würdelosigkeit der Frau, über das ganze Gebiet verbreitet und durch den Islam geheiligt. Der Geist sinnig, aber unfruchtbar — allenthalben die gleiche Unbehilflichkeit, denselben durch die Schrift zu entlasten, Ansammlung und Verbreitung von Wissen, auf diesem Wege, überall durch ihre krause Kompliziertheit erschwert, wo nicht verhindert. Dabei ist überall gleichmäßig die Religion Mutter und Amme des dichtenden und denkenden Geistes, von deren Bevormundung er sich hier niemals gänzlich loszulösen vermocht hat.

Es ist die traurige Auszeichnung aller dieser Länder- und Volksgebiete, daß ihre geschichtliche Größe durchaus in der Vergangenheit liegt. Mag auch viel Ungunst in den Landschaften des Orients auf die natürlichen Einflüsse und die unbeugsamen Gesetze eines stark gegensätzlichen Klimas zurückzuführen sein, zum allergrößten Teil ist es doch der rückläufige Gang, den die Zusammensetzung des Menschentums hier genommen, der an dieser Verwüstung und Verarmung des Orients Schuld trägt. Wie verhängnisvoll ist hier zu aller Zeit die Wut der Zerstörung im Zusammenstoß der Rassen und Religionen am Werke der Vernichtung tätig gewesen, um blühende Städte in Persien, Mesopotamien, Kleinasien und Syrien in Trümmer zu legen, ganze Stämme auszurotten, das edlere Blut mit barbarischem Einschlag zu verderben. Niemand hat beredter als Viktor Hehn und Graf Gobineau geschildert, wie in Vorderasien in zwei Jahrtausenden die semitische und die iranische Flut sich immer wieder verheerend gegeneinander ergossen hat, wie das iranische Kulturgebiet sich allzeit mühsam der aus dem Schoß der Steppe neu hereinbrechenden Wildheit erwehrte; wie Skythen, Parther, Araber nacheinander traurigste Perioden der Verwüstung und Ausrottung bedeuten, bis mit den Türken und Mongolen die Greuel der Zerstörung und die Schändung des orientalischen Völkerblutes auf den Gipfel kommen. Von solch unerhörten Schädigungen durch Jahrtausende hindurch ist nicht leicht irgendein Kulturgebiet der Erde

betroffen worden; und es bleibt auf jeden Fall ein sehr fragwürdiges Kapitel künftiger Völkergeschichte, wie und wann dem Orient Erhebung aus dieser Ohnmacht und Verelendung kommen soll.

Irgendwelche erkennbare Zusammenhänge der Gegenwart mit den ältesten vorgeschichtlichen und geschichtlichen Zeiträumen liegen im Völker- und Kulturleben Vorderasiens nur in verschwindendem Maße zutage. Auf anthropologischem Boden mögen sie in manchen Fällen in deutlicherer Art sich ankündigen, und wir werden nicht vergessen, uns an den entsprechenden Stellen mit ihnen zu beschäftigen. In den Wirtschafts- und Arbeitsformen sowie der materiellen Kultur ist allerdings gewiß sehr viel Altes, wenn auch nicht frei von späteren Umformungen und Einflüssen, erhalten, das aus iranischen, semitischen und kleinasiatischen Quellen zusammengeflossen ist. Sehr viel Kulturgut stammt aber aus verhältnismäßig spätgeschichtlichen Zeiten, aus dem Islam und seinen Kulturmitteln und, zum geringen Teil, aus der türkischen Überschichtung dieses Gebietes. Freilich müssen wir von allem Anfang an hier, wie überall, zwischen der Städtekultur und der Primitivkultur der Hirten und Ackerbaubevölkerung unterscheiden, die von ganz verschiedener Höhe und andersartigem Geschichtsaufbau sind. In der letzteren pflegen sich ja allerorten ältere Zustände und Kulturformen zu erhalten als in den dem Kulturwandel viel stärker ausgesetzten Städten, die überall das nächste Ziel und Objekt der Eroberungen und Kulturumwälzungen bilden.

So sind auf dem reichbewegten Geschichtsboden Vorderasiens von den ältesten gewaltigen, sumerisch-akkadischen und semitischen Zivilisationen Babyloniens und Assyriens, der hettitischen Kulturepoche, dem iranischen Weltreich und der ihm zugehörigen Kultur bis auf historische Zeugnisse, Trümmerstätten und verstümmelte Denkmäler, kaum mehr als einige Überlebsel religiöser und künstlerischer Art übriggeblieben, etwas mehr vielleicht von den hellenistischen und römischen Einflüssen, namentlich in den westlichen Teilen unseres Gebietes. Dagegen verknüpfen mehr oder minder sichere und feste Zusammenhänge die ältesten Epochen mit der Gegenwart in den altertümlichen Lebensformen und Arbeitsgewohnheiten der nomadisierenden Völker und Stämme Vorderasiens, der Araber und Kurden, der ostiranischen Stämme und vielleicht auch mancher Elemente Syriens und Palästinas, bei denen uns in häufigen Fällen und verschiedenen Lebenssphären Züge von hoher und höchster Altertümlichkeit entgegentreten.

Vorderasien schließt eine größere Zahl besonderer Länder- und

Bevölkerungsgebiete in sich ein: Kleinasien und Syrien als die westlichsten Glieder, Armenien, Zis- und Transkaukasien als die nördlichsten, während Arabien und Irak-Arabi dem Süden, Persien mit Belutschistan und Afghanistan dem Osten angehören. Sie haben alle der Reihe nach ihre Sonderentwicklungen erlebt und Sonderschicksale erfahren, aber sie sind auch im großen Zuge der Geschichte immer wieder in größere Zusammenhänge gezwungen worden, haben gemeinsame Umwälzungen katastrophaler Art durchgemacht und sind durch hundert große und kleine Kanäle in langsamer Auswirkung der Jahrhunderte mit dem gleichen oder ähnlichen kulturellen Leben erfüllt worden.

In den nördlichen Randgebieten mit ihren Hochgebirgen, wie in den Wüstengürteln des Südens und Ostens, sind natürlich viele Schlupfwinkel und Rückzugsgebiete alter Barbarei erhalten geblieben, aber die stets sich folgenden kriegerischen Eroberungen und Völkervorstöße, das gleiche Klima, die verwandten Wirtschaftsgrundlagen der Fauna und Vegetation, die stärkste Bevölkerungsmischung durch Handel und Wandel haben doch im allgemeinen seit jeher eine weitgehende Kulturverschmelzung und Ausgleichprozesse in größtem Umfange zur Folge gehabt. Ein so ausschlaggebender Faktor wie das Klima hat in Vorderasien von der Naturseite her auf das stärkste in dieser Richtung seit frühestem Kulturbeginn eingewirkt. Ist doch ganz Vorderasien im Grunde genommen eine klimatische Einheit. Für die menschliche Wirtschaft ist es dabei von größter Bedeutung, daß sein Klima zugleich eine Fortsetzung desjenigen der Mittelmeerregion darstellt. Das bedeutet Verwandtschaft der Vegetation und Fauna, das bedeutet Gleichheit der Kulturpflanzen und Haustiere, und damit Verwandtschaft der Wirtschaftsformen.

In Vorderasien ist wohl die Urheimat des Weizenbaues und der Kulturrasse der zweizeiligen Gerste, also der wichtigsten Getreidearten zu suchen; die Linse, deren Heimat in den asiatischen Küsten des Mittelmeeres liegt, Felderbse und Pferdebohne, der Lein sind wichtige Errungenschaften dieser Ländergebiete. Aus der Züchtung der Wildrebe entstand zuerst in Westasien die Edelrebe, deren Anbau in Mesopotamien (und Ägypten) in vorgeschichtliche Zeit zurückreichen dürfte und von hier aus sich über die Mittelmeerregion verbreitet hat. In die alte Küstenlandschaft Kolchis, auf der Südwestseite des Kaukasus, wird bekanntlich auch die Heimat des Walnußbaumes, der eßbaren Kastanie und mehrerer anderer Obstsorten verlegt. Wie Kultur und Veredlung des Mandelbaums, der Kirsche, Pflaume, Aprikose, Pistazie, Agrumi

(Orangengewächse) und mancher anderen köstlichen Gaben der südlichen Landschaften ursprünglich aus den Sonnenländern des Orients, von Persien über Syrien und Kleinasien nach Griechenland und Italien gelangten, hat Viktor Hehn längst in bekannter Meisterschaft geschildert. Die Dattelpalme ist als Unterlage ganzer Volksexistenzen durch den größten Teil des wärmeren Westasiens verbreitet, wogegen der Ölbaum, der Charakterbaum Griechenlands und Italiens, es in den westasiatischen Hochländern zu kalt findet und nur in Syrien, im westlichen Kleinasien und an den Küsten des Schwarzen Meeres in geschützten Tälern gedeiht. Reis und Baumwolle, Mais und italienische Hirse, der Teestrauch, die in den warmen Ebenen und dem Hügellande gebaut werden, ergänzen die Zahl der schon genannten Kulturpflanzen in bedeutungsvollster Weise und verkünden insgesamt einen Segen der pflanzlichen Natur, welcher allerdings nicht ohne angestrengten Fleiß und uralt ererbte und zähe festgehaltene Methoden der Acker- und Gartenkultur der vorwaltenden Trockenheit des Klimas abgerungen wird.

Mit der Verteilung der regenreicheren Gebiete und der Zonen größerer Trockenheit bis zu wüstenhafter Dürre hängt auch die Verteilung des Waldbestandes zusammen. Im ganzen waldarm, entbehrt Vorderasien in zahlreichen Landschaften so völlig des Holzes, daß sich dieser Mangel in der auffälligsten Art in Hausbau und Wirtschaft (als Brennmaterial dienen vielfach die Auswürfe der Herden, wie übrigens auch noch in manchen Landschaften Europas), in Kunst und Gewerbe fühlbar macht. Spärlich ist im ganzen die Zahl der Baumarten, die hier den allein in höheren Lagen ausgedehnteren Waldbestand zusammensetzen, mit fahlerem Laub, als wir es in Europa an ihren Verwandten kennen und lieben. Die mittelländische Macchie mit dem Vorwalten der auf starke Trockenheit angepaßten Pflanzenformen tritt auch hier in den Landschaften des Orients in charakteristische Erscheinung.

Als Haustiere spielen in Vorderasien die uralten Wirtschaftsgenossen des Menschen, wie Pferd, Esel, Rind, Schaf und Kamel, die schon in frühester Vorzeit in Ägypten oder Mesopotamien gezähmt worden sind, eine bedeutungsvolle Rolle. Arabien läßt wie in seiner Pflanzenwelt einen mehr abweichenden Charakter erkennen, der deutlich nach Afrika hinüberweist, worauf auch das Vorkommen des Straußes hindeutet.

Im großen Rahmen dieser geographischen Schauplätze der vorderasiatischen Völkerentwicklung hat sich nun im Laufe der Geschichte, den gegebenen Gegensätzlichkeiten des Bodens, des Klimas und der

Naturbeschaffenheit folgend, das Bild einer Völkerverteilung entwickelt, dessen große Züge etwa die folgenden sind: Die nördlichen Zonen der gefalteten Hochländer, von Kleinasien bis weit nach dem östlichen Iran, stehen, geographisch wie auch ethnographisch, seit den ältesten Zeiten den wirtschaftlichen Tafelländern des Südens gegensätzlich gegenüber.

Der Norden ist der Reihe nach der Schauplatz der sumerischen, kleinasiatisch-hettitischen und indogermanischen Kulturentwicklung und Völkergeschichte, der Süden Heimat und Tummelplatz der semitischen Völkerfamilie. Zu der Kette der nördlichen Völkergestaltungen treten über Urbevölkerungen von ungewisser ethnischer Stellung überall indogermanische, im Osten besonders arische Herrenelemente als führende und Geschichte gestaltende Volksmächte auf: und es gelangt in dem von den natürlichen Faktoren vorbestimmten Grenzen Irans die iranische Völkerfamilie, nord- und ostwärts immer im Kampf und Mischung mit den turanischen Elementen begriffen und nach Westen unablässig von den eignen Ausbreitungsbestrebungen gezogen, zu reichverzweigter Entwicklung mit stärkster Stufung nach der kulturellen Seite.

Der semitische Süden dagegen entsendet seit frühester Urzeit in wiederholten großen Strömen mächtig vordringende Völkerwellen nach dem Norden, die sich in Mesopotamien, Syrien und den angrenzenden Gebieten festsetzten. Hier blühen semitische Mischnationen und Mischkulturen nach dem Zusammenstoß der nördlichen und südlichen Völkerwelt, um späterhin immer mehr der eignen semitisch-arabischen Völkerentwicklung Raum zu lassen. Als dritte große Bevölkerungsgruppe kristallisiert sich aus Urbevölkerungen und zahlreichen fremden Einwanderungen, von denen die zuletzt gekommenen türkischen naturgemäß für die Gegenwart die größte Bedeutung haben, die Völkermasse Kleinasiens und Armeniens heraus. Abgesondert, vielgestaltig und rätselhaft wie im Altertum, steht die Bevölkerung der Kaukasusgebiete vor unseren Blicken.

Weder die Rasse, noch die Sprache, auch nicht die Kultur oder die Geschichte genügen für sich allein, in dem orientalischen Völkergewirre, wie es sich heute in allen Ländergebieten Vorderasiens dem Blicke darbietet, ausreichende Orientierung zu gewinnen. Vielleicht entspricht es am meisten den tatsächlichen Verhältnissen und werden bestehende Zusammenhänge am wenigsten gewaltsam zerrissen, wenn wir unsere Darstellung der Reihe nach, gemäß der soeben versuchten geschichtlich-ethnischen Skizze, in eine Schilderung der Völker Irans, der semi-

tischen Völker, des kleinasiatisch-indogermanischen Völkerkreises und endlich der Kaukasusstämme gliedern.

Die Geschichte wird überall dabei unsere erste Lehrmeisterin sein, und die einfache Völkerbeschreibung das eifrig erstrebte, aber leider noch nicht überall zu erreichende Ziel unserer Bemühungen bilden. Was dazu noch, besonders bezüglich einzelner Kulturzusammenhänge, der Verbreitung einzelner bedeutsamer Kulturmerkmale, in zusammenfassender Art gesagt werden konnte, ist nicht mehr als ein vorläufiger Versuch allgemeinster Orientierung über das Verhältnis von Rasse, Kultur und Volkstum auf diesem Geschichtsboden, der, wie nicht leicht ein andrer, deutlich erkennen läßt, wie sehr deren Bereich auseinandergeht und wie selten der Fall, daß sie sich irgendwo decken.

1. Die Völker Irans.

Wie die indische Bevölkerung, blickt der Völkerkreis Irans auf eine lange Geschichte und Kulturentwicklung zurück. Aber während Indien vermöge seiner Weltstellung im ganzen mehr sein eignes Leben gelebt hat, freilich, nicht ohne daß in späteren Zeiten die Geschichte gewaltig an seinen Toren gepocht hätte, ist Iran schon in frühester Zeit in weltgeschichtliche Verbindung mit Kultur und Staatenbildung Vorderasiens getreten und hat dann durch zwei Jahrtausende den stärksten Wechsel des Geschichtslaufs, mit gewaltigen und grundstürzenden Invasionen von außen, denen immer und mit Erfolg Versuche nationaler Renaissance gefolgt sind, erfahren.

In der ganzen wechselvollen Abfolge der politischen und kriegerischen Geschichte Irans mit ihren glänzenden kulturellen Spiegelungen bleibt aber die aus ältester Zeit herüberreichende ethnographische Grunderscheinung unverändert bestehen, daß zur Seite und unterhalb dieser nationalen Kulturschicht das Iraniertum im Norden, Osten und Westen Persiens unablässig von der „turanischen“ Flut, in primitiven Lebensformen nomadischen Daseins verharrend, bedrängt und besetzt wird, und daß in den Bergverließen im äußersten Nordosten Übergänge zum indischen und vielleicht zum arischen Kulturaltertum bis auf den heutigen Tag in zahlreichen kleinen und altertümlichen Völkerexistenzen angetroffen werden.

Minder buntgemengt und auch nicht durch so starke Gegensätze der Kulturhöhe charakterisiert als Indien zeigt sich das ethnographische Bild Irans. Wenn das Altertum mit seinen Medern, Persern, Baktriern,

Parthern, Saken, Sokoloten, Skythen freilich eine Fülle iranischer Völker bezeichnete, so ist in der Gegenwart als das Resultat von dreitausendjährigen, ethnographischen und kulturgeschichtlichen Bewegungen eine weitere geringere Verzweigung der iranischen Völkerfamilie festzustellen.

Ein Teil davon, der stets im Schatten ungeschichtlicher Existenz verblieben war, verharrt auch noch in der Gegenwart im Dunkel unbedeutenden Völkerlebens, nicht ohne dem Ethnographen im einzelnen vielleicht dankbarere und dringendere Aufgaben zu stellen als das so stark gesiebte und gewürfelte Dasein der iranischen Geschichtsnation. In dem nomadisierenden Teile der iranischen Bevölkerung verbergen sich seit dem Altertum in Lebensform und Technologie Elemente, die zu den unbekanntesten Bevölkerungsteilen Asiens gehören. Es wiederholt sich auch in Iran, was vom modernen Indien und seiner Ethnographie gesagt werden kann: beide Völkergebiete stehen in Gefahr, zugunsten ihrer Vergangenheit in der Gegenwart von der Wissenschaft vernachlässigt zu werden.

Wenn auch nicht so früh, wie die Kultur des Zweistromlandes, so doch immerhin schon im hohen Altertum beginnt hier in Iran mit der Festsetzung arischer Einwanderer die tausendjährige iranische Kulturentwicklung. Es mag dies zu Anfang des zweiten Jahrtausends gewesen sein. Ausgegangen von dem gewaltigen Bergland um das Pamirplateau und unter Trennung von jenen Stämmen, die auf anderen Wegen später zu Einwanderern und Eroberern in Indien geworden sind, haben sich eine Reihe arischer oder voriranischer Stämme in den Tälern von Baktrien und Sogdiana sowie Arachosien (Afghanistan) festgesetzt, während andere weiter westlich nach Persien gezogen sind und wieder andere sich in der iranischen Wüste und in der aralo-kaspischen (turanischen) Steppe ausbreiteten. Maßgebend für die weitere Entwicklung aus den gemeinsamen arischen Zuständen, in welchen aber wahrscheinlich schon gegensätzliche Kulturanlagen, wie Neigung zu Seßhaftigkeit und beginnendem Ackerbau neben nomadischen oder räuberischen Gewohnheiten, vorhanden waren, ist dann die geographische Beschaffenheit der neuen Wohnsitze gewesen.

Nach Ablauf dieser vorgeschichtlichen Frühzeiten des Iraniertums im ersten Jahrtausend seiner Entwicklung setzt die eigentliche nationale und kulturelle Geschichte der ethnographischen Hauptgruppen dieser Völkerfamilie mit großartigen weltgeschichtlichen Erinnerungen politischer Art und einer hochbedeutungsvollen geistigen Schöpfung ein: ein persisch-baktrisches Reich entsteht, Kyrus macht der babylonischen Vormacht im

Orient ein gewalttätiges Ende und begründet die Weltherrschaft des achämenidischen Herrscherhauses. Früher schon ist im Osten Irans die religiöse Schöpfung eines der bedeutendsten Religionsstifters des Orients, die Lehre Zarathustras, entstanden. Wenn in Indien die Veden in jedem Sinne an der Spitze der geistigen Entwicklung der arischen Inder stehen, so ist das Religionsbuch des Avesta in ähnlicher epochaler Art an den Anfang des überlieferten höheren Geisteslebens der Iranier gestellt.

Im Osten des persischen Reiches, in der baktrischen Landschaft, wird mit sehr einleuchtenden Gründen der Entstehungsherd der Lehre wie der Schriften gesucht, wofür die Sprache des Avesta, das Altbaktrische, wohl den triftigsten Beweis erbringt. Die religiöse Lehre, die sich im Avesta spiegelt, ist die Religion eines Bauernvolkes: die Arbeit des Landbaues wird als Frömmigkeit gepriesen und die ganze Lebensführung in religiöse Regeln gefaßt. Aber zum erstenmal in der Geistesgeschichte wird hier der Natur-, Welt- und sozialen Ordnung eine moralische Bedeutung untergelegt und der Mensch durch sein Verhalten zum Parteigänger derselben proklamiert.

Mit der Ausdehnung der Wirksamkeit der hilfreichen und der schädlichen Macht über die gesamte Natur ist der Mensch tätig in den großen Streit, den göttlichen und moralischen Dualismus in der Welt, hineingezogen. Nicht nur durch sein Gebet und seine Opfer, durch seine Arbeit, sein ganzes Verhalten nimmt der Mensch an dem Kampfe der guten Geister gegen die bösen teil. In mythischer Beziehung steht Ahura Mazda, der reine Geist, als Schöpfer und Gesetzgeber über der Welt des Lichts. An seinem Throne weilen die sechs Ameshaspentas, die sechs höchsten Geister, an welche sich unzählige Scharen dienender Geister, namentlich die Fravashis, schließen. Ihr gesamter Dienst und Kampf gilt der Bekämpfung des Reiches des Bösen, dessen höchste Spitze von Angro Mainyus (Ahriman) vertreten wird, welcher, gerade wie sein lichter Widerpart, über eine ganze Hierarchie des Dunkels und der Unreinheit verfügt (Daeva, Druch, Pariha, Yatu). Sehr bald hat die neue Lehre ihre erste vergeistigte Form verloren. Sie erobert zunächst Baktrien, dann Persien, dringt ins Volk und durchwebt nach dem Geschmack und dem Bedürfnisse der Volksmasse den alten dogmatischen Kern mit Götter- und Teufelsgestalten, Mythen und Legenden. In solcher Umformung ist die Blüte und Ausbreitung der Zarathustralehre mit der politischen Glanzzeit Persiens unter den Achämeniden aufs innigste verknüpft.

Großartig und vielseitig ist diese erste baktrisch-persische Kulturent-



1. Gebirgslappe (Samelad), Schweden.
Nach Photographie. Museum für Völkerkunde zu Leipzig. (Zu S. 68.)



2. Lappländer vor ihrer Hütte.
Nach Photographie der National Art News Co. in Denver, Co. (Zu S. 131.)



3. Ein Molla Tadschik aus Chotan.
Nach Photographie. Aus H. Krafft, „A travers le Turkestan Russe". (Zu S. 153.)



4. Ein Afghane (18jährig).
Nach Photographie. Museum für Völkerkunde zu Leipzig. (Zu S. 169.)

faltung und Kulturauswirkung der Achämenidenzeit; aber sie fällt noch mehr als die babylonisch-assyrische außerhalb des Kreises unserer ethnographischen Betrachtung; und ihre Fortwirkungen in spätere Zeiten und die jüngeren Völkerverhältnisse des Orients hinein lassen sich überhaupt kaum verfolgen. Weitaus bedeutungsvoller für die späteren Epochen und Entwicklungen ist die Sassanidenzeit, in welcher sich auf Grund der alten nationalen Kulturerbschaft und unter Verarbeitung der mannigfachsten fremden Einflüsse babylonisch-assyrischer, hellenischer, parthischer und römischer Herkunft vieles in Leben, Kunst, Geistesblüte des persischen Volkes und seiner Nachbarn herausbildet, was den besten und höchsten Wert des Persertums ausmacht.

In dieser, trotz jener fremden Einflüsse merkwürdig treu den alten persischen Volksgeist widerspiegelnden Renaissance des Persertums unter den Sassaniden (226—651) kommt es auch zur Bildung der mittelpersischen Sprache und Literatur, einer starken Fortbildung der Avestasprache und -tradition unter ausgiebiger Beimischung fremder, namentlich aramäischer Elemente.

Lebhafte kulturelle Beziehungen zu Indien einerseits und dem hellenistischen Kulturkreis andrerseits treten in dieser zweiten nationalen Blütezeit Persiens in den Vordergrund, ohne daß jedoch der eignen nationalen Überlieferung vergessen wird. Bezeichnend für diese Haltung ist unter anderem doch, daß die Sammlung der altheimischen Sagen und Mythen wiederholt zur Herrschersorge wird, welche neben Khosru Anuschirwan besonders Khosru Parwis und Jezdegerd III., dem letzten der Sassaniden, zum Ruhme gereicht.

Dieser mittelpersischen Glanzepoche, die sich an den prächtigen Hofhaltungen der Herrscher und der Großen des Landes in regem Geistesleben entfaltete, aber auch in tiefere Bevölkerungsschichten ihren Schimmer entsandte, wurde durch den einbrechenden Islam zunächst ein jähes und gewaltsames Ende bereitet. Nach dem Tode Mohammeds verbreitete sich die neugestiftete Lehre in stürmischen Siegen über einen großen Teil des vorderen Orients und unterwarf sich auch Persien. Unter Omar drangen die fanatischen Krieger und Bekenner des Islams in raschem Ansturm über die Reichsgrenzen, eroberten die Hauptstadt Ktesiphon (637) und schlugen 642 den Perserkönig Jezdegerd III. aufs Haupt. Persien verlor abermals seine Selbständigkeit, seinen einheimischen Glauben, und mußte sich die Aufdrängung des Islams durch blutige Gewalt gefallen lassen. Es ward zunächst zu einer Provinz des neu

entstehenden Weltreichs der Kalifen gemacht, in welcher Sprache, Sitte, Religion und äußere Lebensführung entnationalisiert wurden, um arabischem Wesen Platz zu machen. Aus dieser Verwüstung und gewaltsamen Umformung gingen allerdings im westlichen Persien sehr veränderte Verhältnisse hervor. Die Pehlevi-Sprache ward verdrängt, und an ihre Stelle trat teilweise das Arabische, zum Teil die neu entwickelte, mit fremden, vor allem arabischen Elementen stark durchsetzte neupersische Umgangssprache. Die alte nationale Schrift ward aufgegeben, was immer nur mit starken Erschütterungen einer Kultur einhergeht, und die arabische trat ihre Herrschaft an, nicht ohne sich in mehreren Stilen zu persisieren (Talik: für die gelehrte, zum Teil rein arabische Literatur; Nestalik: für Poesie und Geschichte; Schikeste: für ornamentale Zwecke). Dagegen konnte sich das altpersische Wesen in den östlichen Landschaften, wo der nationale Geist sich stets am vernehmlichsten geregt hatte, in größerer Reinheit erhalten, und von hier gingen auch später, als nach dem ersten gewaltigen Aufschwung des Kalifenreichs politische Erschlaffung folgte, die Versuche einer Wiedergewinnung der alten Zarathustra-Religion aus und damit aller anderen Elemente altpersischer Gesittung und Geisteskultur.

Unter dem Schutze der einheimischen Könige, welche in den nationalen Bestrebungen eine Stütze ihres Thrones gegen den arabischen Bedränger fanden, und während des kriegerischen Wirrwarrs in den drei Jahrhunderten nach der Glanzzeit des Kalifats unter Harun al Raschid, als fortwährend Unabhängigkeitskämpfe und Eroberungskriege das persische Reich in Atem hielten, bildete sich neben neuen Kultur- und Geistesformen, neben islamitisch-persischer Kunstblüte auch die neupersische Literatur, welche, wie sprachlich in ein neues Kleid gehüllt, so auch in den Dichtungsformen durch die arabische Poesie bereichert auftrat. Den tiefsten Born der Produktion fand sie aber in der reichfließenden Heldensage Irans, welche im treuen Gedächtnis des Volkes bewahrt und durch die fortwirkende Phantasiearbeit vieler Geschlechter fortgebildet worden war.

Auch die religiöse Trennung der Perser als Schîâ (Teil) von der Sunna, dem rechtgläubigen Bekenntnis des Islams, ist auf die Rechnung des iranischen Selbständigkeitstriebes zu setzen. Die Zeit Mahmuds, aus dem türkischen Hause der Ghasnawiden, ist wieder eine Glanzzeit Persiens. In den zwei folgenden Jahrhunderten der türkisch-seldschukischen Überflutung mit ihren politischen Wirren und unsäglichen Verlusten an kultureller und anthropologischer Reinheit des Volkstums

bereitet sich die große ethnographische Umformung Irans nach der türkisch-mongolischen Seite hin vor, bis Tschingis-Khan 1258 Persien erobert und die Herrschaft der Tataren und Mongolen in dem verwüsteten Land einsetzt, um bis zum Tode Timurs 1405 verhängnisvoll anzudauern. Ein Jahrhundert turkmenischer Herrschaftsgreuel löst nun die mongolische Epoche ab, bis mit Ismael Safi aus dem Hause der Safewiden endlich wieder ein eingeborner Herrscher auf den Thron gelangte. Er ist der Gründer des jetzigen persischen Reiches, nahm den Königstitel Schah an und setzte sich durch Einführung des Schiitentums als Staatsreligion in gewollten Gegensatz zu dem größten Teil der übrigen mohammedanischen Welt. Im Jahre 1779 gelangte die jetzt noch herrschende Dynastie der Kadscharen, eines türkischen Geschlechts, zur Macht.

Auf Grund dieser historisch-politischen Ereignisse vollzieht sich die kulturelle und geistige Entwicklung der persischen Nation. Ihre Ethnographie darf sie daher nicht nur in den Niederungen der Gegenwart aufsuchen, sondern muß auch ihren in der Vergangenheit liegenden Kulturaufschwung würdigen, um den richtigen Maßstab für das Persertum zu gewinnen. Mindestens das letzte Jahrtausend bildet hier den geforderten Rahmen der Betrachtung. Auch tritt hier in besonderer Schärfe der schon einleitend hervorgehobene Gesichtspunkt hervor, demgemäß die höhere Stadt- und Luxuskultur scharf von den Niederungen des primitiven Lebens der persischen Bauern und türkischen Nomaden zu trennen ist, das von allen jenen politisch-historischen Umwälzungen weniger betroffen und verändert worden ist. Wie alles konservative orientalische Dasein, war und ist dies ländliche persische Volkstum zuerst vom Klima und den natürlichen Einflüssen bestimmt, vom Gesetz des Bodens und seiner natürlichen Ausstattung, dessen kulturelle Auswirkungen auf iranischem Boden überall mit großer Klarheit hervortreten.

Ein mächtiges Hochland mit gewaltigen Randgebirgen, im Innern durchweg von Gebirgsfaltungen durchzogen, zwischen welchen sich Hochebenen erstrecken, steigt Iran von dem heißen, wüstenhaften Küstenstrich in Stufen zum Innern empor. Große Gegensätze beherrschen den Landschaftscharakter. Dichte Eichenwälder, üppige, wohlbebaute Landschaften, blühende Obstgärten wechseln mit Schutt-, Geröll-, Salz- und Sandwüsten furchtbarsten Charakters und endloser Erstreckung. Bekannt ist die Trockenheit des iranischen Klimas, das durch äußerste Temperaturen, Winterniederschläge, vollkommene Dürre des heißen, langen Sommers charakterisiert ist und in Verbindung mit der natürlichen

Wasserarmut des Gebietes die künstliche Bewässerung zum Grundgesetz der landwirtschaftlichen Betätigung macht. Ähnlich ist Afghanistan zwischen wildgebirgigen Landschaften und leicht bebaubaren Hochflächen aufgeteilt, während Belutschistan ein noch viel ungünstiger von der Natur bedachtes verkarstetes Bergland mit wüsten Hochtälern darstellt, wo nur die Niedertäler der menschlichen Existenz sich freundlicher erweisen. Dagegen kontrastieren die persischen Provinzen Gilan, Mazenderan und Asterabad mit ihrer starken Feuchtigkeit und ihren reichen Niederschlagsmengen bei heißem bis subtropischem Klima auf das stärkste, ohne indessen auch nur entfernt, infolge der unglaublichen wirtschaftlichen Rückständigkeit, jene Blüte zu besitzen, die diesen begünstigten Gebieten beschieden sein könnte.

Die Bevölkerung Irans hat, wie wir sahen, eine lange und bewegte Geschichte und demgemäß viele Mischungen und Kreuzungen in bezug auf ihre anthropologische Volkszusammensetzung durchgemacht. Politisch zerfällt sie in die persische, afghanische und belutschische Gruppe; statistisch zählt man heute in Iran 6250000 Perser nebst einer Million persischer Tadschik in Afghanistan, 675000 Kurden in Kurdistan, 250000 Luren in Luristan, 3,5 Millionen Afghanen, 300000 Belutschen nebst kleineren Bruchteilen von Armeniern, syrischen Nestorianern, Arabern, Juden und Europäern. Die turktatarischen zugewanderten Elemente („Hats“ oder „Hijats“), die wahrscheinlich schon seit dem Altertum, vorwiegend aber seit den mongolischen Einbrüchen, in den Steppen des Innern als Hirten, sonst als Soldaten und Beamte im Reiche verteilt leben, werden auf rund 2 Millionen Köpfe geschätzt.

Die ethnographische Herkunft und Gliederung aller dieser Bevölkerungselemente ist im ganzen klargestellt, in manchen Fällen aber noch bestritten und namentlich über das Alter der verschiedenen Mischungen und ihren Grad ist man mangels positiver Nachrichten und anthropologischer Erhebungen noch sehr im Dunkeln. Besonders muß dabei auch die Verbreitung der iranischen Bevölkerungselemente in Zentralasien (Turkestan) beachtet werden, wo sie nach der Ansicht der meisten Kenner anthropologisch und sprachlich reiner verblieben sind als in der viel stärker gemischten Bevölkerungsmasse Persiens selbst, vielleicht mit Ausnahme der Gebern von Yezd und Kirman, den Bewohnern von Schiras und der Luren und Legs. Höchst ungleich in Hinsicht ihrer geschichtlichen Bedeutung und kulturellen Höhe, werden sie doch alle durch das gemeinsame Band verwandter Abstammung, verwandter Sprachen und, soweit

die bäuerliche und nomadisierende Bevölkerung in Betracht kommt, eines ziemlich gleichartigen Kulturbesitzes zusammengefaßt, über welchen freilich die persische Städtekultur mit ihren politischen, literarischen und künstlerischen Schöpfungen trotz allen Verfalls weit emporragt.

a) Das persische Volk.

Ein auch nur in den Grundzügen genaues anthropologisches Bild von der persischen Bevölkerung zu geben, ist noch ganz unmöglich. Wir wissen weder, wie wir uns den arisch-iranischen Urstamm Vorderasiens nach seinen körperlichen Merkmalen vorzustellen haben, noch kennen wir nicht die physische Beschaffenheit der übrigen Komponenten dieser Bevölkerungsmasse. Als Reste einer älteren Verbreitung über den Pamir nach Osten, wo iranische Spuren bis über Chotan hinausreichen, gelten die Galtschen von Kohistan, Darwas, Roschan, Wakhan, Badachschan, Schignan, hellfarbige Völker von starkem Haar- und Bartwuchs mit braunen, grauen oder blauen Augen: vielleicht ein Abbild ältester iranischer Volksbeschaffenheit. Andrerseits treffen wir blonde und braune, helläugige Individuen auch bei den Usbeken von Ferghana zahlreicher vertreten als bei den iranischen Pamirstämmen. Ganz dunkle Bevölkerungselemente sitzen von ältester Zeit her, vielleicht als Reste einer weit westwärts verbreiteten Urbevölkerung, um den Persischen Golf, im nordwestlichen Persien. Dunkel wie Südindier sind auch viele Belutschen. Mongoloide oder semitische Züge treten verschiedentlich da und dort auf. Im allgemeinen ist der Perser von übermittelgroßer Statur, von zierlichem Gliederbau, mit braunem, lederfarbigem Teint; das Haar ist dunkelbraun und schlicht, der Bartwuchs reichlich, die Augen hellbraun, von mandelförmigem Schnitt, der Schädel länglichrund, die Stirne eher niedrig, was vielleicht mit dem tiefen Haaransatz zusammenhängt, die Nase gerade, groß und vorstehend.

Die Charakteranlage des Persers weist sowohl nach dem Urteil der Orientalen — Araber und Türken — wie nach den übereinstimmenden Äußerungen europäischer Beobachter in der Gegenwart nicht gerade schmeichelhafte Züge auf. Die von den alten Persern zuhöchst gestellte Tugend der Wahrheitsliebe fehlt im persischen Charakterbilde vielleicht am auffälligsten. Jedenfalls besitzt der Perser, wie Ratzel mit Recht hervorhebt, die Feinheit des Kindes einer alten Kultur, und welcher Höhe, Feinheit und welchen Aufschwungs die Seele des Persers wenigstens in

vergangenen Zeiten fähig war, zeigen seine Heldendichtung, seine Lyrik und die sufische Mystik mit überzeugender Schönheit.

Die Grundlagen der persischen Volkswirtschaft sind Ackerbau und Viehzucht, aber nicht in der uns in der europäischen Landwirtschaft vertrauten innigen Verbindung beider, sondern getrennt und verteilt auf verschiedene Bevölkerungsgruppen: die ansässigen Ackerbauer (Tadschik, die Unterworfenen), fast durchweg iranischen Blutes, und die zugewanderten nomadisierenden, hauptsächlich turktatarischen Viehzüchter, unter welchen sich aber auch iranische Elemente verbergen. „Wo Erde und Wasser ist, ist auch der Perser", sagt ein türkisches Sprichwort und bezeichnet damit den alten Agrarcharakter der iranischen Kulturnation unter dem Zwange der persischen Landesnatur. Trotzdem ist noch nicht der zwanzigste Teil von ganz Iran unter Kultur, woran die vorwiegende Wasserarmut die Schuld trägt, wenn auch bei besserer Ausnützung der vorhandenen Gewässer eine Steigerung des anbaufähigen Bodens vielleicht um die Hälfte erzielt werden könnte. Deshalb ist auch eine beträchtliche Vermehrung der Einwohner, die heute in einer durchschnittlichen Besiedlungsdichte von 5,8 auf dem Quadratkilometer leben, kaum so bald zu erwarten.

Nach der Schätzung von 1881 kamen auf die Stadtbevölkerung 1964000 Personen, die seßhafte Landbevölkerung 3780000 und die nomadisierenden Hirten 1910000 Köpfe, ein Ziffernverhältnis, das sich nur langsam zugunsten der Ansässigkeit überhaupt und des Anwachsens der städtischen Elemente verschiebt. Die Lage der größeren Städte ist ähnlich wie schon im Altertum, und zwar fast ausschließlich Randlage, durchschnittlich in beträchtlichen Höhen, sehr viel gehäufter im Nordwesten, auffallend dürftig im Osten. Die Städte des Innern sind meist in Verfall und nur Schattenbilder ihrer ehemaligen Größe und Pracht. Zweierlei Wege: Winter- und Sommerstraßen vermitteln fast überall den Verkehr im Lande. Die Dorfsiedlungen, gänzlich vom Wasservorkommen abhängig, haben fast durchweg im Lande den Charakter von Kulturoasen in sonst lebensfeindlicher Landschaft, dem kahlen Gebirge, der Steppe oder gar der Wüste. Sie liegen, von Lehmmauern umgeben, selten von festeren Mauern aus Bruchsteinen, im Gebirge aber auch offen, meist auf künstlichen oder natürlichen Anschüttungen, dürftige Lehmhäuser, eng aneinandergebaut, deren lockerer Baustoff der Festigkeit halber mit gehacktem Stroh vermengt ist — eine uralte Bauerfahrung des Orients —, mit flachen oder Kuppeldächern

versehen, die aus Reisigbündeln hergestellt sind und auf welchen Heu und Winterfutter lagern (besonders im Gebirge). Sie schließen einen offenen Küchenraum ein, an den sich Männer- und Frauengemach anreihen, vorn läuft eine Art Laube, in deren Schutz Getreide oder sonstige Vorräte in Korbbehältern aufbewahrt werden, welche mit Ton und Kuhmist gedichtet sind. Den Hof schließen beiderseits Pferdeställe und Scheunen ab. Die Kuppeldächer der Lehmhäuser, welche gewöhnlich in der Mitte eine Öffnung für den Durchgang des Rauches besitzen, lassen sich wohl auf die Zeltwohnung der turktatarischen Nomaden zurückführen.

Von öffentlichen Bauten fehlen selten die „Basare“ und die Karawansereien in den größeren Ortschaften, aus Lehmschlag oder lufttrockenen Ziegeln errichtet und raschem Verfall preisgegeben, wie die Dorfhäuser und selbst die städtischen Wohngebäude, die in ganz Persien aus technischen und wirtschaftlichen Gründen flüchtiger und kurzlebiger sind als anderswo im Orient. Wie der einzelne sein Haus, wechseln ganze Dörfer in Iran leicht ihre Lage, um Bedrückung nomadischer Nachbarn oder habgieriger Mächtiger zu entgehen. Regelmäßigkeit der Anlage fehlt im Dorf wie in der Stadt, und selbst in den größten Zentren herrscht die orientalische Bauwillkür.

Die Dörfer sind meist, wie in Europa in spätmittelalterlichen Zeiten oder in Rußland vor der Aufhebung der Leibeigenschaft, persönliches Eigentum irgendeines vornehmen Herrn, der entweder den adligen Familien entstammt, oder ein Kaufmann aus der Stadt ist, oder auch dem geistlich-richterlichen Stand angehört (Molla oder Kadi; Taf. 5, Abb. 3). Diesem Herrn muß der Bauer Abgaben und Frondienste leisten: so viel Teile (Erde, Wasser, Zugvieh, Saatgut, Arbeit) der Besitzer gibt, bekommt er von der Ernte. Freie Bauern gibt es in Persien sehr wenig.

Die städtischen Häuser zeigen den weitverbreiteten Typus des geschlossenen orientalischen Hofhauses, mit Birun (Männergemach) und Enderun (Frauenwohnung) in getrennter Anlage. Gegenüber dem Eingang, der in den bepflanzten Hof mit kühlendem Springbrunnen führt, liegt der Empfangssaal, künstlerisch am reichsten (besonders in Spiegelmosaik) ausgestattet und mit Teppichluxus prunkend, dessen durchbrochen geschnitzte Fenstergitterungen mit bunter Verglasung den Stolz des Hauses bilden. Zur Erwärmung der Räume dienen offene Kamine oder Glühbecken. Unter dem Saale liegt der unterirdisch kühle Sommerraum mit Luftschacht (zir-zemin). Decken, Türen und Nischen der Gemächer haben oft die höchste Kunstentfaltung hervorgelockt, wie

die textilen Künste der Bequemlichkeit und dem Schmuck des persischen Hauses in bekannter Üppigkeit zu dienen wissen.

Geringfügig wie sonst im Orient ist der persische Hausrat. Im dörflichen Lehmhaus läuft um den Küchenherdraum eine Lehmbank; die Türen sind mit Stoffen verhängt vom leichten Baumwollzeug bis zum kostbaren Kaschmirschal. Der mit glatter Gipslage überzogene Estrich ist mit geklopften weißen Filzdecken, oft zierlich bunt gemustert, und mit kostbaren Teppichen belegt. Am Fenster ist der shah-neschin, d. i. der Ehren- und Herrensitz, ausgestattet mit dem besten Teppichstück des Hauses. In den Nischen der Gemächer werden die verschiedenen Gebrauchsstücke und Kleidervorräte, in Tücher eingewickelt, aufbewahrt. Während der heißen Sommermonate schläft man auf den flachen Dächern. Die Beleuchtung der Häuser erfolgt durch Öllampen und Talgkerzen. Als Küchengerät fehlt nie der große kupferne Reistopf mit genau schließendem Deckelhut. Zum Brotbacken dient der „tenur", ein Tongefäß, an dem, erhitzt, der Brotteig fladenförmig aufgeklebt und geröstet wird, oder die steinerne, auch eiserne Backplatte; Speisegeräte fehlen, die Finger und Brotstücke ersetzen dieselben. Einfache Handmühlen aus zwei übereinander kreisenden Steinen besorgen noch in vielen Haushaltungen das Mahlgeschäft. Zur Fleischbereitung dient vielfach noch der Bratspieß, das Küchenfeuer brennt offen auf dem Herd, den oft, im Freien oder unter dem Zelt, zwei parallel gestellte Lehmmäuerchen, zwischen welchen das Feuer brennt, ersetzen und auf denen die Kochtöpfe ruhen. Männer- und Frauengemach haben in der Regel jedes eine besondere Küche. Gespeist wird auf Lederschutzdecken aus Metallgeschirr und chinesischem Porzellan, für welches der Perser seit Jahrhunderten eine große Vorliebe hegt. Erwähnenswert sind die feingeschnitzten hölzernen Löffel mit kunstvoll durchbrochenem Griff für die eisgekühlten Fruchtsäfte (sherbets), die vorzugsweise in verschiedenen Bergdistrikten hergestellt werden.

Der Perser schläft auf dem Zimmerboden auf Baumwoll- oder Schafwollsäcken unter Baumwolldecken, nur die Oberkleider werden abgelegt und eine dicke Nachtmütze über die Ohren gezogen. Für den Säugling hat man Kufenwiegen, mit Bogenhölzern zum Überhängen von Sonnen- und Fliegendecken, oder einfache Hängewiegen aus Matten und Stricken.

Von einer persischen Volkstracht läßt sich eigentlich nicht sprechen, wenn auch manche Stücke der Kleidung bei Männern wie beim weiblichen Geschlecht unumgänglich zur herrschenden Kleidersitte gehören.

Mit älteren, vielleicht persischnationalen Bestandteilen der Tracht mischen sich türkische und arabische Elemente, wie die kadscharische Lammfellmütze oder der früher getragene Turban. Gegenüber jüngeren, mehr städtischen Moden steht die ländliche bäuerliche oder nomadische Tracht, die fast ausschließlich noch aus dem Hausfleiß des persischen Weibes hervorgeht. Die städtische Tracht besteht beim Mann aus dem kurzen, rechts geschlitzten Hemd, dem Wams und dem bis zu den Knien reichenden Rock, weiten, bauschigen Beinkleidern, Socken und Lederpantoffeln. Als Farbe der Kleidungsstücke wird meist Schwarz gewählt, aber auch bunte Farben (rot, blau, gelb) sind beliebt und kommen besonders in den Chalats, den Ehrenkleidern, zum Vorschein (Taf. 6, Abb. 3). Auf seine Kleidung legt der Perser stets großen Wert. Der herrschende Kleiderluxus trägt auch der körperlichen Verweichlichung des Persers Rechnung, der für die kühlere Witterung dickere Röcke und weite Mäntel mit langen Ärmeln und Pelzverbrämung zur Verfügung hat. Viel unzweckmäßiger und anmutloser ist noch die Kleidung der persischen Weiblichkeit: die Frau trägt im Hause ein leichtes Käppchen, ganz kurzes Hemd aus durchsichtigem Stoff, kurzes Leibchen, Jacke, mehrere Unterhosen, Pluderhosen aus Seide, Pantoffeln. Die persische Volksnahrung ist vorwiegend vegetabilischer Art, wenn auch in dieser Hinsicht nicht, wie in Indien, die Religion regulierend eingegriffen hat, außer mit den bekannten Speiseverboten des Islams, die das Schwein und den Hasen von der Volksnahrung ausschließen.

Das Klima und das Vorwiegen des Ackerbaues sind die ganz natürlichen Ursachen hierfür. Weizen und Reis sind die wichtigsten Zerealien, letzterer mehr für die höhere Lebenshaltung der städtischen Bevölkerungen, während Hirse und die Hülsenfrüchte die Kost der Ärmeren darstellen. Kürbisse, Gurken, Salat und Rüben bilden eine wichtige Zukost. Auch ein vorzügliches Melonenland ist Persien, in welchen die feinsten Sorten gezogen, mit ererbter Sorgfalt behandelt und aufs höchste geschätzt werden. Die persische Kochkunst weiß aus alledem eine Reihe von Nationalgerichten herzustellen, bei denen die fleischliche Würze selten ist; die beliebtesten Gerichte: „tschillan“, in Wasser gekochter Reis, „pillau“, Reis mit Butter und pflanzlichen Zutaten, „asch“, dicke Reissuppe mit Fruchtzusätzen, sind rein vegetarisch. Vom (ungesäuerten) Fladenbrot der unteren Klassen war schon die Rede. Wie der Orient überhaupt, liebt auch Persien mannigfaltiges Zuckerwerk. Schon im 6. Jahrhundert hat Persien zugleich mit dem Schachspiel und anderen geistigen Gaben von Indien das wertvolle Geschenk des

Zuckers empfangen, und der Zuckerhut mit seiner Kegelform geht auf persische Übung zurück. Von tierischer Nahrung kommt eigentlich nur das Schaf als das nationale Schlachtvieh des Persers in Betracht, daneben das Huhn im Hause der Vornehmeren. Sonstige Geflügel verschmäht der Perser. Saure Milch und Buttermilch, Butter und namentlich Käse als Produkte der Alpenwirtschaft sind im Gebirge zu Hause. Das Fleisch des Wildes spielt kaum irgendeine Rolle; die Landschaft wimmelt allerorten von Hasen, aber das Speisenverbot des Islams verwehrt seinen Genuß. Die edle Jagd der Vornehmen gilt weniger der Fleischbeute als dem Vergnügen. Sehr ins Gewicht fällt der Obstgenuß und der reiche Obstsegen des Landes an den edelsten Arten: Äpfel, Birnen, Quitten, Granatäpfel, Pfirsiche, Aprikosen, Pflaumen, Feigen, Orangen usw., von denen manche in ihrem Namen auf alte persische Kultivation hindeuten, deckt in frischem oder getrocknetem Zustande Volkskonsum und Handelsausfuhr in gleich befriedigender Weise. Im Süden Persiens ist bekanntlich auch die Dattelfrucht Volksnahrung, gewiß nicht ohne Zutun der dort stärker vertretenen semitischen Volkselemente.

Sowohl Ackerbau wie Gartenwirtschaft sind in dem heißen, wasserarmen und immer mehr versandenden Lande nur mit Hilfe künstlicher Bewässerung möglich, die durch unterirdische Leitungen, Ableiten und Zerteilen der Flüsse, Dämme und Schleusen und Brunnen mit gewaltigen Schöpfrädern bewerkstelligt wird nach uralter Anleitung der Bewässerungskünste des Zweistromlandes. Man schafft in solcher Art so viel Wasser auf den Acker, daß er damit etwa 18 cm hoch bedeckt ist. In zwei bis drei Tagen, wenn der Boden das Naß aufgesogen hat, wird das Feld mit dem Pfluge (schuch'm) oder mit dem Spaten aufgebrochen. Der persische Pflug wird von Polak als höchst unvollkommen geschildert, er ist räderlos; daneben kommt aber auch der schwerere und vollkommenere Räderpflug mit Streichbrett vor.

Die Feldarbeit, mit Hilfe von Esel, Pferd oder Ochsen betrieben, ist ausschließlich Männerwerk. Nach dem Pflug wird die Egge, eine einfache Bohlenschleife mit einer Reihe von Zinken, und eine schwere Steinwalze über die Felder geführt; hierauf erfolgt die Zurichtung in Beeten für die Bewässerung. Im allgemeinen erfolgt jährlich nur eine einmalige Bestellung der Felder, doch werden, wo Düngung, unter anderm mit Taubenmist (aus den Taubentürmen), wie in Ägypten üblich ist, nach der ersten Ernte nochmals Sommerfrüchte gebaut. Geerntet wird mit der Sichel; der Dreschschlitten besorgt, wie in den anderen

Ländern Vorderasiens, das Entkörnen und zugleich das Zerschneiden des Strohes. Uralt ist die Art der Aufbewahrung des Getreides in Gruben (ambars), mit Strohlager dazwischen, oder in alten Brunnen. Wein- und Obstkultur sind alte persische Künste. Die Reben werden an Spalieren oder Pfählen gezogen und in geringer Höhe über dem Boden abgeschnitten, worauf sie sich horizontal ausbreiten, oder sie werden, wie im Süden, in 1,5—2 m tiefe Gruben, die zu drei Vierteln wieder mit Erde gefüllt werden, gesenkt, um sie vor der allzu heftigen Besonnung zu schützen. An der Veredlung der persischen Obstgattungen haben die persischen Gärtner mit ihren alten Kunstfertigkeiten des Impfens und Pfropfens und Bastardisierens seit dem Altertum mitgearbeitet. Mit einem Worte des Preises sei auch im gleichen ihrer Verdienste um die Blumenzucht gedacht, und namentlich die persische Rosenkultur mit ihrer hohen ästhetischen, dichterischen und volkswirtschaftlichen Bedeutung ist ein alter Ruhmestitel der persischen Bevölkerung.

Die Ackerbauer haben in Persien wenig und schlecht genährtes Vieh; die Viehzucht ist das Gewerbe und die Liebe des Nomaden iranischen und türkischen Geblüts. Der persische Bauer hält einige Schafe, Ziegen, Pferde, Maultiere, Esel, magere Ochsen als Zugtiere, und alle müssen sich im Sommer ihr Futter auf den Brach- und Stoppelfeldern suchen, während im Winter kärgliche Stallfütterung mit Strohhäcksel vorhalten muß. Uralt und berühmt ist die Pferdezucht in Persien: das Roß als ein heiliges, weissagendes Tier, als Reittier der Vornehmen und Streitroß, ist schon medisch und baktrisch und wurde auch früh persischer Brauch. Das schwere persische Pferd, namentlich der Provinz Badachschan zugehörig, wird aber heute von der arabischen und turkmenischen Rasse überflügelt, und nur Afghanistan führt Ruf und Gewinn der alten iranischen Pferdezucht fort. In der Wirtschaft des Nomaden spielt das zweihöckerige Kamel oder Trampeltier (C. bactrianus) eine genügend gewürdigte Rolle. Im allgemeinen ist die Viehzucht auf nomadischer Grundlage in Persien auf Kosten der Bodenkultur im Vordringen begriffen, was zunächst ethnographisch zu interpretieren, aber auch als kulturelles Zeichen aufzufassen ist.

Wenn von der Metallgewinnung Persiens, in welchem Kupfer- und Eisenerze reichlich, auch Blei, Zinn und Gold ziemlich häufig vorkommen, ein Wort gesagt werden soll, so geschieht es im Hinblick auf die seit alter Zeit reiche Verarbeitung dieser Metalle in den hochentwickelten Gewerben und Kunstindustrien Persiens, die, wie seine sonstigen

Hausindustrien und Handfertigkeiten, weithin berühmt und ein Stolz des Landes bis auf den heutigen Tag sind.

Hausfleiß, Hausindustrie und Kunsthandwerk Persiens hängen in aufsteigender Entwicklung innig miteinander zusammen. Ältesten Schichten der Produktion, die sich aus höchstem Altertum und primitivsten Lebensformen bis in die Gegenwart hinein erhalten haben, folgen später Zeiten höheren kunstgewerblichen Schaffens, die aus dem Westen und Osten, von hellenistischen, römischen und chinesischen Einflüssen bereichert und umgebildet worden sind. Die rasche Kulturblüte, zu der der siegreich gewordene Islam im Kalifenreich sich emporschwingt, entfaltet sich nicht zum kleinsten Teil aus persischer Kunstblüte und den Geschicklichkeiten des iranischen Handwerks.

Die reiche und eigenartige Ornamentik und Formensprache, die sich in der Architektur und Kleinkunst des Islams auftut, ist zum großen Teil aus persischen Kunstquellen geflossen. In den textilen Künsten, namentlich der Teppicherzeugung, in Holz- und Elfenbeinschnitzereien, der Goldschmiede- und Emailkunst, den Bronzen, der Waffen-, Glas- und Porzellanerzeugung und namentlich den Fayencen mit farbigen Glasuren für die Baufassaden (aber auch für die feinere Gefäßkunst) ist Persien führend und ruhmvoll vorangegangen, wenn auch längst von der Höhe seines Könnens und seiner verwöhnten Ansprüche herabgeglitten zur Mittelmäßigkeit marktgängiger Waren und billiger Exportartikel. Die Bodenständigkeit — ein altorientalischer Zug — trägt ihren Teil der Schuld an diesem Herabsinken. Mit der Zerstörung fast jeder Stadt verfiel eine Industrie. Von höchster Leistungsfähigkeit zeigt sich in der Gegenwart wie in alten Zeiten die im Hausfleiß des Nomadenzeltes wurzelnde Teppichkunst, die natürlich daneben längst auch zu höheren Betriebsformen übergegangen ist.

Die Teppichkunst lag in Persien, wie überhaupt im Orient, zu aller Zeit in den Händen der Frauen; die meisten Nomaden- wie Bauernfamilien des Landes besitzen ihre Webstühle (Vertikalstühle), auf denen die Weiber in den freien Stunden arbeiten, oft monatelang, ja bis zu Jahren an denselben Stücken. Sie wurden und werden in Wirk- oder Knüpfarbeit hergestellt, in verschiedenen Formaten und Größen, mit Schaf- oder Ziegenwolle, besonders vortrefflich in Südpersien, der landschaftlich auch Kamelhaare zugemischt werden. Bei den bäuerlichen Teppichen besteht Kette und Einschlag aus Baumwolle, die Knüpfung aus Wolle; für die kostbareren Stücke tritt Seide, ja für Luxusware auch

Silber- und Goldfäden hinzu. Die erzeugten Teppiche, je nach der Jahreszeit als Winter- oder Sommerteppiche unterschieden, dienen zur Bedeckung des Fußbodens in den Gemächern, wie im Zelt, sowie als Wandbehänge; Teppiche ersetzen die Tür, Teppiche bilden das Lager im Sitzen und Ruhen. Hinter dem Teppichvorhang vollzogen sich ungescheut die verbotenen Weingelage, und wen die Etikette vor den entweihenden Blicken der Neugierde zu verbergen gebot: Frauen und Fürsten fanden hinter ihnen Schutz in der Versammlung. Auch im Kult hat er, wie bekannt, seine Stelle. Der Gebetteppich, meist mit dem Bilde der Gebetnische geschmückt, die Decken und Behänge für Kanzel, Gebetnische, Säulen und Wände der Moscheen illustrieren genugsam die religiöse Verwendung dieser textilen Erzeugnisse. Neben dem gewirkten Teppich („Kilim") und dem Knüpfteppich werden bis auf den heutigen Tag auch noch Filzteppiche, „nemed", hergestellt, vorzüglich in Yezd, Ispahan und anderen Orten, die aus verschiedenen Wollarten und namentlich Kamelhaar durch Schlagen und Klopfen mit eignen Schlägeln in Gruben oder Rahmen verfertigt werden. Gewöhnlich wird auch eine zierliche farbige Musterung auf die weiße Decke eingepreßt. Ein persischer Ruhmestitel ist seit Jahrhunderten und noch immer in Kraft, die Erzeugung der feinen Woll- und Seidenschale, eine Kunstfertigkeit, welche frühzeitig auch nach Nordindien und besonders nach Kaschmir verpflanzt worden ist.

Wenn auch die andern, früher genannten Zweige persischer Gewerbstätigkeit der eigentlichen vollen Volkstümlichkeit entbehren, welche die Teppichkunst hier seit alters her auszeichnet, so darf doch auch die Völkerkunde die Würdigung dieser mannigfaltigen und hochstehenden Leistungen nicht verabsäumen: hier am meisten liegen neben der dichterischen und künstlerischen Entfaltung die Ansprüche der persischen Nation auf Kulturwert begründet: weit geringer zählen die militärischen, sozialen, menschlichen und wirtschaftlichen Tugenden des Volkes, wenigstens in der neuzeitlichen Entwicklung desselben.

Wenn Persien in den frühesten Zeiten seiner Geschichte dem semitischen Westen außerordentlich viel von seinen höheren Kulturformen und Kulturmitteln zu verdanken hatte, so hat es später dem islamitischen Orient gegenüber seine Dankesschuld reichlich abgetragen. Eine Reihe von Kunstdenkmälern der Sassanidenzeit, Felsenreliefs, Bauüberreste, Silber- und Goldgerät, Seidengewebe figuralen Inhaltes usw. bezeugt die alte persische Kunstkraft und hat auf die Kunstformen des Islams vielseitig eingewirkt. Die sassanidische Baukunst, wie sie sich etwa in

der stolzen Königstadt Ktesiphon entfaltet hatte, hat auf die islamitischen Bauten mächtig eingewirkt. So waren z. B. die kolossalen Eingangshallen der Sassanidenpaläste die Vorbilder für die großen Torbauten des Islams. Die erst kürzlich entdeckten Überreste altsarazenischer Baudenkmäler, das Schloß Amra am Rande der großen arabischen Wüste mit seinen interessanten Wandgemälden, sowie Mschatta mit seiner berühmten Fassade bezeugen genugsam den starken persischen Einschlag, der die Omaijadenkunst und ihren Stil der Flächenverzierung überhaupt charakterisiert. Mancherlei kunstfeindliche Verbote des Islams, so dasjenige, lebendige Wesen im Bilde wiederzugeben oder Gegenstände aus Edelmetall in Gebrauch zu nehmen, wurden bekanntlich von den schiitischen Persern niemals ernstlich beachtet, und so konnte sich hier auch, allerdings ziemlich spät, vom 14. bis zum 17. Jahrhundert vornehmlich die Feinkunst der Miniaturmalerei entwickeln, die neben ihrem malerischen Reiz auch den gegenständlichen Wert kulturhistorischer Schilderungen aus dem persischen Leben, besonders der vornehmen und fürstlichen Hofhaltungen, besitzen.

Die köstlichen Illustrationen der persischen Dichterwerke und Chroniken, die Skizzenbücher persischer Maler, die bunten Szenen auf den Schreibzeugbüchern, Spiegeln, Spielkarten usw. sind hier besonders hervorzuheben. Hervorragende Leistungen hatten die persischen Kunsthandwerker seit der Sassanidenzeit in der Edelmetallverarbeitung aufzuweisen; der berühmte Goldfund von Nagy St. Miklos, sowie die in verschiedenen europäischen Museen aufbewahrten Silbergeräte und Gefäße mit ihrer merkwürdigen Mischung spätantiker und persischer Motive, die Silbernielloarbeiten, die reizenden Kupferemails, die vom 12. Jahrhundert bis in die Gegenwart ihren Ruhm behaupten (mit Schiras als Erzeugungszentrum), die edlen Formen der Bronze- und Messingkannen, wie sie von den Schätzern orientalischer Kunst zuletzt noch in Turkestan auf das eifrigste aufgesammelt worden sind, dies alles vermittelt uns ein Bild der hohen Lebenshaltung und des hervorragenden Könnens der persischen Kulturkreise in allem unruhigen Wechsel der Zeiten.

Unter den orientalischen Waffen haben neben den türkischen und maurisch-spanischen stets auch die persischen (besonders in Ispahan) den größten Ruf behauptet sowohl durch ihre Güte wie durch ihre künstlerische Ausstattung mittels Niello, Tauschierung und Emaillierung. Die persischen Helme von konischer Gestalt, von der Sassanidenzeit her berühmt, haben ganz charakteristische Formen; die tauschierten

Klingen der Schwerter und Dolchmesser, die Streitäxte und Kolben sind von Persien einerseits nach Nordindien, andrerseits zu Seldschuken und Türken nach Vorderasien und in den Kaukasus gelangt, überall wegen ihrer Vortrefflichkeit gefeiert und begehrt. Von größter Bedeutung und ausgedehntester Verwendung ist auch die persische Fayencekeramik für den Orient vorbildlich geworden in Technik und Verzierung und weiterhin die Quelle der verwandten europäischen Produktion. Schon seit der Achämenidenzeit kannten und liebten die Perser d'e Bekleidung ihrer gewaltigen Bauten mit glasierten Tonziegeln. Nicht minder sind die Lustre-Fayencen mit ihrer eigenartigen Technik lange Zeit in Persien in Übung gewesen und wurden in dieser Technik noch in später Zeit Werke von außerordentlicher Feinheit und großem dekorativem Reiz geschaffen, so in Kaschan, Nain und Nachbarschaft.

Wie im ganzen Gebiete der islamitischen Kunst hat auch im persischen Kunstgewerbe und Kunstschaffen die Schrift als Ornament eine große Rolle gespielt; es ist deswegen zur Ausbildung eines besonderen Zierstils gekommen, der nebenher als Geschichtsquelle in seiner Bedeutung für die geschichtliche Datierung zahlreicher hervorragender Werke persischen Schaffens gewürdigt werden muß.

Noch weit höher als durch ihre Kunst haben sich die Perser durch ihre Literatur im Range der Kulturnationen erhoben, und wenn auch, wie auf allen andern Lebensgebieten, die Gegenwart mit der Vergangenheit sich nicht messen darf, so ist doch als das geistige Erbe derselben eine gewisse Feinheit und Gelenkigkeit des Geistes, Neigung zur Dichtkunst und Sentenzenweisheit, zurückgeblieben. Das Volk, an dessen geistigen Anfängen ein Religionsbuch vom Range des Avesta steht, dessen Epos, Firdausis Wunderwerk, den nationalen Mythen- und Sagenstoff in ungeheuren Formen zusammenfaßt und mit echt nationalem Geist durchdringt, das in der Lyrik, von reichster Bilderfülle, Witz und Gleichniskunst getragen, mit Hafiz' Liedern und Saadis Dichtungen an der Spitze, einen geistigen Schatz geschaffen hat, von dem nicht nur die persische Bildung durch Jahrhunderte gezehrt, sondern der auch im Abendlande gezündet hat, — eine solche Nation hat Anspruch darauf, auch in ihrem späteren Verfall mit Interesse betrachtet zu werden.

Von der zeitgenössischen Produktion vermag uns allerdings vielleicht nur das persische Religionsdrama etwas stärker zu fesseln. Ähnlich wie im neuzeitlichen Indien die Mysterienspiele, die bengalischen yâtras, aus der Krischnalegende, mit religiös-volkstümlichem Charakter auftreten, hat

sich in Persien ein religiöses Drama auf dem Boden der Ali-Legende, namentlich im Anschluß an dessen Söhne Hussein und Hassan, entwickelt, und zwar sehr spät, erst im 19. Jahrhundert. Freilich feierte man in Persien das Andenken dieser jugendlichen Märtyrer der Schia, seitdem die schiitische Lehre (1502) zur Staatsreligion erhoben worden ist, bereits früher durch Festzüge, Trauerchöre und Klagelieder, wobei das Volk in fanatischer Inbrunst durch Zuruf und Gesang mittat. Es sind uns nun zahlreiche solcher Stücke bekanntgeworden, welche vom Verkauf des ägyptischen Joseph bis zum Jüngsten Gericht eine Menge religiöser Stoffe darstellen, mit größtem Fanatismus und zündender Lebhaftigkeit aber die Ali-Legende, die Bluttaten und Verfolgungen, durch welche seine unglückliche Familie vom Kalifat ausgeschlossen wurde. Ihr blutiger, fanatischer Charakter spiegelt treu und echt den mohammedanischen Geist ab, wie er in der breiten persischen Volksmasse lebt. Die Vorführung dieser Spiele leistet das Unglaublichste an Fanatismus: das Blut der Darsteller fließt wirklich in Strömen, und Geschrei, Gebrüll und wahnsinniges Toben der verzückten Frommen vereinigt sich zu einem Schauspiel, das über alle Kunst hinaus zu einem Schreckgemälde menschlichen Wahnsinns wird.

Zu den bezeichnenden religiösen Zügen des Persers, über dessen Fähigkeit zum Fanatismus uns das Vorstehende belehrt hat, gehört dessen sektiererischer Geist, gehört die echt persische Erscheinung des Sufismus mit seiner inbrünstigen Mystik und pantheistischen Verzückung, von der das Derwischwesen heutiger Tage freilich nur mehr ein abstoßendes Zerrbild darstellt; ist doch der Derwisch, d. i. „Bettler", welcher in der Abkehr von der Welt bei strengster Erfüllung der äußeren Satzungen des Islams das Lebensideal setzte, gegenwärtig kaum mehr als ein lästiger und widerlicher Landstreicher. Es gehört aber auch dazu ein Zug von religiöser Duldsamkeit, die man sonst im Herrschaftsbereich des Islams nicht leicht findet. Viel Aberglaube überschattet, wie überall im Orient, das religiöse Denken und die vernünftige Einsicht in den Hergang der Dinge.

Auch die militärischen Tugenden des Volkes, die ihm einst in den kriegerischen Epochen der Vergangenheit Ruhm und Erfolg gebracht haben, sind längst geschwunden. Das Waffentragen auch im Frieden, und ihr Gebrauch auf alle mögliche Weise, ist nicht mehr Sitte; die straffen Heere der Mogulherrscher mit ihren ehemals sehr zweckdienlichen Einrichtungen haben einem erschlafften militärischen Wesen Platz gemacht, und die unbarmherzige Konskription von einst (man kennt

vielleicht ihr berühmtes Beispiel: ein Greis liefert dem König drei Söhne, er bittet, den jüngsten vom Feldzug zu befreien, der König sendet ihm den Knaben in Stücken zerhauen zurück) ist einem üblen Söldlingsdienst gewichen, untüchtig, unverläßlich und ohne Ehrgeiz.

Am wenigsten ist vielleicht das private Leben in Persien gegenüber den Verhältnissen von ehedem verändert.

Die persischen Ehen werden früh geschlossen; man heiratet meist innerhalb des Stammes; Vielweiberei ist, wie überall im Bereich des Islams, an reicheren Besitz geknüpft. Ehen zwischen der Stadtbevölkerung und den Nomaden sind selten. Persien kennt keine Standes- oder Kastenunterschiede, der herrschende Despotismus der Großen mit ihrer Günstlingswirtschaft verwischt alle festen Rangunterschiede. Ebenso rasch und oft erfolgte und erfolgt hier noch der Sturz in die Tiefe, wie unerwartet der jähe Aufstieg in die Höhe. Auf Berufsbildung wird nirgends Wert gelegt, aber die Titelsucht ist groß. Der Titel Mirza („Schriftkundiger") wird den Prinzen aus der Kadscharendynastie beigelegt, das Beiwort Khan vom Schah verliehen oder ererbt, um aber, wenn Verarmung des Titelträgers erfolgt ist, freiwillig abgelegt zu werden. Auch religiöse Prädikate (Hadschi, Meschhedi, Kerbelai, Sejiden) sind sehr im Schwange. Das alles sind Züge einer ausgeprägten nationalen Eitelkeit, die sich mit anderen Schwächen: Unaufrichtigkeit, Habgier, Geiz, Kriecherei, zu einem wenig schmeichelhaften Charakterbild zusammenschließt, in dem freilich als einnehmende Tugenden auch großer Familiensinn, Gleichmut im Glück und Unglück, vorherrschende Mäßigkeit im Genuß zu rühmen sind.

b) Die Kurden.

Eine der interessantesten Völkerschaften Vorderasiens, die in der Hauptsache zum iranischen Völkerkreis zu ziehen ist, wenngleich ihre geographische Verbreitung und verschiedene kulturelle Merkmale sie vielleicht besser der eigentlich vorderasiatischen Bevölkerungsgruppe zurechnen lassen — politisch gehören sie zum größeren Teile zur asiatischen Türkei —, sind die hochaltertümlichen Kurden. Ihr Ursprung ist vielleicht noch dunkler als der der meisten Völkerschaften Vorderasiens. Sie werden gewöhnlich, aber irrtümlich, für die Nachkommen der alten arischen Bewohner Kurdistans, der Karduchen, auch Gordyäner genannt, gehalten, mit denen sich zersprengte flüchtige Nachbarvölker — die Gebirge sind ja immer Zufluchtswinkel zurückgedrängter Völkerelemente —

vermischt haben mögen. Ihre Sprache, der persischen verwandt, weist wenigstens die kurdische Grundbevölkerung in den iranischen Völkerkreis. Bei den Griechen heißen sie κύρτιοι. Von einem geographischen Begriff „Kurdistan“, als dem Lande der Kurden, kann nicht gesprochen werden, er mag aber als ethnographische Benennung die Landschaften bezeichnen, auf welchen die Kurden hausen und nomadisieren.

Nach A. Arakeljan, der viele Jahre seines Lebens unter den Kurden zugebracht hat, finden wir die persischen Kurden auf den westlichen Abhängen der Sagroskette, welche einst eine medische Provinz bildete. Auf den Ebenen Pokatschija wohnen gänzlich unabhängige Stämme. Kurden trifft man in neuerer Zeit auch in Luristan bis zum Persischen Meerbusen, ja selbst in Chorassan, wohin sie unter Schah Abbar I. (1600—1620) aus Armenien übersiedelten. Kurden bilden die Bevölkerung der gebirgigen Landschaft Kurdistan am oberen Euphrat und Tigris, und auch in Armenien, das ganz mit kurdischen Strecken durchsetzt ist, dringt das nomadisierende kurdische Element auf Kosten der armenischen Bauernbevölkerung mit der Gewalttätigkeit und Plünderungslust des echten Nomaden immer zahlreicher vor. Ihre Zahl kann nur schätzungsweise angegeben werden und schwankt zwischen einer Million und 2250000, wovon auf Türkisch-Asien 1,5 Million, auf Persien 750000 entfallen, doch scheint eher die höhere Zahl der Wahrheit näher zu kommen.

Die Kurden, welche noch nicht zur Bildung eines einheitlichen nationalen Bewußtseins vorgedrungen sind, teilen sich gegenwärtig in rund 100 Stämme, die sich oft genug untereinander befehden. Tausend bis viertausend Zelte zählen die verschiedenen Hauptstämme der persischen Kurden, von denen A. Arakeljan elf nennt, mit den Manguren (2000 Zelte), den Mamaschen (2800 Zelte), den Debokri (3000 Zelte) an der Spitze. Sie leben teils als echte kriegerische Wandernomaden (Assireten), teils als Halbseßhafte mit Wechsel zwischen Sommer- und Winterquartieren, in festen Siedlungen als gedrückte Landbauern (Guranen); immer aber haben sie im Laufe der Geschichte mit außerordentlicher Zähigkeit den Gesamtbesitz ihrer Wohnsitze behauptet. Übereinstimmend wird ihre kräftige körperliche Anlage, der wilde und trotzige Blick ihrer blauen oder grauen Augen, ihre Langlebigkeit hervorgehoben. H. Vambéry schildert den Kurden als meist von hagerer, schlanker Gestalt, mit einem Gesicht, welches den treuesten Typus der altmedisch-persischen Rasse an sich trage, ja, er sehe mit seinen länglichschmalen Zügen den durch die Denkmäler verewigten altpersischen Physiognomien in Persepolis,

Schapur und anderen Orten viel ähnlicher als den durch türkisch-arabische Rassenkreuzung ziemlich veränderten heutigen Iraniern.

Nach den sonst ziemlich stark auseinandergehenden Schilderungen ihrer körperlichen Eigenart in den verschiedenen Landschaften ihrer Verbreitung sind die Kurden wohl von ziemlich gemischter anthropologischer Herkunft, wiewohl im ganzen der iranische Typus vorwiegen dürfte. Man hat sie einerseits mit den Germanen verglichen und ihnen eine fast nordische Erscheinung zugeschrieben, andrerseits zeigen sie sich dem Afghanen verwandt. Nach v. Luschan dürften zwei ursprünglich verschiedene Völkerschaften als Kurden zusammengefaßt worden sein, da die westlichen Kurden Langschädel, die östlichen Kurzschädel besitzen. Arakeljan behauptet vollends, daß sie aus zahlreichen verschiedenen Völkern gemischt seien, aus Medern, Mongolen, Tataren, Armeniern, Türken und Arabern, — das Vorhandensein des armenischen Elementes sei unzweifelhaft; besonders von dem Hauptstamme der Manguren werden armenische Zusammenhänge durch eine Reihe ethnographischer Tatsachen erhärtet.

Die Wanderkurden haben nur im Winter feste Dörfer, während im Sommer Zeltlager auf wechselnden Weidegründen ihre Quartiere bilden. Zwischen Dorfsiedlungen und Städten ist die ansässige Bevölkerung aufgeteilt. Den Ethnologen fesseln die überaus einfachen Erdwohnungen der kurdischen Winterdörfer, wie sie schon von Xenophon geschildert worden sind. Ähnlich wie in den Erdwohnungen der Balkanhalbinsel geht bei den in die Berghänge gegrabenen Wohnungen ein Gang zu den Wohnräumen; der Herdraum ist zugleich Weibergelaß, dabei ist der Herd eigentlich nichts als eine urnenartig in den Boden vertiefte Feuergrube, „tandschur", über welcher der Kessel hängt; dahinter erstreckt sich ein Speicherraum und befindet sich die Zisterne.

Diese Wohnweise ist hauptsächlich durch die strenge Winterkälte und den völligen Holzmangel bedingt. Auch die Armenier haben solche unterirdische Wohnungen, die oft so tief in der Erde liegen, daß ihre Dächer sich nur wenig über dem Boden erheben. Im Gebirge tritt die aus Bruchsteinen aufgebaute Hütte, sonst auch das primitive Lehmhaus, auf; in der Regel nur einen Herdraum aufweisend, nur bei Wohlhabenden mehrräumig gestaltet. Den Herd mit seinen drei einfachen Steinsetzungen in der Mitte ersetzt wohl auch der türkische Kamin. Längs der Wand läuft eine erhöhte Schlafpritsche; mit Kissen, Filzdecken und Teppichen wird die Wohnlichkeit des Gelasses hergestellt. Noch

geringeren Wohnansprüchen genügen die Zeltdörfer mit niedrigen und flachen Stangenfilzzelten. Ihr Herdenreichtum besteht hauptsächlich in Schafen; Ziegen werden weit weniger gezüchtet, Pferde und Rinder nur zu Reitzwecken und als Lasttiere gehalten. Die Kurden der Hochebenen sind immer beritten. Die kurdische Nahrung besteht hauptsächlich aus Grützbrei, Reis und Milchspeisen; als Zukost und Würze sind Zwiebel und Rüben beliebt. Die Speisen werden auf großen hölzernen Schüsseln dargereicht. Fleisch gibt es nur bei Festlichkeiten.

Alle Arbeiten im Hause und Felde obliegen der Frau, während die Männer dem Waffenhandwerk, der Wartung ihrer Pferde, dem Diebstahl und Raub ergeben sind. Die Kleidung, fast durchaus vom Hausfleiß der Weiber hergestellt und landschaftlichen Abweichungen unterworfen, besteht bei den Männern aus den Untergewändern: Hemd und Beinkleid aus persischem Baumwollgewebe, und den Obergewändern: dem Ärmelwams aus bucharischem Zeug, dem Rock, der nach tatarischer Sitte lang oder auch kurz getragen wird, Schalgürtel und roten Pumphosen. Ein zuckerhutförmiger Filzhut oder die tatarische Lammfellmütze bedecken das Haupt. Auch arabische Entlehnungen sind zu bemerken. Die Weibertracht besteht im wesentlichen aus dem langen Hemd, einer Jacke mit weiten, hängenden Ärmeln, breiter, langer Schürze und Beinkleidern. Das in Zöpfen geflochtene Haar wird mit gesticktem Kopftuch bedeckt. Auch runde, kleine Mützen, mit Perlen besetzt, werden getragen. Münzenschmuck über der Stirne, Halsbänder aus Glasperlen, Ohrringe usw. fehlen selten; bemerkenswert ist das Vorkommen von Nasenringen.

Bei einem so kriegerischen und raublustigen Volk wie die Kurden ist die tüchtige Bewaffnung noch immer Hauptsache; wir finden den Streitkolben, der an der Spitze reich mit Metallringen verziert ist, den türkisch-persischen Krummsäbel, lange breite Dolche (Kandschar), die bekannten runden Schilde, die schon Xenophon von den Karduchen erwähnt, lange Bambuslanzen, mit einem Büschel schwarzer Roßhaare geziert, Karabiner, und bei dem Häuptling auch Pistolen als ein ganzes Waffenarsenal in ihren Händen.

Das Haupt der Kurdenfamilie ist der Vater; das Haupt der Sippe, der „aga" (eine persische Bezeichnung, die auch in Armenien dem Familienhaupt zukommt), übt patriarchalische Gewalt über die Seinen. Die Ehen, früh geschlossen, werden leicht gelöst; ein seltsames Auskunftsmittel, um die allzu rasch gelöste Ehe wieder zu knüpfen, ist die

Vermählung der Geschiedenen mit einem Krug, der nachher zerschlagen, die nunmehr zur Witwe gewordene Frau wieder zu neuerlicher Vermählung fähig macht. Die Stellung der Frau ist eine bessere, als die ihnen sonst im Orient gegönnt wird. Sie wird durch Brautkauf in die Ehe gebracht. An der Spitze der zahlreichen Stämme und Unterstämme stehen die Ältesten, deren Würde in ihrer Familie erbt.

Im Hause oder Zelte eines solchen Sippenhauptes versammeln sich jeden Tag die angesehensten Männer, setzen sich im Halbkreis auf die Teppiche und rauchen aus langen Pfeifen zur Unterhaltung. Der Häuptling hält eigentlich beständig offene Tafel, und alle Geschenke an Vieh oder Feldfrüchten, alle erpreßten Güter und der Raubgewinn fließen auf diesem Wege wieder an die Menge zurück. Kühner Diebstahl und Raub ist bei den Bergkurden Lebenswürze, bei deren Ausführung sie aber immerhin doch ritterlicher verfahren als die Tataren oder Turkmenen. Blutrache verbindet die Sippe, doch wird ihre schrankenlose Übung gelegentlich durch Erlegung eines Sühn- und Blutpreises, durch Dazwischenkunft eines Weibes oder die reumütige Ergebung in die Hände des Beleidigten aufgehoben.

Ganz ähnlich wie bei den Balkanvölkern, wo noch Blutrache herrscht, gebietet Brauch und Sitte, dem Mörder Vergebung zuteil werden zu lassen, wenn derselbe mit allen Sinnbildern und Gebärden der Unterwerfung, den Säbel in der Scheide über den Rücken hängend und mit dem Totenhemd in der Hand, an den Herd des Beleidigten oder des Häuptlings, auch des Priesters, flüchtet. Im Einklang mit solchen, die altvölkische Wildheit besiegenden Zügen im Charakter des Kurden ist auch die freiere Stellung des weiblichen Geschlechtes zu werten, die aber nichts mit Gleichstellung mit dem Mann zu tun hat. Die kurdische Frau ist von besonderer Betriebsamkeit, und ihre Geschicklichkeit im Weben, Wirken und Teppichknüpfen wird übereinstimmend gerühmt; so wenig wie sonst die Orientalin hat auch sie am Mahle der Männer teil, sondern nimmt samt den Kindern mit dem vorlieb, was diese übriglassen. Der Religion nach sind die Kurden eifrige Sunniten.

c) Die Afghanen.

Afghanistan ist eines der unzugänglichsten Länder. Im Westen und Süden ist es die Wüste, im Osten hohe Gebirgsumrandung, die hier ein wildgebirgiges Land isoliert und wirksam gegen die Völkerstürme aus Innerasien geschützt hat. Man hat es in seiner ausgeprägten Umwallung

und Unzugänglichkeit die nordöstliche Hochbastei des Orients genannt. Denn mit dem vorderen Orient gehört es trotzdem durch seine Bevölkerung und seine Lebensformen zusammen, wenn auch wegen seiner Isolierung in voller Rückständigkeit verharrend. Mit Recht hat Fr. Ratzel hervorgehoben, wie der landschaftliche Grundzug der scharf ausgesprochenen Felsenkämme, die vorzügliche Verteidigungslinien abgeben und weitbebaubare, nur durch die natürlichen Wasserabflüsse zugängliche Flächen einschließen, viel zur Gliederung des Volkes in provinzielle Massen beiträgt, worin zugleich Stärke und Schwäche des afghanischen Staatswesens liegt. Stammeskämpfe im großen, Sippenfehden im kleinen, bis zur Blutrache der Familien herab, charakterisieren die politischen und sozialen Zustände, welche bekanntlich den Engländern im benachbarten Indien viel zu schaffen machen.

Die Afghanen oder Paschtun mögen noch weniger reinen Blutes sein als die Perser. Ihre anthropologische Grundlage ist aber wohl sicher eine iranische, mit starkem turktatarischen Komponenten. Die eigentlichen Afghanen sind Viehzüchter und leben in Clangenossenschaften, deren Weidegründe wechseln und sich vielfach durchkreuzen; aber ein beträchtlicher Teil der Stämme treibt auch Handel, besonders Pferdehandel, mit Indien und stellt das Militär, dem mit seinen Reiterscharen noch immer Erfolge auch gegen überlegene Gegner beschieden waren. Zahlreiche Stämme von sehr ungleicher Kopfzahl setzen eine Bevölkerungsmasse von etwa 3 Millionen Köpfen zusammen. Als die menschenreichsten gelten die Durani, die Chugiani und die Ghilzai, die allein über die Hälfte der Gesamtzahl in sich fassen, während die kleineren Stämme außerordentlich zersplittert sind. Die Afghanen sind Sunniten, seitdem Sultan Baber (1494—1530) ausdrücklich den Bruch mit der persischen Schia zum Landes- und Volksgesetz gemacht hat.

Die staatliche Organisation war in allen Zeiten eine lockere und ist es bis auf den heutigen Tag geblieben. Die Macht des Emirs ist nur mit Waffengewalt zu stützen, und namentlich die Stämme im Osten beugen sich nur in Kriegszeiten unter seine Gewalt, ohne indessen eigne Oberhäupter zu besitzen. Die staatliche Zusammenfassung der Stämme, welche durch die persische Dynastie der Ghasnawiden am Ende des 10. Jahrhunderts erfolgte, sowie die späteren unablässigen Rivalenkämpfe zwischen Persien und Afghanistan brachten zugleich persische Kultur und Gesittungselemente ins Land, welche in voller Deutlichkeit bei der Million Tadschiks Afghanistans angetroffen werden. Die

fast ununterbrochenen Tataren- und Mongolenstürme, welche von 1150 bis 1495 ins Land hereinbrachen, haben ihrerseits neben deutlichen anthropologischen Auswirkungen auch in zahlreichen ethnographischen Besonderheiten Ausdruck gefunden, wenngleich unsere erst recht unvollständige Kenntnis der Bevölkerungsverhältnisse eine kulturelle Analyse noch sehr erschwert (Taf. 5, Abb. 4). Es scheint hier auch in mannigfachen Übergängen kultureller Anschluß an die altertümliche und höchst eigenartige Bevölkerung des Pamir und Hindukusch zu bestehen, wovon später noch zu reden sein wird.

So weit in Afghanistan feste Siedlungen existieren, zeigen sie stärksten persischen Einfluß. Die größeren Städte auf den Hochebenen, am Fuße hoher Gebirge, von Zitadellen überragt, sind durchweg von Mauern umwallt, wie auch sonst die größeren Ortschaften. Sie gleichen einander sehr in Anlage und Bauweise; die Häuser mit Flachdächern aus Balkenlagen und Lehmschlag, in der Stadt stockhoch, mit vorgebauten oberen Stockwerken. Die Inneneinrichtung und Einteilung der Häuser geht durchweg auf persische Vorbilder zurück; persisch ist auch der Küchenhausrat und die Art zu servieren und zu speisen. Die Beheizung geschieht durch das Glühbecken und den in allen Gebieten persischen Einflusses anzutreffenden Tandschur: über das Kohlenbecken wird ein Holztischchen gestellt, das Ganze mit Kotzen bedeckt, und die ganze Familie sitzt und schläft im Schutze dieser primitiven Wärmevorrichtung. Gartenbau und Felderberieselung (mit Zuflußkanälen und Schöpfrädern) werden ebenfalls ganz nach persischer Art bewerkstelligt.

Auch in der Ernährung waltet die persische Lebenssitte vor, welcher einige mongolische Gewohnheiten beigemischt zu sein scheinen. Man lebt hauptsächlich von Fladenbrot, Topfen, saurer Milch und Buttermilch, dieser echten Nomadenspeise, Gemüsen und Obstsorten. Fleisch wird, außer in den Städten, nur verzehrt, wenn Viehkrankheiten zum Schlagen der Herdentiere zwingen. Fischerei wird in ähnlicher Art und mit den gleichen Behelfen wie im Industal und Pandschab betrieben.

Die Kleidung der Männer besteht in einem weiten Hemd, das über weitgeschnittenen Hosen getragen wird, nebst ärmellosem Rock, Halsschal, Fes und Pantoffelschuhen. Es fehlt nicht der Ledergürtel mit Waffen. Die weibliche Kleidung verhüllt ähnlich dem persischen Straßengewand die ganze Gestalt und läßt nur einen schmalen Augenschlitz frei, ein Beweis der unfreien Stellung der Weiber, die in den Städten ja auch durchweg in die Weibergemächer um den inneren Hof verwiesen sind.

Die Ehe fußt gänzlich auf dem Brautkauf, und der Bräutigam sieht

seine Braut gewöhnlich erst bei der Eheschließung. Nach den üblichen Verhandlungen wird die Braut unter Musik und vieler Schießerei in einer Sänfte zum Hause des Bräutigams gebracht, der sie zu Pferde mit seinen Genossen begleitet. Dürftiger ist der Hochzeitszug bei Ärmeren, wo dem voranschreitenden Bräutigam die Braut mit ihren Kleidern, begleitet von den Freunden, folgt. Bei anderen Stämmen ist es Sitte, daß die Ehe erst nach der Geburt des ersten Kindes geschlossen wird. Die Begräbnisfeierlichkeiten sind mohammedanisch, nicht ohne abergläubisches Beiwerk und Mithilfe schamanenhaft anmutender Priesterlichkeit.

Bei manchen noch in unberührterer Roheit verbliebenen Stämmen, wie den Jidrani, zeigt das überlieferte Festwesen noch altertümliche Züge: so kommen dort ekstatische Schwert- und Messertänze, die in Zweikampf mit kleinem Parierschild am Arm ausgeführt werden, vor; ferner Vegetationsfeste mit Pferderennen und Wettringen im Frühjahr; männliche und weibliche Puppen, Dämonen darstellend, deuten hierbei auf zauberischen Hintergrund hin. In gewissen Kinderspielen scheinen Reste sonst längst verschwundener Waffenformen vorzuliegen, so wenn die Kinder mancher Stämme mit langen Bambusrohren und Lehmkugeln nach Vögeln schießen oder Pfeile mit Schnüren werfen. In solcher Art würde eine volkskundliche Durchforschung des Gebietes — wie überhaupt im Orient — gewiß eine große Reihe merkwürdiger Überbleibsel und altertümlicher Erbstücke unter der Deckschicht persischer Kulturmittel und Beeinflussungen zutage fördern, womit in manchen Stücken der Anschluß an die hochaltertümlichen Zustände der Pamirwelt an den Tag treten würde.

d) Die Belutschen.

Gleich den Afghanen bewohnen die Belutschen ein ungünstiges und abgeschlossenes Bergland mit verkarsteten schroffen Gebirgen und wüsten Hochtälern, wasserarm, ja vielfach wasserlos. Nur in den niederen Tälern gedeihen Fruchtbäume; Feigen, Mandeln, Oliven kommen fort und Wälder von Pistazien überziehen manchenorts die Berghänge. Der Süden ist trocken, heiß, wüstenhaft und höherer menschlicher Kultur durchaus feindlich. Das Klima ist bis auf den dürren und heißen Süden weniger unvermittelt als in Persien, wozu die Annäherung an das indische Monsunklima verhilft.

Dies ungesegnete Land ist seit jeher Heimat und Schlupfwinkel einer Bevölkerung, die in lockerer, patriarchalisch geordneter Sippenverfassung,

unruhig und nomadisch, eigentlich immer mehr von Raub und Überfall der Nachbarn als von eigner Wirtschaft gelebt hat. Mit ihren beweglichen Reiterscharen sind sie allezeit eine wahre Landplage der benachbarten persischen Provinz Kirman gewesen. Ihre Waffenausrüstung mit Schwert, Flinte, Messer, Kugeltasche und Schild ist reichlicher, wie oft hervorgehoben wird, als die Kleidung, die nur aus Mütze oder Käppchen, Hüftentuch und Grassandalen besteht, aber daneben auch einer vollständigeren Tracht Platz läßt, welche sich aus rot gesticktem Hemd und ebensolchen Hosen nebst wollener Umschlagdecke und großem Turban zusammensetzt.

Die Siedlungen sind sehr wenig zahlreich und meist sehr klein, am meisten liegen sie, oasengleich in der Wüste verteilt, im Süden und Westen des Landes. Die Häuser ihrer Dörfer haben Lehm- oder Steinmauern, auf welche die transportabeln Dächer gestellt werden, die sie auf ihren Wanderungen mitnehmen. Auch von Wohnungen in Höhlen wird berichtet. Die einzelnen Sippen ihrer nomadischen Hirtenstämme sind Blutracheverbände. Sie haben, wie die Marris, gemeinsamen Landbesitz. Heirat in der Sippe herrscht vor, um die Arbeitskraft und den Brautpreis der Familie zu erhalten. Zwischen verbündeten Sippen wird auch Konnubium gewährt, doch ist, wie bei allen auf Ausbreitung bedachten Hirtenstämmen nicht selten, die Sorge der Sippen vor allem auf zahlreiche und genügende Nachkommenschaft gerichtet. Politisch ist Belutschistan an Britisch-Indien angegliedert und von demselben durchaus abhängig. Den Ethnographen fesselt von den Arbeitszweigen der Bevölkerung vielleicht am meisten die heimische Teppicherzeugung, deren Produkte sich durch ihre düstere und verschwommene Färbung bei schönem Seidenglanz auszeichnen, sowie ihre Stickereien, die auf Ausschmückung der einzelnen Trachtenstücke auf dem Wege des weiblichen Hausfleißes verwendet werden.

2. Die semitischen Völker.

Geographisch-geschichtlicher Überblick.

Die geographischen Grundlagen des semitischen Völkerkreises, dieser größten geschichtlichen und ethnographischen Erscheinung Vorderasiens, sind sowohl nach ihren Grenzen wie nach ihrem Wesen von der Natur mit größter Deutlichkeit und Schärfe dargeboten. Das weite Gebiet im Süden Vorderasiens, das wüstenhafte Tafelland Arabiens mit dem vorgelagerten Kulturland in Syrien und dem Zweistromland, sind die

Schauplätze der semitischen Völkerentwicklung und zugleich der Urgrund ihrer besonderen Eigenart. Allerdings weiß die Geschichte auf diesem vielbewegten Boden Vorderasiens am allerwenigsten vom Beharren der Völkermassen auf ihrem ursprünglichen Boden zu berichten, und auch die kulturellen und seelischen Auswirkungen der Völkerschauplätze werden durchkreuzt von den tiefgreifenden Einflüssen der Völkerberührung: immerhin aber sind die Lebensbedingungen der semitischen Welt von der Natur scharf vorgezeichnet, und sie weisen — trotz des unablässigen Ringens semitischer Stämme nach dem Kulturland — nach der Steppe und der Wüste, wo Leib und Seele der Semiten ihre entscheidende Prägung und bleibende Festlegung erfahren haben.

Vor allem gilt es, den geographischen Charakter der weiten Landschaften, in welchen sie ursprünglich zu Hause sind, und auch derjenigen, in denen sie später erobernd sich verbreitet haben, richtig zu erfassen. Wie die Wüste und Steppe Arabiens, dieses Kernlandes des Semitentums, nicht überall bloß Wüste ist, sondern weite und engere Gebiete kulturfähiger Ländereien umschließt, besonders im Zentrum und im Südwesten, wo in Oasen Palmenpflanzungen, Rinderzucht und Ackerbau möglich werden, so ist auch das semitische Kulturgebiet in Syrien-Palästina und in Mesopotamien keine geschlossene, fruchtbar lachende Landschaft, sondern wieder nur Wechsel zwischen Wüste, Bergeinöde und vergleichsweise schmalen fruchtbaren Ufersäumen oder quellenreichen Tälern und Weidelandschaften.

Die entscheidenden Lebensformen der semitischen Völker haben sich an diesem überall vorhandenen Gegensatz zwischen Wüste und Kulturland entwickelt, der auch im allgemeinen trotz tausendjährigen Eingreifens des Menschen sich nach seinem Grundcharakter nicht wesentlich verändert hat. Freilich ist infolge der ungeheuren Kulturausnutzung und der kriegerischen Verwüstungen die Grenze von Wüste und Kulturland mehr und mehr zu ungunsten des letzteren verschoben worden. Das Altertum wußte durch künstliche Bewässerungsanlagen und Bändigung der Nomaden zahlreiche Gebiete Mesopotamiens, Syriens und Palästinas für Kultur und seßhaftes Leben zu gewinnen, die heute wüst und menschenleer liegen. Aber blühende Kulturlandschaften wie in Europa oder in Indien, über die der Wechsel der Zeit keine Macht zu haben scheint, darf man in den semitischen Ländern zu keiner Zeit suchen. Hier herrscht überall das Gesetz des jähen Wechsels in Raum und Zeit und demgemäß der schroffe Gegensatz in der Lebensführung dicht benachbarter Gebiete.

Der geographische Länderumkreis, auf welchem sich die ethnographische Entwicklung des Semitentums in Vorderasien abspielt, umfaßt Arabien und die syrisch-mesopotamische Wüste, weiter die verhältnismäßig schmalen kulturfähigen Landschaften, die diesen vorgelagert sind, das syrisch-palästinensische Hochland längs der Mittelmeerküste, Nordsyrien, das obere Euphrat- und Tigrisgebiet, und vor allem bedeutungsvoll das Tiefland am unteren Laufe der Zwillingsströme mit seiner höchstgesteigerten Fruchtbarkeit, welche die hohe mesopotamische Kultur ins Leben rufen konnte. Auf diesem großen Völker- und Kulturschauplatz begibt sich in den sechs bis sieben Jahrtausenden, die wir zu überschauen vermögen, eine ungeheuer wechselvolle Bewegung des Semitentums.

Während die eigentlichen Wüstenstämme bis auf Mohammed in fast vorgeschichtlicher Beständigkeit und Urwüchsigkeit verharren, vollzieht sich schon in frühester Vorzeit im geographischen und geschichtlichen Schwerpunkt der semitischen Welt, der babylonischen Tiefebene, der Aufstieg zu hoher Kultur, die von hier nach allen Richtungen ausstrahlt und alle Nachbarländer lockt, nach diesem kostbaren Besitz zu streben. So drängen auch die semitischen Wüstenanwohner vom Süden Welle um Welle nordwärts, und das ununterbrochene Ringen mit den Stämmen der nördlichen Gebirge um den Besitz der dazwischen liegenden Kulturlande füllt diesen ältesten Abschnitt in der Geschichte des Semitentums völlig aus. Hieran schließt sich als Ergebnis einer zweiten großen semitischen Wanderung, der kanaanäischen, die von Mesopotamien wie von Ägypten gleichmäßig beeinflußte Entwicklung des Semitentums in Syrien und Palästina, die in der Ausbildung des jüdischen Volkes und Staates gipfelt, und als eine weitere ethnographische Schöpfung dieser Rasse das Phöniziertum mit seiner meerbeherrschenden Macht.

Im 15. Jahrhundert beginnt eine neue Einwanderung in wiederholten Vorstößen sich nordwärts auszubreiten: die Aramäer überschichten Syrien und erobern Mesopotamien, wo ihre Sprache allmählich zur herrschenden wird; ein anderer Zweig, die Chaldäer, wenden sich nach dem Reiche von Babel und unterwerfen in der Folge ganz Assyrien und Babylonien, nicht ohne eigne Kulturschöpfungen auf dem reichen Erbe der mesopotamischen Überlieferungen aufzubauen. Dieser mehr als dreitausendjährigen vielfachen Entfaltung und Ausbreitung der semitischen Völkerfamilie wurde vom Ariertum Vorderasiens, der persischen Weltmacht, wie später vom Hellenismus und Römertum politisch ein jähes und vollständiges Ziel gesetzt. Durch

Jahrhunderte erfolgt nun eine Rückstauung und ethnographische Umbildung des Semitentums durch die anderen hochgekommenen Völker- und Kulturelemente Vorderasiens, bis die Stiftung des Islams durch Mohammed im 6. nachchristlichen Jahrhundert die Wüstenstämme wieder zu neuen, weltgeschichtlichen Taten aufruft und die Begründung des arabischen Weltreiches durch Omar erfolgt, abermals auf dem fruchtbaren Boden, der einst die Kulturblüte Sinears getragen hatte.

Als die Urheimat der Semiten wird heute ziemlich übereinstimmend Arabien angesehen. Beweisend hierfür ist neben den inneren Zeugnissen, die in ihrem Charakter und ihrer geistigen Veranlagung liegen und die, gleich ihrer Leiblichkeit, auf die Lebensbedingungen eines Wüstenvolkes hindeuten, vor allem die Sprache. Unter allen semitischen Idiomen, die übrigens einander viel näher stehen als etwa die indogermanischen Sprachen, repräsentiert das Arabische bekanntlich den semitischen Sprachtypus in Lautbestand, Grammatik und Wortschatz am reinsten und altertümlichsten, demgegenüber die Sprachen der Kultursemiten, vor allem der geschichtlich älteste semitische Dialekt, das Babylonisch-Akkadische, starke Zersetzung und Umbildung zeigen, wie im gleichen das Phönizische und Aramäische, während wieder das Hebräische eine ältere Lautstufe darstellt. Es scheint hierin bei den Kultursemiten deutlich die Wirkung des lebhafteren Verkehrs und der geschichtlichen, mit rascherem Wechsel und Fluß aller Dinge einhergehenden Lebensform vorzuliegen, während die Abgeschiedenheit und das ungeschichtliche Dasein den Wüstenstämmen mit anderen altertümlichen Lebensformen auch die ältere Sprachform bewahren half.

Die semitische Sprachfamilie wird nach der landläufigen Einteilung in einen südlichen und nördlichen Ast geschieden. Der erstere wird durch die verschiedenen arabischen Dialekte: das Südarabische, wovon das Sabäische die ältere Form darstellt, samt dem Äthiopischen und das Nordarabische gebildet, der nördlichen Gruppe gehören die meist nur geschichtlichen Sprachen (das Babylonische, Assyrische, Aramäische, Phönizische und Hebräische) samt ihren Resten in der Gegenwart an. Diese Einteilung beruht lediglich auf geographischer Grundlage, ohne einen Stammbaum dieser Sprachen darzustellen. Aber indem es an Übergängen zwischen ihnen allen nicht fehlt und je weiter nördlich die Selbständigkeit der Dialekte wächst, besonders gilt dies vom Babylonisch-Assyrischen, schimmert durch jene Sprachengruppierung doch wohl auch die geschichtliche Grundtatsache hindurch, daß alle seßhaften semitischen

Kulturvölker als sich geschichtlich folgende Abspaltungen oder Ablagerungen des gemeinsamen semitischen Volkskerns aus den Wüstengebieten Arabiens zu gelten haben.

Es ist von allgemein ethnologischer Bedeutung und kann vielleicht auch auf die Ausbreitung des indogermanischen Urvolkes in gewissem Sinne Licht werfen, hier teilweise in geschichtlicher Beleuchtung zu beobachten, wie dies Ausziehen der Wüstenstämme und ihr Andrängen gegen das Kulturland sich durch die längsten Zeiträume in sehr verschiedener Art vollzieht: zum großen Teile in langsam vordringender Entwicklung, von der die Geschichte keine ausdrückliche Notiz nimmt, weil sie sich in lauter unscheinbaren Einzelvorgängen des Nomadismus abspielt, mitunter aber in Form gewaltiger, rasch flutender Volkszüge, deren Gedächtnis in sagenhaften Überlieferungen des alten Orients fortdämmert: wie die Amoriter, später die Aramäer und Hebräer, die Nabatäer, und zuletzt die fanatisierten Bekenner des Islams nach Mohammed solche gewaltige Flutwellen aus der Wüste darstellen. Auch nach Afrika hinüber ist die Ausbreitung südarabischer Stämme erfolgt: ihre Festsetzung auf dem abessynischen Hochland, wohin auch ihre Sprache in stärkerer Umbildung mitfolgt, ist nur ein weiterer Beweis der arabischen Ausdehnungskraft.

Trotzdem in solcher Art die Zweige der semitischen Völkerfamilie sich im Zeitraume von Jahrtausenden entfalteten und ihre Kulturgestalt von echt nomadischer Beduinenexistenz bis zur Hochblüte der Kalifenkultur schwankt, tritt uns alles semitische Völkerwesen doch weitaus geschlossener und in sich verwandter entgegen als die indogermanische Völkerfamilie. Anthropologisch, sprachlich und nach der geistigen Veranlagung, geht der einheitliche semitische Typus durch alle diese Bildungen hindurch, wenn er auch — namentlich bei den seßhaft gewordenen Gruppen — durch kleinasiatisch-armenische und iranische Elemente mancherlei Trübungen und Abweichungen erfahren hat. Allerdings wird die anthropologische Beurteilung der semitischen Rasse mit dem Fortschritt der Untersuchungen, die übrigens auch in bezug auf das geschichtliche Material erst in den Anfängen stehen, neuerdings etwas unsicherer. So meint man, die in der Gegenwart bestehenden Rassengegensätze unter der Bevölkerung Innerarabiens, wo ein negerhafter Typus deutlich neben einem hellen, schlichthaarigen und hochgewachsenen angetroffen wird, schon in vorislamitischer Zeit unterscheiden zu können; so glaubt von Luschan den Typus der stark kurzköpfigen Rasse Kleinasiens

und Armeniens auch in den Assyrern und den heutigen Juden zu erkennen und diese von dem feineren Typ der rein semitischen Araber und Babylonier unterscheiden zu sollen.

Die Denkmäler liefern bekanntlich wichtige Beiträge für die Kenntnis der physischen Eigenart der nomadischen Stämme, der Semiten Babyloniens usw., wobei besonders die verschiedenen charakteristischen Bart- und Haartrachten eine Rolle spielen. Indessen sind die stärksten Bezüge der semitischen Völker untereinander auch auf dem physischen Boden trotz aller Unterschiede von niemand ernstlich bestritten. Diese Rasse war auch stark und ausgesprochen genug, um in ihren nördlichen Gliedern die Aufnahme mongolischen Rassenblutes während des Mittelalters und in späteren Zeiten infolge der mongolischen und türkischen Eroberungen ohne stärkere Beeinflussung zu vertragen, wie auch im Süden infolge der massenhaften Einführung von Negersklaven viel Negerblut aufgenommen worden ist, ohne daß es irgendwie zur Entstehung einer Mischrasse gekommen wäre.

Dieser Einheitlichkeit des physischen Wesens steht gleichwertig und mit gleicher Zähigkeit die gesamte geistige Eigenart der Semiten in Denkweise, Religionen und sozialen Einrichtungen zur Seite. Noch lange wirken die ursprünglichen Triebe und Geistesbedingungen des nomadischen Stammeslebens auch auf die Kulturgestalt der Seßhaften und in staatlicher Ordnung lebenden Stammesgenossen ein, so daß jene innere Gleichartigkeit sich ausbilden konnte, durch die alles semitische Wesen sich auszeichnet. In erster Linie hängt dies mit der stark ausgeprägten Form der Religiosität zusammen, von der sich der semitische Volksgeist überall und allezeit beherrscht zeigt. Ohne im Seelen- oder Ahnenkult (wie bei den Indogermanen) und in einem lebhafter entwickelten Unsterblichkeitsgedanken (wie bei den Ägyptern) eine Stütze zu finden, wurzelt die semitische Religionsentwicklung im Stammesbewußtsein und der äußerst entwickelte Kult in der Vorstellung, durch Opferritual und Magie des Schutzes der Überirdischen teilhaftig zu werden. Irgendeine Verinnerlichung der religiösen Empfindung ist dem Semitentum im allgemeinen durchaus fremd; in den Stammesgöttern und ihrer Stufenleiter bis hinauf zum monotheistisch gedachten Weltenschöpfer ist eigentlich nur eine Abspiegelung der irdischen Despotien zu erblicken. Folgerichtig und nüchtern bis zur Grausamkeit ist diese semitische Religiosität, der Ausschließlichkeit ihrer Göttergestalten entspricht, die Intoleranz und Verfolgungssucht ihrer Bekenner. Die

Verwüstung und Vertilgung ganzer Städte und Landschaften, im Namen der Götter und zu ihrer Ehre von den Eroberern mit unerbittlicher Grausamkeit durchgeführt, ist ein echt semitischer Zug, der im Alten Testament wie in der babylonisch-assyrischen Geschichte und später in den Eroberungskriegen des Islams gleichmäßig wiederkehrt. Überraschend urwüchsige Züge und Vorstellungen des nomadischen Semitentums zeigen sich auch noch im Kult der Kulturmittelpunkte, und die Kaaba von Mekka, ein göttlich verehrter Stein, bestätigt dies noch für spätere Zeiten. Auch die sakrale Weihe, von der das Geschlechtsleben und der Geschlechtsakt in der semitischen Vorstellung umgeben sind, ist bis in die höchsten Kulturentwicklungen hinauf charakteristisch; die Beschneidung, die religiöse Prostitution, der Kult der großen Liebesgöttinnen mit ihren charakteristischen Bildnissen, die von Elam bis Zypern verbreitet sind, gehören hierher.

Ein zweiter Grundzug semitischen Geistes ist sein auffälliger Mangel an künstlerischer Begabung. Die Grundlegung der allerdings bedeutenden babylonisch-assyrischen Kunstentfaltung ist ja doch mit Sicherheit auf die nichtsemitischen Sumerer zurückzuführen; und allzu rasch erschöpfte sich dieselbe in endloser Wiederholung derselben Formen. Auch bei den palästinensischen und syrischen Semiten hat es eigentliche Kunsttätigkeit von jeher sehr wenig gegeben: die Architektur hat in allen Zeiträumen ihre wertvollsten Anregungen dem Auslande zu verdanken gehabt: hettitisch-assyrische Vorbilder und phönizische Baumeister haben das meiste dazu getan. Die islamitische Kunst freilich, die später in Mesopotamien und Ägypten erblühte, hat trotz Behinderung durch das religiöse Bilderverbot, als Erbin der spätantiken und hellenistischen Kunst, bereichert durch persische Gestaltungskraft, Eigenartiges in großem Stile hervorgebracht. Aber dies vielseitige und fesselnde Kunstschaffen hat mit dem eigentlichen semitischen Wesen und Geist nichts mehr zu tun und kann nicht als Zeugnis dafür in Rechnung gestellt werden.

Auch in den anderen Künsten versagt dasselbe fast völlig; in der Dichtkunst sind die höheren Formen, wie Epos und Drama, kaum in Ansätzen vorhanden.

Die semitische Poesie ist auf Rhetorik und Schärfe des Ausdrucks gestellt; Phantasiefülle und Natursinn sind ihr versagt. Abstraktes Denken und Witz, Intoleranz, Profitgier und Mangel an Idealität und Gemüt sind Stärke und Schwäche semitischer Veranlagung. In sozialer Hinsicht ist das stärkste Gebundensein des Individuums durch die soziale

Gruppe semitischer Grundzug; von individualistischer Entwicklung und Freiheit, wie bei Griechen oder Indern, ist hier nirgends die Rede. Den semitischen Stamm und alle Gruppen in ihm hält die Idee der Blutsgemeinschaft mit strengstem Zwang zusammen: ihr Gesetz ist die Blutrache. Jeder Blutsverband gilt als Nachkomme eines Ahnen, dessen Namen den Verband als Ganzes bezeichnet. In die Stammesregeln ist jeder einzelne ohne Entrinnen verstrickt, und sie sind sowohl bei den nomadischen Beduinen, wie bei den Seßhaften, den Bewohnern der Städte, dank der juristischen Veranlagung des semitischen Geistes, aufs äußerste ausgebildet und streng kodifiziert. Schon um 2000 v. Chr. datiert die Gesetzessammlung Hammurabis, und sie ist einerseits nur die Schlußfassung einer langen Reihe ähnlicher Rechtssysteme, andrerseits der Ausgangspunkt für die unübersehbare juristische Produktion des semitischen Geistes in der weltlichen und religiösen Rechtssphäre.

Die Kulturformen der semitischen Bevölkerungen sind geteilt zwischen dem Nomadismus von Herdenbesitzern und der Seßhaftigkeit von Ackerbauern, die bis zu ausgeprägter und vorwaltender Stadtsiedlung in Mesopotamien, Syrien und Palästina fortgeschritten ist. Beide typische Bevölkerungsteile stehen in fortdauernder Beziehung zueinander, die meist feindseliger Art ist, aber doch nach beiden Seiten ständige Beeinflussungen schafft.

So sehr der semitische Beduine die Seßhaftigkeit haßt und den Kulturreichtum der Städte zunächst nicht anders als plündernd zu nutzen weiß, ebensooft hat es sich ereignet, daß die nomadischen Stämme, durch Brunnen, Zisternen und Fruchtbarkeit spendende Wasserläufe verlockt, in dauernden Zeltdörfern sich niederlassen und endlich zu festerer Siedlung und städtischer Organisation übergehen. Solches Halbnomadentum tritt überall in den Grenzgebieten zwischen den Kulturoasen und den Wüstenzonen auf, so daß sich die Grenzen zwischen Kultur- und Primitivleben fortwährend verschieben. Die unablässige Bewegung, in der sich das Semitentum durch Jahrtausende befunden hat, löst sich, abgesehen von den großen kriegerischen Invasionen und Völkervorstößen, in eine endlose Folge solcher Übergangs- und Umbildungsprozesse, von Stammesbildung und Stammestrennung durch Abwanderung, Zuströmen, Teilung, Gründung neuer Dauersiedlungen, frisches Auftreten unverbrauchter und ungebändigter Elemente auf. Der Zug aus der Wüste zur Stadt, aus der entbehrungsreichen Freiheit des Beduinentums zu den Schwelgereien des Despotismus in

bildergeschmückten Palästen ist der Grundhang in der Entwicklung des Semitentums durch Jahrtausende gewesen und geblieben. Es hieße daher den Kern und die Eigenart des semitischen Wesens gar sehr verkennen, wenn man es nur beim Wüstensohn und seinen rauhen Daseinsformen aufsuchen wollte; aber nicht minder gehen diejenigen irre, welche — wie dies von geschichtlicher Seite gern geschieht — den Blick hauptsächlich auf die höchsten Kulturerrungenschaften des Semitentums richten und hier den Maßstab für seine Würdigung in Händen zu halten glauben. Je eindringender die Völkerkunde sich mit beiden Ausdrucksformen desselben Volksgeistes befaßt, um so mächtiger und unbestreitbarer erwächst ihr der Eindruck von der tiefgründigen Einheitlichkeit und Verwandtschaft alles Semitentums, und um so klarer wird die Erkenntnis, daß die von Jahrtausenden vorgeschichtlichen Wüstendaseins geprägte Leiblichkeit und Seelenart auch in der Verkleidung und Verhüllung orientalischer Hochkultur unbesiegbar mit allen ihren Zügen zum Vorschein kommt.

Aber mit diesem Hang zu höheren Kulturformen und günstigeren Lebenslagen hält bei den Semiten das schöpferische Vermögen positiver und höherer Kulturleistungen nicht gleichen Schritt.

Aufs Ganze gesehen, ist es in allen Zeitabschnitten für die semitischen Völker charakteristisch, daß sie überall sich in fremde Kulturen hineinsetzen und dieselben zu ihrem Gebrauche zurichten. Eigner höherer Kultur von Haus aus überall bar, haben sich die eingewanderten Bevölkerungsmassen semitischer Rasse in allen Gebieten ihrer Festsetzung der vorgefundenen und ihnen von allen Seiten zugebrachten Lebens- und Kulturgüter — der Hausformen, der Einrichtungsart, der Erzeugnisse des Kunsthandwerks, der Kunstformen, aller Luxussachen, des Kleidungs- und Schmuckwesens — und so auch der geistigen Besitztümer und Vorstellungen ihrer neuen Umgebung bemächtigt und sich in sie mit gewissen Um- und Weiterbildungen hineingefunden, als wäre es ihre eigenste und natürliche Umwelt. So geschah dies mit der sumerischen Kultur in Sinear, so in Kanaan mit der babylonischen und ägyptischen, so haben die Israeliten und Syrer wieder die kanaanäische Lebenskultur sich zu eigen gemacht, und genau so verfuhren später die Araber mit der persisch-hellenistisch-syrischen Kultur. In einer ethnologischen Charakteristik dieser Völkerfamilie darf auch dieser bezeichnende Zug nicht fehlen; ruht er doch in letztem Grunde, ebensowohl wie die vorhin erwähnten Charakterzüge der Semiten, auf ihrer dauerhaften Rassenprägung, für welche in erster Linie ihre Naturumgebung verantwortlich ist.

a) Die nordsemitischen Geschichtsvölker.

α) Mesopotamien.

Der ursprünglich semitische Teil Vorderasiens wird heute zum allergrößten Teil von einer arabischen oder doch arabisierten Bevölkerung bewohnt, die nur in wenigen kulturellen Zügen mit den alten berühmten, weltgeschichtlichen Kulturen zusammenhängt, die sich im Laufe von Jahrtausenden auf diesem Boden entwickelt und einander abgelöst haben. Dem Bilde der ethnographischen Gegenwart muß aber gleichwohl eine Skizze jener ruhmvollen Vergangenheit vorausgeschickt werden: nicht nur ruht die weltgeschichtliche Bedeutung des Semitentums überhaupt und in erster Linie auf den Taten und Hervorbringungen dieser ältesten Kulturvölker, sondern dieselben stehen zu allen Zeiten und bis in ferne Zeitalter und Gebiete in einem so breiten Strom geschichtlichen Lebens und geschichtlicher Wechselwirkung, daß die ganze Völker- und Kulturgeschichte des alten Orients und sogar Europas ohne ihre Kenntnis nicht verstanden und dargestellt werden kann.

Die große geschichtliche Landschaft Mesopotamiens, deren gegenwärtiger Kulturzustand wie nicht leicht irgendein Land mit seiner ruhmvollen Vergangenheit verglichen das traurigste Bild des Verfalls und der Verkommenheit entrollt, hat vermöge des Alters und der überragenden Bedeutung der auf ihrem Boden entwickelten Kultur den ersten Anspruch, bei der Würdigung des historischen Semitentums genannt zu werden. Allerdings erscheinen die ältesten Kultursemiten Babyloniens, die Akkadu im Lande Akkad, dem Norden des Landes, hier nicht als die eigentlichen und ältesten Kulturschöpfer. Dies sind vielmehr die Sumerer im Süden, im Lande Sumer, ein nichtsemitischer Urstamm von unsicherer ethnographischer Stellung. Von ihnen ist zweifellos die altbabylonische Kultur in allem wesentlichen geschaffen worden, vor allem die Schrift, die älteste Religion und Götterwelt, die staatlichen Einrichtungen, die früheste Kunstentwicklung. Die Anfänge der Kultur reichen in Südbabylonien unzweifelhaft bis ins fünfte vorchristliche Jahrtausend hinauf, und bis ins dritte Jahrtausend hat die sumerische Nation ihre eigenartige Kultur fortschreitend ausgestaltet. Um diese Zeit, vielleicht auch schon früher, beginnt im Norden die selbständige Kulturentwicklung der Semiten von Akkad. Sie bilden die sumerische Schrift

weiter aus, sie vervollkommnen die künstlerischen Ansätze in Skulptur und Baukunst, zeigen eigentümliche Bart- und Haartracht, gebrauchen zum Teil andere Waffen, wie den Bogen, und kämpfen in aufgelöster Schlachtordnung, während den Sumerern die geschlossene Phalanx eigentümlich ist. Auch in der Staatsorganisation und der Götterwelt zeigen sie vieles Eigne. Um 1960 v. Chr. begründete der berühmte Hammurabi als Vertreter des durch Zuzug aus dem Süden immer wieder verstärkten semitischen Elementes, die semitische Vormacht in Vorderasien durch Vereinigung aller Kleinstaaten Mesopotamiens zu einem Großbabylon. Bei dieser Gestalt müssen wir einen Augenblick verweilen, denn sie ist auch dem Ethnographen ehrwürdig durch ihre bedeutungsvollste Schöpfung, das bekannte Gesetzbuch Hammurabis, das auf einem über 2 m hohen Dioritblock überliefert ist, der gleich anderen altbabylonischen Denkmälern von elamitischen Plünderern nach Susa verschleppt worden ist. Es zeigt im Relief den die Gesetze spendenden Sonnengott und den sie empfangenden König und enthält in 44 Zeilen eine Art corpus juris, die babylonischen Landgesetze über Rechtsverfahren, Eigentumsschutz, Amtsrechte und Amtspflichten, Feldbau und Viehzucht, Handel und Kreditwesen, Schiffahrt, Eherecht, Stellung der Frauen und Kinder, der Knechte, Mieter usw. Freilich hat Hammurabi damit nur die Schlußredaktion für früher längst entwickelte Rechtsbräuche geliefert. Für lange Zeitabschnitte hinaus ist das hier Festgesetzte im semitischen Orient maßgebend gewesen, und auch das mosaische Gesetz zeigt sich hiervon stark beeinflußt.

Die Macht des alten Reiches von Babel ist damit auf ihrem Höhepunkt angelangt. Und es ist damit hier jene Kulturausbildung herausgereift, von der nicht nur das spätere babylonische Reich fast durch ein Jahrtausend gezehrt, sondern sie auch auf die assyrische Entwicklung ausgestrahlt hat, die nach Syrien und Palästina bereichernd und umbildend eingedrungen ist und ebenso im Osten, besonders in Elam, feste Wurzeln gefaßt hat. Nicht allein das staatliche und städtische Leben zeigt sich bis in die letzten Einzelheiten geordnet, auch das religiöse und private Leben ist geregelt; Besitz, Handel und Wandel, die sozialen Verhältnisse, die Bevölkerungsklassen, die Hofhaltung und die Tempelwirtschaft aufs genaueste ausgebildet; auch die materielle Kultur, die Technik, die Metallbenutzung, die Entwicklung des Maß- und Gewichtssystems, die Geldwirtschaft, der Edelmetallverkehr weisen insgesamt den gleichen Hochstand auf. Aus den unzähligen Gottheiten der einzelnen Ortschaften

und Kulte ist ein ganzes Pantheon mit drei kosmischen Hauptgottheiten erwachsen, und priesterliche Phantasie ist geschäftig, den mythologischen Ausgleich der unzähligen Stadt- und Stammesgottheiten in einem bunten Mythensystem zu schaffen. Eine ausgedehnte religiöse Literatur, Rituale, Kulthymnen, Zauberformeln, Gebete usw. enthaltend, entsteht, die Astrologie entwickelt sich in ausschweifenden Formen, und so sehr überwuchert dies geistige Unwesen von hier aus den ganzen alten Orient, daß die Lehre vom Panbabylonismus, d. h. der Abhängigkeit aller Mythologien der Welt von dem babylonischen Zentrum, vor kurzem ganz ernsthafte wissenschaftliche Vertretung gefunden und kritische Abwehr nötig gemacht hat.

Ein solches überragendes Zentrum politischen und kulturellen Lebens hält naturgemäß die selbständige Entwicklung kleinerer oder größerer Nachbarn geraume Zeit nieder. Auf die Dauer aber hat die politische und geistige Übermacht Babels nicht standgehalten; und ringsum regt sich das Semitentum bald auch in anderen staatlichen und geschichtlichen Bildungen. Und mit allen diesen kleineren oder größeren Bewegungen treten immer andere semitische Stämme und Völker aus dem Geschichtsdunkel hervor: Elam, Assur, Chaldäa, von unbedeutenderen Gründungen zu schweigen. Das Reich von Elam, längst entstanden und mit Susa als Mittelpunkt zu höherer Kultur emporgewachsen, wird späterhin politisch übermächtig, und wie die Hyksos in Ägypten, üben die Elamiten lange Zeit eine Fremdherrschaft in Babel aus. Weiter im Süden, im Mündungsgebiete der zwei Ströme, begründen die Chaldäer ihr Reich, um später die Elamiten in der Vorherrschaft über Babel zu verdrängen und ihre Priesterweisheit auszubauen. Auch Assyrien tritt aus dem Dunkel seiner in ferne Vorzeit hinaufreichenden Vergangenheit und überflügelt in seiner späteren Entwicklung alle die kleineren Staaten im Euphrat- und Tigrisgebiet. Die Blüte Assyriens dauert etwa fünf Jahrhunderte (1120—625) und hat auf vielen wichtigen Lebens- und Kunstgebieten zu selbständigen Kulturschöpfungen geführt, wovon wir Kunde erhalten haben, seitdem die Ruinenstätten von Ninive, Kojundschük, Chorsabad, Nimrud und Assur aus ihren Überschüttungen hervorgetreten sind. Nach einem kurzen Zeitraum assyrisch-babylonischer Rivalität fällt Mesopotamien der persischen Macht zur Beute, und damit ist diese nordsemitische, glanzvollste Kulturentwicklung an ihr Ende gelangt, um neuen ethnographischen und geschichtlichen Bildungen das Feld zu überlassen. Erst seitdem die Araber 636 das

Zwischenstromland eingenommen haben, erhebt sich hier wieder neues semitisches Kulturleben, aber vor allem bereichert und abgewandelt durch persische und hellenistische Kulturblüte, wie ja der Islam im vorderen Orient zum geringsten Teil arabische Eigenentwicklung darstellt. Die Mongolenüberflutung seit dem 13. Jahrhundert verwüstete Land und Bevölkerung samt ihren Kultureinrichtungen so gründlich, daß sich Reste der alten Völkerschaften nur zum verschwindenden Teile erhalten konnten. Der Hauptsache nach besteht die heutige Bevölkerung aus Arabern, Kurden, Jesiden, chaldäischen und syrischen Christen und Nestorianern. Kulturell bedeutungslos, sind sie der Völkerkunde hauptsächlich durch ihre stark gemischten und verworrenen Religionen oder vielmehr Sektenformen merkwürdig, in denen sich älteste und ältere Elemente mit jüngeren Bildungen auf das seltsamste vermengen.

Ganz ähnlich wie die weltgeschichtliche Bedeutung Roms nicht etwa ihren Abglanz in der engeren römischen Landschaft findet, die vielmehr in der Campagna di Roma jetzt wie einst nur von primitivem Hirten- und Bauernleben erfüllt ist, sondern in ihrer langen und mächtigen Auswirkung auf die größten Kulturräume und die fernsten Völker, so ist auch Babylon, das „Rom des Ostens“, in seiner Größe und Bedeutung nicht an seinen geographischen Erben, sondern nur in seiner Gesamtwirkung auf Asien und Europa im Altertume zu messen. Für immer wird diesem ältesten Zweige der semitischen Völkerfamilie der Ruhm bleiben, die Grundlage der orientalischen Kultur gelegt zu haben, die zu ihrer zweiten und höchsten Blüte zu führen den Arabern vorbehalten war. Zwischen beiden großen Kulturschöpfungsepochen liegt die Blüte des geographisch dazwischengestellten Semitentums in Syrien und Palästina und die Herausbildung seiner geschichtlichen Hauptfrucht: des Monotheismus und des auf diesem Boden erwachsenen Christentums.

β) Syrien und Palästina.

Auch Syrien und Palästina sind, wie Mesopotamien, uralte Geschichtsländer und Schauplatz ältester semitischer Völkerentwicklung. Als großes Durchzugsgebiet von immer wiederholten Völker- und Kulturströmungen verschiedenster Herkunft und Zielrichtung, dem Einfluß der ältesten Weltkulturen, Ägyptens und Babylons, gleichmäßig ausgesetzt, Schauplatz eigner, auf geistigen Gebieten zu weltgeschichtlicher Bedeutung gelangter Entwicklung, späterhin von den großen Mittelmeermächten, dem Hellenismus und dem römischen Imperium, in ihr

Bereich gezogen und mit abendländischer Kultur durchsetzt, ist ihre Kultur- und Geschichtsentwicklung wohl in den ältesten und mittleren Zeitabschnitten dem Semitentum zuzurechnen, um dann erst wieder nach dem glänzenden hellenistisch-römisch-christlichen Zwischenspiel durch die erobernden Araber und die sich rasch vollziehende Islamisierung und Arabisierung semitischem Volkswesen zurückgegeben zu werden.

Von den vorsemitischen Bewohnern dieser Ländergebiete ist hier nicht der Ort, zu reden. Ihre älteste geschichtliche Bevölkerung bilden, nach den geschichtlichen Überlieferungen und den archäologischen Zeugnissen, etwa seit dem zweiten vorchristlichen Jahrtausend wahrscheinlich aus Arabien vorgedrungene Stämme, die nach ihren neuen Sitzen Kanaaniter benannt werden. Der schmale Gürtel am Meere gehört den kanaanäischen Phönizierstädten, deren Bevölkerung, die Sidonier, Tyrer usw., frühzeitig zu einem seefahrenden Handelsvolk geworden ist. Sie haben sich mit den mannigfaltigen Waren aus ihren Hinterländern, unter welchen Glasartikel, Kupfer, Bronze, Blei und Silber nebst den daraus gefertigten Werken, purpurgefärbte kunstvolle Gewebe, Zedernholz, wohlriechende Harze am häufigsten genannt werden, durch Industrie und Handel gleichmäßig bereichert und mit der ihnen zugeschriebenen Schaffung, vielleicht aber nur durch Umbildung und Verbreitung des ersten Schriftalphabetes unsterblichen Ruhm erworben. Ihre eigentliche Blütezeit, ihre meerbeherrschende Rolle und die Gründung ihrer meisten und wichtigsten Kolonien fällt aber ziemlich spät (um 1100—800 v. Chr.). Unter allen Semiten des Altertums haben sie das meiste für eine innigere Berührung und Verbindung des Orients mit dem Abendlande getan; mit ihren Entdeckungsfahrten zur See, die sie bis in fernste Gebiete des Westens und Ostens geführt haben, sind dem alten Handel und der Kulturverbreitung ganz unschätzbare Hilfen erwachsen. Ihr Wirken im Mittelmeerbecken ist bekannt. Im semitischen Orient selbst haben sie, wenigstens auf Palästina und Syrien, durch ihre Religion und Kunst, ihre Architektur und Industrie äußerst befruchtend, oft bestimmend eingewirkt: die ganze materielle Kultur des Judentums ist von der phönizischen aufs stärkste abhängig.

Ziehen wir nun die andere frühsemitische Bevölkerung dieser Ländergebiete in Betracht, so zeigen sich überall miteinander zusammenhängende und kulturell eng verwandte ursemitische Stämme.

In kultureller Hinsicht stehen diese kanaanäischen Bevölkerungsgebiete naturgemäß unter starkem babylonischen Einfluß, so

gut wie die Elamiter oder Assyrier, wozu vom Südwesten her die nicht minder zahlreichen Einwirkungen Ägyptens kommen, ohne daß aber doch durch diese doppelte Einflußnahme die Sonderentwicklung Syriens, namentlich in nationaler und religiöser Hinsicht, gänzlich unterbunden worden wäre.

Schon die enge politische Verbindung mit dem Reiche Sargons und später mit den amoritischen Herrschern Sinears mußte zu nachhaltigen Einwirkungen von dieser Seite führen. So sehen wir die wichtigsten Kulturunterlagen und Errungenschaften Mesopotamiens, die Keilschrift, den Gebrauch von Tontafeln zu Schriftzwecken, die Meteorologie, die Rechnung nach Edelmetallen, den Gebrauch der Siegel und Steinzylinder, die Formen und Techniken der Kunst und des Kunsthandwerks, die Tracht, das Waffen- und Rüstungswesen, den Kriegswagen, das Pferd usw. überall in Palästina und Syrien eingeführt. In zahlreichen Zügen begegnet auch auf religiösem Gebiet und im Mythenschatze der gleiche Einfluß aus dem Osten. Die babylonischen Mythen von Götterkämpfen, die Geburt des Heldenkindes, von der Sündflut, religiöse Symbole und Amulette, Zauberkulte usw. sind frühzeitig eingedrungen, aber im ganzen scheint doch gerade auf diesem Boden die nationale Selbständigkeit in Syrien stärker behauptet worden zu sein. Das gleiche gilt auch dem ägyptischen Gotteswesen gegenüber, aus dessen Bereich ebenfalls eine Reihe von Symbolen, das sogenannte Henkelkreuz, die geflügelte Sonnenscheibe, das Augenamulett, der Horusfalke, die Uräusschlange u. a. m. eingeführt worden sind, wie nicht minder von profanen Dingen vieles, besonders für den Luxus des Lebens, aus Ägypten zugebracht erscheint.

Mitten unter diese in zahlreichen Gaustädten in vielfachen Fehden untereinander lebende Bevölkerung erfolgte im 15. Jahrhundert der Einbruch der „Chabiri", d. i. der Hebräer, jener Stämme, denen später eine so große Rolle in der Geistesgeschichte des Orients vorbehalten war: zu ihnen gehörten die Ammoniter, Moabiter, Edomiter und Israeliter. Die israelitischen Stämme bildeten damals einen Stammesbund, der auf dem gemeinsamen Kult einer Bundesgottheit Jahwe beruhte. Durch die Einwanderung in Kanaan und die fremde Nachbarschaft lockerte sich zunächst die Konföderation: die eigentlich israelitischen Nordstämme verfielen der kanaanäischen Kultur- und Religionseinwirkung, und nur die judäischen Südstämme hielten zäher am Nomadentum und am ursprünglichen Jahwedienst fest. Zur Bildung eines

selbständigen Staatswesens unter einheitlicher Königsherrschaft und einer höheren Kultur sind diese Stämme erst nach geraumer Zeit, durch die Gefahren des Philistereinfalls im 12. Jahrhundert zum Zusammenschluß gezwungen, gelangt.

Die politische Geschichte Israels und des Judentums beschäftigt uns hier weiter nicht. - Die weltgeschichtliche Bedeutung des israelitischen Volkes beruht ganz und gar in seiner religiösen Entwicklung und der Begründung eines reineren Monotheismus, der aus der Ausschließlichkeit des nationalen Jahwekultes, indessen nicht nur durch eine ununterbrochene religiöse Schulung seitens einheimischer Kräfte, sondern auch dank den mächtigen Einflüssen seitens des griechischen Denkens und der griechisch-römischen Philosophie in dem hellenistisch-römischen Zeitalter Palästinas und Syriens hervorgegangen ist. Der Völkerkunde ist aber außer dieser religionsgeschichtlichen Entwicklung ersten Ranges noch vieles im Leben dieses Volkes merkwürdig: seine strenge theokratische Verfassung, die völlige und unerbittliche Umspannung und Einschnürung aller Äußerungen dieses Volkslebens durch das religiöse Gesetz, und die echt semitische Erscheinung des Prophetentums, das in verschiedenen kritischen Zeitabschnitten der Volksentwicklung die konsequente Erziehung des nationalen Geistes in die Hand genommen hat.

Mitten in einer Welt reicherer und phantasievollerer religiöser Gestaltungen lebend, wie sie die anderen semitischen Völker hervorgebracht hatten, ist es der jüdischen Nation nur unter schweren inneren und äußeren Kämpfen gelungen, an ihrem religiösen Ausschließlichkeitsgrundsatz starr festzuhalten. Die Erschütterung ihres staatlichen Daseins, die Zusammenschrumpfung ihrer Bevölkerungen, die Zerstörung ihres Nationalheiligtums und ihrer Hauptstadt, und das babylonische Exil, das den tiefsten Schnitt in der Entwicklung dieses Volkes bedeutet, die Festsetzung fremder, glühend gehaßter Bevölkerungen in ihrer Heimat (wie der assyrischen Kolonisten in Samaria), die beginnende Hellenisierung des Landes, die römische Zwingherrschaft, alles dies gehäufte nationale Unglück verstärkte und versteinerte die Exklusivität des nationalen Judentums, das nur in starrer Abgeschlossenheit gegen die fremden Einflüsse, in der völligen Reinhaltung des Blutes, der Sitten und der Kultur sein einziges Heil erblicken konnte. Trotz dieser fast gewaltsamen und künstlichen Abtrennung zeigt sich aber auch im Judentume und seinem Schrifttum die allgemein semitische Geistesanlage in ihrer bestimmten Eigenart ebenso deutlich, als sich unter dem Gesichtspunkte

des Völkerverkehrs fremde Einflüsse aus der Völkernachbarschaft unverkennbar in größerer Zahl kundgeben. Insonderheit sind es der babylonisch-assyrische und der ägyptische Kultur- und Literaturkreis, von dem sich die jüdische Geistesentwicklung am tiefsten abhängig zeigt, von welchen in stofflicher Beziehung ein beträchtliches Sagenmaterial zugebracht und in formaler Hinsicht Stil und Sprachausdruck stark beeinflußt und bereichert scheinen. Aber auch die altpersische Literatur hat im Geistesleben der Juden durch mächtige religiöse Ideen, wie den Unsterblichkeitsglauben und den Dualismus des Guten und Bösen, tief eingegriffen, und selbst in dichterischen Bildern und den Visionen von den letzten Dingen ist der persische Einfluß später deutlich erkennbar. Immerhin sind durch die literarische Tätigkeit des Judentums mehr als anderswo die Spuren des Fremden verwischt und sind die gesamten Schriften — dieser klarste Spiegel jüdischen Geistes — in ausschließlich jüdischem Sinn überarbeitet, zum Werkzeug der Volkserziehung und geistigen Zucht der Nation gemacht worden.

Während geistesgeschichtlich das Judentum seit dem Exil fortwährend in die Höhe wächst, sinkt es ethnographisch und politisch fortwährend immer mehr zusammen, und auch die volkstümliche Reaktion des Makkabäerstaates und später der Judenstaat unter Herodes halten das Ende der jüdischen Nation nicht auf, das der Hadrianische Krieg (132—135) besiegelte. Das Judentum konzentrierte sich fortan in Galiläa, sich mit dem neu aufgekommenen Christentum und der römisch-byzantinischen Kultur in das Land teilend. Mit Omars Eroberung Syriens (636) beginnt die Arabisierung des Landes und bereiten sich die neueren ethnographischen Verhältnisse vor, welche die Araber teils als Beduinen, teils seßhaft, die eigentlichen Syrer, die Nachkommen der vorislamitischen Bevölkerung, samt den Maroniten und Drusen, die Juden, zumeist Nachkommen späterer Einwanderer, die Türken, die Nusairier und als verstreute Neusiedler Tscherkessen und Franken (d. h. Europäer) als die gegenwärtigen Herren im Lande zeigen.

Unter allen frühhistorischen Bevölkerungselementen, die in Syrien von geschichtlicher Bedeutung gewesen sind, treten die Aramäer, ein ebenfalls semitisches Volk, hervor. Von diesen alten aramäischen Syrern haben sich aus der geschichtlichen und ethnographischen Überflutung der Jahrhunderte ebenso wie von der alten Bevölkerung Palästinas nur dürftige Reste und undeutliche Fortwirkungen in verschiedenen Gruppen der syrischen Bevölkerung erhalten können. Immerhin lebt die aramäische

Sprache, die sich über ganz Syrien verbreitet und sogar auch in Palästina schon im 4. vorchristlichen Jahrhundert das Hebräische als Volkssprache verdrängt hatte, in der Kirchensprache der monophysitischen Sekten Syriens fort, wie ja wohl in der reichlichen Sektenbildung Syriens und Nordmesopotamiens auch ethnographisch verschiedene alte Bevölkerungsgruppen sich wenigstens dem Kern nach verbergen.

Infolge der vorwaltenden Arabisierung und Islamisierung Palästinas und Syriens heben sich hier eigne und selbständige, vielleicht aus älterer Sonderexistenz überkommene Züge nur auf dem Grunde der den semitischen Teil Vorderasiens mit ziemlicher Gleichmäßigkeit überziehenden islamitisch-arabischen Kultur bezüglich einzelner Bevölkerungsgruppen und zumal einiger Sekten dieser Ländergebiete ab. Wir eilen daher, zuerst zur Darstellung der großen arabischen Volks- und Kulturquelle in geschichtlicher und gegenwärtiger Zeit zu gelangen, um mit der schließlichen Schilderung der besonders an den Nordrändern der semitischen Welt vorfindlichen eigenartigen Volkselemente zugleich den Übergang zur Ethnographie der indogermanischen Nordgebiete Vorderasiens zu gewinnen.

b) Die arabischen Geschichtsvölker.

Wiewohl Arabien nach der herrschenden Anschauung das Ursprungsland der semitischen Rasse und Völkerfamilie darstellt, sind die Araber selbst am spätesten in die geschichtliche Entwicklung eingetreten und haben als solche erst zuletzt in der Reihe der semitischen Völker der vorderasiatischen Welt Geschichtsvölker geliefert.

Die Geschichte und dementsprechend die Kulturentwicklung der Araber wird durch das Auftreten Mohammeds in zwei große, gänzlich verschiedene Epochen geschieden. Vor Mohammed lebten die Araber im Norden der Halbinsel bis nach Syrien, obwohl hier und da mit den Kulturvölkern der Alten Welt, so mit den Assyrern unter Sanherib und Assurbanipal, in Berührung tretend, zu einem großen Teil, gewissermaßen ein urgeschichtliches Dasein; Strabo erwähnt sie auch in Mesopotamien als Räuber- und Hirtenbevölkerung, während im Süden allerdings bedeutende kulturelle Sonderentwicklungen seit längster Zeit bestanden, ohne jedoch auf den Kern der Bevölkerung irgendwie nennenswert einzuwirken. Auch auf die durch arabische Volkselemente erfolgte Begründung des Nabatäerreiches mit der denkmalreichen Stadt Petra

als Mittelpunkt, das durch eingewanderte arabische Stämme in den Sitzen der Edomiter um 300 v. Chr. begründet worden ist, um nach denkwürdiger, auf der Vermittelung eines regen Innenhandels beruhender Blüte zur römischen Provinz zu werden, mag noch hingewiesen werden als auf ein Zeugnis arabischer Kulturfähigkeit, die schon früh mehrfach in Erscheinung trat, sobald die entsprechenden Grundlagen höherer Entwicklung durch landschaftliche Gunst und Verkehrsstellung sich darboten. Mit der Begründung des Islams durch Mohammed tritt nun aber das arabische Volk auf die große Bühne der Weltgeschichte und unterwirft sich in stürmischen Vorstößen ein Weltreich, dessen Kultur „der tausendjährigen Bildung des Orients und Okzidents zugleich den Rang streitig machen zu wollen schien". Diesen äußeren Lebensschauplätzen entsprechend hält sich die arabische Volkskultur vor Mohammed im engen Rahmen eines urwüchsigen Nomadenlebens, dem ja allerdings in den Oasenlandschaften, besonders im westlichen Syrien, im Zentrum der Halbinsel, dem großen Hochland des Nedjd oder um Mekka und Medina, auch höhere Entwicklung durch Seßhaftigkeit, Städtebildung und Gründung kleiner Fürstentümer nicht ganz fremd geblieben ist. Immerhin finden wir im Spiegel der altarabischen Dichtung, unserer vornehmsten Quelle für die genauere Kenntnis altarabischen Volkslebens, vorzüglich das Bild einer durch die kargen Lebensbedingungen der Wüste bestimmten, sehr altertümlichen Nomadenkultur, nicht selten ausgezeichnet mit dem wilden Reiz eines herben Wüstenidylls, dem doch heroische Züge durchaus nicht fehlen.

Die vorislamitische Religion der Araber weist viele Züge auf, die in der Gegenwart unter der Tünche des offiziellen Glaubens noch vielfach fortbestehen. Der Glaube an Geister und Gespenster, die in Berg und Fels, in Bäumen und Tieren und zumal in der schreckhaften Wüstenöde hausen (arabisch ghûl, ginn), von denen alles Unheil und zumal die Krankheiten kommen, ist vor und nach Mohammed im Herzen der Landbevölkerung (bei Fellachen und Beduinen) lebendig. Man sucht ihnen durch Zauberei und Opfer beizukommen. Die uralten arabischen Lokalkulte an Quellen oder in der Nähe heilig verehrter Bäume muß der Islam noch heute unter dem Titel der Heiligenverehrung dulden und gutheißen. Jeder einzelne Stamm, Verband, jedes Dorf hat seinen besonderen Heiligen, dessen Lokalität eine Höhe, ein Baum, ein Fels oder eine Quelle ist. Man opfert dem Heiligen Vieh, Haupthaar, geraubte Kostbarkeiten u. a. m. Schlachtung und Opfer sind noch fast dasselbe. Altäre gab und gibt es nicht. Man schlachtet am Zelteingang, bei der

Tür oder auf der Schwelle, auf Steinen oder Felsenrücken. Blutbräuche (Blutbestreichung von Tür und Türpfosten, Steinen, Stirne) sind sehr üblich. Allerlei Krankheitszauber wird getrieben; die Gelübdebäume hängen voll Fetzchen, die die Devoten sich vom Kleide geschnitten haben.

Mit vielen Zügen und Besonderheiten dieser Lebens- und Geistesrichtung der altarabischen Wüstenbeduinen stimmen aber auch die Verhältnisse der seßhaft gewordenen Bewohner der Kulturoasen und Ackerbaugebiete in der arabischen Halbinsel vor Mohammeds Auftreten überein. Wo Palmpflanzungen, Rinderzucht und Ackerbau stetiges und geschichtliches Leben ermöglichten, im Innern, im großen Hochland des Nedjd, im Südwesten, finden wir von alters her die seßhaften Stämme, welche mit den Räubern der Wüste zur Sicherung ihres Friedens oder des Karawanenhandels oft im abhängigen Tribut- und Bruderverhältnis (arabisch chûwa) stehen. Der Handel mit Weihrauch und den kostbaren Harzen des Südens, der örtliche Reichtum an Brunnen und Quellplätzen, ein besonders verehrtes Heiligtum, wie Mekka ein solches in der Kaaba mit dem schwarzen Meteorstein besaß, führten im Zuströmen der Menge neben den dörflichen Zeltlagern und Oasenmärkten manchenorts zur Gründung und Blüte von Stadtsiedlungen mit festen Häusern, auf welche wohl die freien Beduinen mit Stolz und Verachtung herabsehen, die sie auch gelegentlich ausplündern, deren Entstehen sie aber trotz mannigfacher Versuche und religiösen Dawidereiferns nicht verhindern können. Auch in den Anfängen des Islams ist eine solche städte- und kulturfeindliche Tendenz, wie schon früher in der altsemitischen Entwicklung mehrfach, sehr lebendig und wirkungsvoll tätig gewesen.

Aus einer solchen Umwelt heraus, in welche jüdische, christliche und persische Einflüsse, wenigstens in den Städten, sich deutlich zu mischen begannen, vollzog sich nun durch Mohammed die entscheidende Wendung in den Schicksalen und dem Geiste des arabischen Volkes.

Das Auftreten Mohammeds, dieses religiösen Schwärmers und starren Fanatikers, mit seinen politisch-religiösen Bestrebungen, seinen überirdischen Verzückungen, seiner religiösen Ergriffenheit war unter den bis dahin religiös ziemlich indifferenten heidnischen Arabern eine völlige Neuheit. Sicher ist die von jüdischem und christlichem Sektierergeist erfüllte Städtekultur die Atmosphäre gewesen, in welcher Mohammeds Denken und Streben erwuchs. Angeblich 571 aus einer angesehenen Familie geboren, wächst der Prophet in ärmlichen Verhältnissen heran, sichert sich durch seine Heirat mit der um 15 Jahre älteren Handels-

frau Châdîdja Wohlstand, Ansehen und Familienglück und fühlt allmählich immer gebieterischer in sich die Berufung von Gott, als Prophet eines neuen, vereinfachten Glaubens unter den Seinen aufzutreten.

Der Widerstand und die Verfolgungen, die der Prophet in seiner Vaterstadt Mekka erfuhr, veranlaßten ihn, in dem später für den Islam weltgeschichtlich und zum Angelpunkt der arabischen Zeitrechnung gewordenen Datum — die sogenannte Hedschra, d. h. Flucht, 622 n. Chr. — heimlich nach Medina zu entfliehen. Er sammelt hier die ersten zahlreichen und mächtigen Anhänger um sich und entwickelt sich im Kampf mit seinen widerstrebenden Landsleuten immer mehr zum Kriegsherrn und weltlichen Fürsten (malik) auf der einen, wie zum Stifter und Volksredner auf der anderen Seite. Seine visionären Gesichte, die Unterpfänder seiner göttlichen Berufung, seine göttlichen Offenbarungen, die leidenschaftlichen Darlegungen seiner Lehre bilden den Inhalt des unvergleichlich wichtigsten Literaturdenkmals der Araber, des Korans. In einer vielfach rhythmisch gehobenen Reimprosa abgefaßt, ist dies Religionsbuch inhaltlich nichts weniger als eine systematische Darstellungslehre des Islams, sondern die ganz persönliche, ungeordnete, bald leidenschaftlich erregte, bald ermüdend langweilige Wiedergabe von Mohammeds Innenleben in bezug auf seine Sendung. Daher auch seine Abhängigkeit von Thora und Evangelium, die Reproduktion altorientalischer Sagen- und Fabelstoffe, ja sogar die Verkleidung persönlicher Bedürfnisse und Erlebnisse des Propheten in gottgebotene Sätze seiner Lehre.

Auch die Völkerkunde, die sonst gewöhnlich nur den Massenerscheinungen und den sozialen Geistesschöpfungen zugewendet ist, muß bei einer Erscheinung, wie die Mohammeds, stillstehen und ihrer unermeßlichen individuellen Wirkung auf ein ganzes Völkerschicksal, ja auf Geist und Schicksale der halben Welt in nie gestilltem Staunen innewerden. Weit über die gewöhnlichen ethnographischen Vorkommnisse mit ihrem erprobten Gesetz von Ursache und Wirkung hinaus ist hier, ähnlich wie bei der Ausbildung und zähen Erhaltung der jüdischen Religion und vollends wie bei der verwandtem Boden wundergleich entsprossenen Gründung des Christentums durch den ans Kreuz geschlagenen Stifter, ein einzigartiges geschichtliches und ethisches Geschehen am Werke, dessen Umsetzung und Auflösung in vernunftgemäßes Verständnis unserer Wissenschaft allein nicht gelingen kann. Genug, wenn sie feststellt, wie der einfache und faßliche Inhalt der neuen

Lehre des Islams dem nüchternen und phantasielosen Geiste der Semiten, soweit und sobald er vom Unwesen seiner Urreligion loszukommen wußte und wünschte, vollkommen entsprach; wie ihn die neuen kultlichen Vorschriften sittengemäß befriedigten und banden und die religiös vorgeschriebene Lebensführung, zumal auch nach der Seite der Weiblichkeit hin, seinen Geist ausfüllte und seinen Instinkten schmeichelte.

Rechnen wir noch hinzu, wie durch Mohammed die jahrhundertlange aufgesammelte Volkskraft der Araber in ihren natürlichen Strebezielen der Plünderung und des Kampfes zur Entladung kam, wie ein neuer Funke, das Paradiesversprechen, in diese leichtgläubigen Gemüter geworfen, den Todesmut in den neuen Glaubenskämpfen zu hellem Brand zu entflammen vermochte, so werden uns die raschen Siege und die flutgleiche Ausbreitung des Islams unter den Arabern sowohl wie bei den anderen orientalischen Völkern einigermaßen begreiflich werden.

Wenige Jahrzehnte nach Mohammeds Tod (632 n. Chr.) war das Kalifenreich in gewaltigen kriegerischen Vorstößen seiner Scharen und Anhänger begründet, in ungeheurer Erstreckung über Arabien, Palästina, Syrien, Phönizien, Ägypten und Persien gebietend, allerdings auf keine sehr dichte Herrenschicht in diesen Ländern gestützt. Aber noch flammte die Begeisterung und das Kriegsglück des Islams über weitere Länder; der ganze Nordrand Afrikas, Spanien, bis über die Pyrenäen hinaus im Westen, Indien und Innerasien im Osten bezeichneten bald die Grenzen des wie im Flug zusammengerafften Weltreiches, dem in solcher Ausdehnung eine halbtausendjährige Herrschaft beschieden war. Anfangs fiel freilich der Kriegs- und Glaubenswut der fanatischen Stürmer unendliches altes Kultur- und Geistesgut des Orients zum Opfer.

Auf den Stätten der kanaanitischen und israelitischen Burgen erbauten die Araber ihre Schlösser, die persische Kunstblüte der Sassaniden erlag in Mesopotamien und Iran jählings ihrem Ansturm; aber auch hier zähmten Gesittung und Verfeinerung der eroberten Länder bald den Sieger und spannten ihn in das Joch des Luxus und des üppigsten Reichtums, der Bildung und des raffiniertesten Lebensgenusses ein. Die arabischen Herrscher und ihre Statthalter, alles, was Macht und Reichtum gewann in den neugeordneten militärisch-despotischen Verhältnissen, entwickelte sich zu Schätzern und Beschützern der Künste und Wissenschaft, der alteingewurzelten Neigung des Arabers zur Poesie wurde auch unter dem Druck der neuen Religion und ihres starren Formelwesens im müßigen Spiel des Geistes gefrönt. In Damaskus und

später in Bagdad, der neubegründeten Residenz des Kalifats, entstanden zwei Hochsitze des geistigen Lebens des arabischen Orients, mit Akademien, Bibliotheken, Sternwarten und Hofdichtern ohne Zahl. Für immer bleiben die Kalifen Al Mansûr, Hârûn Al Raschîd und Al Mamûn im 8. und 9. Jahrhundert die glänzendsten Vorbilder des edelsten Herrscherschutzes, den Kunst und Wissenschaft im Orient je gefunden.

In den Niederungen des eigentlichen Volkslebens aber vollzog sich gleichzeitig und in gleichem Schritt mit der Festsetzung der militärisch-despotischen Verwaltung in den neueroberten Ländergebieten die Arabisierung und Islamisierung der vorgefundenen älteren Bevölkerungen und ihrer Volkskulturen. Gründlicher und dauerhafter erfolgte eine solche in den Ländern mit älterer semitischer Bevölkerung, wo auch die Sprachen bis auf geringe Reste und Dialekttrümmer — wie das Aramäische im Antilibanon und am Euphrat — dem Arabischen entweder gänzlich gewichen sind oder sich dialektisch mit ihm verschmolzen haben, wovon der syrisch-arabische Vulgärdialekt in seinen verschiedenen landschaftlichen Abschattungen ein Beispiel ist. Geringer und vielfach nur in Äußerlichkeiten des Glaubens und Kultes sowie der von diesen abhängigen Lebensführung sich durchsetzend, blieb der arabische Einfluß in den Ländern mit nichtsemitischen Bevölkerungen, wie in Kleinasien, und Iran, auch in Ägypten, Nubien und dem afrikanischen Nordrand. Immerhin „greift der Islam sehr schnell um sich, da er praktisch, einfach und leichtverständlich ist und dem Hang der Menschen nach Formen schmeichelt" (Munzinger). Aber er ist auch, wie Ratzel mit Recht hervorhebt, in Kleinasien türkisch und griechisch gefärbt und hat in Ägypten andere Elemente als in Marokko. Das heißt mit anderen Worten: dort, wo es sich nicht um unmittelbar neueingedrungene arabische Bevölkerungselemente handelt, sondern nur kulturelle Überschichtung und politisch-religiöse Beherrschung der alten Bevölkerungen besteht, sind Mohammedanismus und Islam lediglich *ein* Bestandteil des jeweiligen Kulturagglomerats. Je tiefere und ältere Schichten desselben untersucht werden, um so weniger ist von ihm noch zu finden. Das gilt, wie die Erforschung der semitisch-arabischen Volksreligionen gezeigt hat, sogar auch von der Religiosität der islamitischen Völker, die voll von heidnischen Rückschlägen und Überlebseln ist und mit diesem Teil mehr Macht auf die Seelen der Islambekenner hat, als mit seinen Glaubenslehren, wie dies ja überall im Bereich der gestifteten Religionen der Fall ist.

Immerhin haben sich mit dem Islam seine kultlichen Einrichtungen,

Haar- und Barttracht, die Beschneidung, seine Moscheen und Bäder, seine Schulen und Mollas verbreitet; die arabische Schrift als Verkehrs- und Bildungsinstrument ist zu ungeheurer Herrschaft gelangt. Auch das Rechtsleben der von ihm beherrschten Bevölkerungen hat der Islam, der eigentlich kein weltliches Recht kennt, überall stark beeinflußt; das Familienrecht, wie die Familieneinrichtung, hat er am stärksten bestimmt. Für das Schicksal der orientalischen Weiblichkeit überhaupt ist er vielfach verhängnisvoll geworden. Statt der organischen Weiterbildung der patriarchalischen Verhältnisse ist es hier mit einseitiger Tendenz zu jener merkwürdigen Vereinheitlichung der häuslichen Formen, des Frauenloses und des Männergeschmackes gekommen, die zuletzt ursprünglich in der persönlichen Art des Propheten, seinem eifersuchtsvollen und mißtrauischen Naturell und der diesem entsprechenden persönlichen Haushaltung Mohammeds wurzelt. Ehe der Islam seine die Häuslichkeit und die ehelichen Verhältnisse überall uniformierende Wirksamkeit auf die verschiedenen orientalischen Völker äußerte, bestanden bei den einzelnen Nationen recht verschiedenartige Verhältnisse in den Beziehungen der Geschlechter untereinander.

In Syrien und Mesopotamien ist übrigens heute noch viel Eigenartiges erhalten. Am ähnlichsten der späteren Ordnung durch Mohammed waren die Zustände bei den alten Arabern. Im engsten Zusammenhang mit diesen Neuordnungen steht das durch den Islam verhängte Gebot der Verschleierung, welches jede Frau zwingt, sich nur ihrem Mann oder Gebieter und ihren nächsten männlichen Verwandten unverhüllt zu zeigen, wodurch die mohammedanische Weiblichkeit vollständig aus dem öffentlichen Leben entfernt, ihr jede Möglichkeit anregenden geselligen Verkehrs geraubt und sie stets auf tiefer Bildungsstufe festgebannt ist. Geistige Interessen höherer Art sind ihr daher, bis auf gewisse glänzende Erscheinungen in der Blütezeit des Kalifates, völlig verschlossen geblieben.

Auch das Wohnwesen in den islamitischen Ländern zeigt sich durch diese Absperrung der Frauen bekanntlich aufs stärkste beeinflußt: die Abtrennung der Weibergemächer von den Männergelassen ist überall das herrschende Baugesetz geworden, wenn es oft auch in der bescheidensten Weise befriedigt werden muß. Im Trachtenwesen des Orients haben Arabertum und Islam ebenfalls manche charakteristische Wandlungen bewirkt. Turban, Kopftuch und Burnus der Beduinen, die Straßenvermummungen der Weiber haben sich von da über den ganzen Orient verbreitet. Die textilen Künste des Morgenlandes, vorab Erzeugung



1. Beduinen bei der Mahlzeit, Jordanland. Nach Photographie.
(Zu S. 204.)



2. Betender Mohammedaner. Nach Photographie.
(Zu S. 195.)



3. Ein hoher Perser im Ehrenkleid.
Nach Photographie von A. Heinicke, Schiraz. (Zu S. 155.)



4. Ein kleinasiatischer Osmane.
Nach Photographie. (Zu S. 220.)

und Verwendung der Teppiche in Zelt, Haus und Moschee, haben im Islam wohl nicht ihren Ursprung, aber doch ihre eigentliche Entfaltung und künstlerische Ausbildung bis zum raffiniertesten Luxus gefunden; die gewöhnlichste und verbreitetste Teppichart, der Gebetsteppich, hängt in Verwendung und Ornamentik ja wohl auch direkt mit dem islamitischen Kult zusammen (Taf. 6, Abb. 2).

Die islamitische Kunst, vorab die Architektur, aber auch die anderen Zweige, zu denen ihre reiche Blüte sich entfaltet hat, verstand es, die früheren Kunstbestrebungen Persiens, des Hellenismus, der Spätantike und Ost-Roms, endlich Ägyptens kraftvoll zusammenfassend — trotz der ihr auferlegten religiösen Beschränkungen — nicht nur die Länder des islamitischen Orients mit großartigen Stadtbildern, Baudenkmälern zu schmücken und die Lebenskultur der Höhergestellten mit kleinkünstlerischen Gestaltungen zu erfüllen, sie hat, wie wir wissen, mit diesen Schöpfungen auch dem abendländischen Mittelalter, besonders in den Südländern, auf fast allen Gebieten der Kunst und des Kunsthandwerks unerreichtes Vorbild und Anregungen ohne Zahl abgegeben.

Im ganzen Orient, bis nach Indien und den Sundainseln, in Nordafrika, ja weit über dessen orientalisierten Nordrand hinaus bis in den Sudan, ist diese islamitische Kunst überall Quelle und Anstoß zu primitiveren, volkskünstlerischen Nachahmungen und Fortbildungen in Technik und Ornamentik gewesen, und es wird eine der lohnendsten Aufgaben der ethnographischen Kunstforschung sein, diese weitverzweigten Auswirkungen der islamitischen Kunst in der Volkskunst zahlreicher Volksgebiete Asiens und Afrikas, denen auch bekanntlich die Südländer Europas anzuschließen sind, zu verfolgen und festzustellen. Aber auch sonst noch, auf dem Gebiete des Handels und Marktwesens, gewisser Industrien, wie den Textilkünsten, der Tonwaren, der Korbflechtereien, der Waffentechnik usw., haben die Araber dem Orient (im weitesten Sinne) vieles gegeben. Auf sozialem Boden haben sie die Einrichtung der Sklaverei, die das Christentum im Abendlande überwunden hatte, in voller Härte und Kraft wieder aufleben lassen, und sie ist in ihren Händen leider oft zu einem Fluch vieler Länder und Völker in Asien und Afrika geworden. Trotz der religiösen Härte und Beschränktheit der Anfänge ist auch die rein geistige Entwicklung der Islamträger später zu allergrößter Bedeutsamkeit gediehen, und das Schrifttum der Araber hat auf weltgeschichtliche Bedeutung vollauf Anspruch.

Die weltgeschichtliche Rolle, zu der Mohammeds Volk berufen wurde,

erhob es auch mit der Aneignung und Bewahrung des unermeßlichen Reichtums altorientalischer, griechischer und römischer Bildung auf geistigem Gebiet zu einer Weltmacht, welche von Indien bis Spanien durch manche Jahrhunderte hindurch feinere Bildung, erhöhte Lebensführung, Künste und Wissenschaften getragen und verbreitet hat. Von dieser Höhe längst herabgesunken und durch die Mongolen- und Türkeninvasionen der äußeren Herrschaft und politischen Führung beraubt, ist das arabische Volk durch den Islam noch immer in drei Erdteilen der Träger einer höheren, in sich geschlossenen Kultur, welcher in Gebieten der Halbkultur, wie in Mittelasien oder in Inner- und Ostafrika noch in der Gegenwart zivilisatorische Erfolge beschieden sind.

c) Die semitischen Völker in der Gegenwart.

Ganz ähnlich wie in der Vergangenheit sind die Semitenländer Vorderasiens auch in der Gegenwart durch das kleinasiatische Hochland im Norden und die westiranischen Gebirgsketten im Osten begrenzt. Noch immer ist der fortwährende Wechsel von Wüste oder Steppe und spärlicheren dazwischen eingebetteten oder angelagerten Kulturoasen die anthropogeographische Grundlage der semitischen Bevölkerungsentwicklung. Wie schon in den ältesten Zeiten, ist noch heute das Semitentum in Arabien am meisten und ursprünglichsten anzutreffen, während in Syrien und Mesopotamien kleinasiatische und iranische Nordelemente mehrfach hinzutreten und auch die am spätesten nach Vorderasien gelangten Türken nicht fehlen, von der Mischbevölkerung der Städte gar nicht zu reden. Aber statt der verschiedenen Nationen und Sprachen, die das Semitentum in der Vergangenheit auf diesen geographischen Schauplätzen in reicher kultureller Abstufung und stärkstbewegtem geschichtlichen Leben hervorgebracht hatte, sind es arabische Völker und Stämme jüngerer und jüngster Geschichte und Ausbreitung, die uns jetzt fast überall auf diesen weiten Ländergebieten entgegentreten, weswegen hier durchweg einzig die arabische Sprache mit geringen dialektischen Schwankungen herrscht.

Die Zahl der Semiten Vorderasiens wird auf 7,5 Millionen geschätzt, wobei die Mischungsgebiete an den Rändern miteinbezogen erscheinen; auf Arabien entfallen 3,3, auf Syrien und Palästina 2,8, auf Mesopotamien, das ehemals die dichteste Bevölkerung ernährte, infolge der Verwüstung des Landes nur 1,4 Million. Diese Zahlen sind

aber mit allem Vorbehalt aufzufassen, denn die Schätzungen gehen außerordentlich auseinander; für einen und denselben Stamm werden von verschiedenen Reisenden um das Zehnfache auseinandergehende Angaben gemacht. Genaue Zählungen liegen nur in verschwindendem Maße vor, so von W. Hein, der für die Bevölkerung von Geschin und Umgebung etwa 3000 Köpfe feststellte. Ein neuerer zuverlässiger Gelehrter, A. Musil, schätzt die gesamte Bevölkerung des innern Arabiens nur auf 70000 Menschen. Es scheint auch in bezug auf die Bevölkerungszahl im ganzen der alte Stand der Dinge sich nicht wesentlich verändert zu haben. Ebenso ist die Art der Zusammensetzung dieser Bevölkerung aus Ansässigen (Fellachen, Bauern) und nomadischen Elementen mit vermittelnden Zwischenstufen (Halbfellachen, Ziegenhirten) noch die gleiche wie in der Vergangenheit.

Die arabischen Beduinen, die nach uralter Lebenssitte nomadisierenden Hirtenstämme, bilden wie in alter Zeit die hauptsächliche Bevölkerung Inner- und Nordarabiens, wo sie mit 1,5 Million Seelen gewiß zu hoch geschätzt werden; in Syrien, das seit alter Zeit die Beute wechselnder arabischer Hirten- und Räuberstämme gewesen ist, haben sich in den letzten Jahrhunderten verschiedene, ebenfalls zum großen Teil aus Innerarabien stammende große Beduinenstämme, wie die Schammar und besonders die volkreichen Anîze, eingefunden, die nun in der grasreichen Syrischen Wüste die Vorherrschaft ausüben und in fortwährenden Wanderungen zwischen Südsyrien und Nordarabien nomadisieren. Sie sollen allein 600—700000 Köpfe stark sein und über 100000 waffenfähige Männer verfügen.

Auch Mesopotamien, das seit den Mongolenverwüstungen sich mehr und mehr zur Sumpflandschaft und Wüste zurückgebildet hat, ist mit stärkstem Rückgang seiner einstigen kulturellen Blüte in den letzten Jahrhunderten wieder vorwiegend Beduinenland geworden, wo die von Arabien über Syrien abgedrängten Schammar die Reste der früher sehr mächtigen ursprünglich südarabischen Tai, die Dschebur u. a. m. ihre Sitze und Weideplätze haben. Max von Oppenheim zählt für Mesopotamien über 50 Beduinenstämme auf, die zusammen auf über 100000 Zelte geschätzt werden, wobei einzelne Stämme mit 6000, ja 10000 Zelten als äußerst volkreich erscheinen.

Diesem nomadisierenden, unruhig kriegerischen Teil der Bevölkerung stehen die seßhaften Bewohner der Dörfer und Städte gegenüber, die von Viehzucht, Dattelkultur, einigem Ackerbau, Handwerk

und Industrie und besonders — in den Städten — von Handel leben. Die Stadtsiedlungen Arabiens, zumeist an den Küsten und im Innern Süd- und Westarabiens und Omâns in den Wadis und Oasen gelegen, sind alle ziemlich klein und unbedeutend; bedeutendere Städte haben Palästina und Syrien, die arabischen Großstädte aber liegen, wie einst die größten semitischen Kulturmittelpunkte, in Mesopotamien, allerdings längst nicht mehr so volkreich wie in der Kalifenzeit, aber immerhin wie Bagdad und Mossul Hunderttausende von Bewohnern zählend.

Zwischen diesen beiden aus alter semitischer Vorzeit heraufreichenden Lebens- und Siedlungsformen vermitteln, wie einst, eine Reihe von Übergängen. So in Arabia petraea neben dem Räuberadel der Beduinen, der vornehmsten Wirtschaftsgruppe, die Ziegenzüchter (Mu'âzun), die hier und da auch ein Stück Boden bebauen, sowie die Halbfellachen, welche Zeltdörfer bewohnen, vorwiegend Rindvieh halten und ein kleines, fest abgegrenztes Gebiet innehaben, das sie jährlich untereinander aufteilen. Beide Gruppen sind wie die eigentlichen Bauern von den Kamele züchtenden Beduinen abhängig, die sich wie in alter Zeit überall als die Oberherren der anderen Klassen aufspielen und von deren mannigfaltiger Wirtschaft alle möglichen Vorteile ziehen. In Mesopotamien sind besonders die Anwohner der Flüsse und Kanäle des Doppelstromlandes, die, unter Scheichs in Dörfern vereinigt, Ackerbau treiben und die Bewässerungsbauten instand zu halten haben, zugleich als Winternomaden zu nennen; M. von Oppenheim führt eine größere Zahl seßhaft gewordener echter Beduinenstämme aus Südmesopotamien an, auch in Syrien und Palästina zeigen sich ähnliche Übergänge von Fellachen- und Beduinenbevölkerung.

Wie in alter Zeit sind trotz der größeren militärischen Sicherung der Landesverhältnisse durch die türkische Herrschaft und die arabischen Fürstentümer der unruhvolle Zustand unter der Beduinenbevölkerung, ihre Raub- und Plünderungszüge, ihre Brandschatzungen der Städte, die Überfälle auf die Handels- und Pilgerkarawanen, ihre fortwährenden Fehden und Vorstöße in fremde Weidegründe, was immer wieder zu neuen Unruhen und Feindseligkeiten führt, an der Tagesordnung. Noch bis in die Gegenwart besteht die Ableistung des „chûwa", des Städtetributs an die Beduinen, die in Mesopotamien wie in Syrien und Nordarabien in beträchtlicher Höhe, etwa mit 150 Prozent der türkischen Steuer, aber auch in Lebensmitteln, Kleidern, Waffen von zahlreichen Städten und Dörfern gezahlt wird. Ebenso sind Zahlungen

für Geleitschutz von Karawanen an bestimmte Beduinenstämme in verschiedenen Gebieten noch landesüblich, und es ist ein Vorrecht gewisser Wüstenstämme im Nedjd, die Pilgerzüge aus Mesopotamien und Persien gegen Entgelt ungefährdet nach Mekka zu bringen. Wie in zahlreichen Dingen der friedlichen Kultur hat der arabische Orient auch an diesen urtümlichen Verhältnissen eines fortwährenden latenten Kriegszustandes zwischen den verschiedenen Bevölkerungsschichten in allem Wandel der Zeiten mit zäher Beharrlichkeit festgehalten.

Im physischen Wesen des Arabers hat man seit jeher die echteste anthropologische Ausprägung des semitischen Typus zu erkennen geglaubt. Man hat aber bei der Beurteilung des arabischen Volkstypus vor allem zu berücksichtigen, daß schon in ältestgeschichtlicher Zeit nach dem Zeugnis der Quellen zwei verschiedene somatische Typen unter den Bewohnern der Halbinsel sich feststellen lassen (siehe oben, S. 175), und daß infolge der ungemeinen Ausbreitung des Volkes eine große Zahl fremder Elemente, kleinasiatisch-iranischer im Norden und negerhafter im Süden, abgesehen von den andersartigen semitischen Frühvölkern, den Juden, Syrern, Mesopotamiern, im Laufe der Zeit beigemischt worden sind, was beträchtliche Schwankungen im leiblichen Volkshabitus zur Folge gehabt hat. Am richtigsten wird vielleicht zwischen dem Typus der Hirtenstämme, die seit jeher ihr Blut am reinsten erhalten haben, und demjenigen der ansässigen Bevölkerungsgruppen unterschieden, die am meisten der Vermischung ausgesetzt gewesen sind. Der erstere zeichnet sich durch schlanken, zierlichen Körperbau von Mittelgröße und schmales, hageres Gesicht, dunkle, mandelförmige Augen und schwarzes, reiches Haupthaar bei spärlichem Bartwuchs aus. Der Schädel ist mittel- bis langköpfig. Dünne Adlernasen und schmale Lippen geben dem Gesichtsausdruck Kühnheit und Verschlossenheit. Die Extremitäten sind hager und zierlich, Hände und Füße klein mit dünnen Fingern und Zehen. Die Hautfarbe hält sich zwischen hellweiß und dunkelbraun.

In Südarabien wird der vorherrschende Typus als sehr andersartig geschildert; vor allem herrscht viel dunklere Hautfärbung, ja die Südaraber werden vielfach als schwarz bezeichnet. Auch sonstige negerhafte Züge treten bei diesem Typus stark hervor: gedrungene kleine Gestalt, krauses Haar, wulstige Lippen, derber Gesichtsbau mit großen Ohren und großem Mund. Nähere anthropologische Untersuchungen der Bevölkerung stehen indessen noch aus, und nur über die Hautfarbe der arabischen Stämme, die bis jetzt bei ihrer anthropologischen Einteilung

am meisten berücksichtigt wird, sind wir einigermaßen berichtet. Besonders auch sind die Untersuchungen über die arabische Weiblichkeit aus begreiflichen Gründen noch ganz unvollständig, wenn auch bekannt ist, daß die Leiblichkeit der Araberinnen im allgemeinen gegenüber derjenigen der Männer manche ungünstige Züge aufweist, wozu auch besonders ihr frühes Altern und Abwelken aller weiblichen Reize zu rechnen ist.

Tätowierung mit Indigo wird von den Frauen ziemlich allgemein auf Gesicht, Armen und Händen, dem Busen und an den Beinen, besonders den Waden geübt, die Männer tätowieren sich nur an den Händen. Salbung des Körpers, Dunkelfärben der Augenränder und Lider mit Bleiglanz oder Antimon, Rotfärben der Handflächen und Fußsohlen sowie der Nägel mit Henna ist wie sonst im Orient beliebte kosmetische Übung.

Auch in sprachlicher Hinsicht zeigt sich, ähnlich wie bezüglich der körperlichen Erscheinung, die Unterscheidung nach den verschiedenen Wirtschaftsgruppen innerhalb der arabischen Bevölkerungen von Bedeutung. Die Beduinen sprechen überall, sowohl in Innerarabien wie in Syrien oder Mesopotamien, ein der klassischen Sprache verhältnismäßig am nächsten stehendes ziemlich einheitliches Arabisch, während die Idiome der ansässigen Bevölkerungen stärkere und voneinander verschiedene Dialektabweichungen darstellen, die wieder nach den einzelnen Landesteilen in mannigfaltige Mundarten zerfallen. Die hauptsächlichsten Dialekte sind, abgesehen von den arabischen Mundarten in Afrika, das Syrisch-Arabische in Syrien und Palästina, ein Vulgärdialekt, der sich unter dem Einfluß der alten aramäischen Landessprache gebildet und zahlreiche türkische und persische Elemente aufgenommen hat, sowie der Irakdialekt in Mesopotamien. Im schriftlichen Verkehr wie auch in feierlicher Rede, zu welcher das Stammes- und Sippenzeremoniell vielfach Veranlassung gibt, wird das sogenannte Mittelarabisch gebraucht, das zwischen der klassischen Sprache und den Vulgärdialekten die Mitte hält.

Die Kulturschilderung der Araber, welche sich auf eine Reihe außerordentlich getreuer und ausführlicher Reiseberichte aus älterer und neuester Zeit zu stützen vermag, wird ganz besonders den in den Vordergrund unserer bisherigen Betrachtung gerückten Unterschied zwischen den nomadischen Arabern und den ansässigen Bevölkerungen zu berücksichtigen haben; sie hat ferner auf die keineswegs unbeträchtlichen Kulturverschiedenheiten in den einzelnen Ländergebieten zu achten und

besonders die starken Gegensätze zwischen den Nord- und Zentralarabern einerseits und den Südarabern anderseits im Auge zu behalten. Daß eine fortlaufende Vergleichung der gegenwärtigen Lebenszustände mit den kulturellen Verhältnissen zeitlich weit zurückliegender Epochen, wie sie uns im Spiegel der vorislamitischen altarabischen Dichtung in voller Anschaulichkeit entgegentreten, möglich erscheint, ist ein besonderer Vorzug und Reiz der arabischen Ethnographie, welche den Kern einer Bevölkerungsmasse, der auch der höchste Aufstieg zur geschichtlichen Kulturentwicklung nicht versagt blieb, mit staunenswerter Zähigkeit in den einfachsten Verhältnissen einer frühen Vorzeit — wie ausgeschaltet aus dem Strom geschichtlichen Lebens und Geschehens — beharren sieht, oft dicht neben den Mittelpunkten regster Kulturschöpfung und katastrophenreicher Geschichte.

Die Siedlungsarten der arabischen Bevölkerungen, die vom flüchtig aufgeschlagenen Zeltlager bis zum endlosen Gewirr der Großstädte schwanken, sind im vorigen schon mehrfach gestreift worden. Die ursprüngliche und typische Anlage des alten Beduinenlagers findet sich im großen und ganzen auch in den Ortschaften der seßhaften Araber, und sogar in der seltsamen und unregelmäßigen Anlage der arabischen Städte mit ihren größeren Häuserblöcken oder Quartieren (ḥāra), in denen ursprünglich ein größeres Geschlecht beisammenwohnt, drückt sich zuletzt eine analoge Siedlungsgewohnheit aus. Die Zeltlager der Nomaden werden je nach Verhältnissen und der Zahl der Zelte entweder in einem Kreise (dowâr) oder in Reihen (nesel), besonders längs eines Baches, aufgeschlagen. Bei reichlicher Weide und Wässerung im Winter breitet sich das Lager in aufgelöster Form weit über die Steppe aus (fereik). Das Zelt der Scheichs steht, wie schon in alter Heldenzeit, stets im Westen, von wo man Feinde und Gäste erwartet.

Jedes Zelt beherbergt eine Familie und enthält einen Männer- und einen Weiberraum; für die jungen Ehepaare der Familie werden nach Bedarf neue Zelte errichtet, die sich kreisförmig um einen Hof gruppieren. Ähnlich erfolgt das Anwachsen der Familiengehöfte in den festen Ortschaften: das einräumige Einfamilienhaus (bēt) wächst zum Hofhaus aus, indem eine Reihe von Wohnräumen einen Innenhof (dār) umschließen, in dem sich vielfach auch Zisterne und Backöfen befinden. Dieser Typus ist von den Arabern weithin in die verschiedensten Gebiete ihrer Ausbreitung verpflanzt worden und findet sich beispielsweise ganz ähnlich noch in Sardinien. Vor sein Zelt pflanzt das Familienhaupt

seine Lanze in die Erde, und vor dem Eingang wird sein Pferd angebunden. Beim Zelt lagern auch seine Kamele des Nachts. Bei den Ziegen und Schafen besitzenden Stämmen wird das Kleinvieh gewöhnlich jeden Abend ins Lager getrieben; aber auch in Steinhürden, unter überhängenden Felsen, in Grotten übernachten die Hirten zuweilen. Bei den Fellachen ist ein tiefer gelegter Teil des Hofes für das Vieh im Sommer bestimmt, von wo man auch den Winterstall, das ist die 3—4 Stufen tiefer gelegene vordere Partie des Hauses, erreicht.

Die Zelte sind seit alters her nicht ohne Bequemlichkeiten. Erst wird bei ihrer Errichtung, welche die Weiber besorgen, die schwarze Filzdecke ausgebreitet, dann werden Stricke an Pflöcke, die in den Boden eingetrieben wurden, gebunden und zur Stütze des Zeltes drei Pfostenreihen aufgerichtet; ein Tuch, das durch die Zeltmitte gespannt wird, bildet die Scheidewand von Männer- und Weibergemach. In einem Loch wird Feuer entfacht, dessen Glut über Nacht aufbewahrt wird. In der Regenzeit wird das Zelt durch eine ringsum laufende Wasserrinne und den entsprechenden Erdwall vor dem Eindringen der Nässe geschützt. Im Innern dienen als Schlafgelegenheiten 10—20 cm hohe Steinbänke, die mit Reisig und Matten bedeckt werden. Man schläft nackt, breitet sich den Gürtel unter und deckt sich mit dem Schultertuch zu. Die Beduinen in den Euphratniederungen hausen wohl auch noch dürftiger in Hütten aus lebenden Tamariskenzweigen mit übergebreitetem Zelttuch oder in ganz vergänglichen Rohrmatten und Reisighütten; allerdings scheint dies Rückgangssymptom neben anderen Zügen bettelhafter Kulturverarmung in diesen Gebieten. In Südarabien wohnt in ähnlicher Weise ein beträchtlicher Teil der auch sonst tief gesunkenen Bevölkerung in den Trümmern der Behausungen ihrer Vorfahren; und es vergleicht sich damit auch, daß die Hirten im felsigen Arabien oder in Syrien die Höhlen und Felsenüberhänge als Unterschlupf nicht verschmähen. Die steinernen Hütten von Harrân haben die Form von Bienenkörben mit großer Rundbogentür.

Das Haus der Fellachen ist je nach den Bedingungen der Landschaft aus Lehm, Stein oder Backsteinen errichtet. Das Dach des Wohnraums ruht auf 2—3 oft aus der Hauswand hervorragenden Steinbogen, die, Nischen bildend, mit 0,6—1 m hohen Böden oft als Schlafstellen, auch weiterhin als Getreidebehälter dienen. Die Verwandtschaft dieses Hauses mit dem armenischen Vorhallenhaus leuchtet ein. Es dürfte ein in Vorderasien überhaupt weit verbreiteter Typus sein, dessen genauere

Verbreitung und Herkunft freilich erst festzustellen ist. Das Dach wird durch eine Balkenlage gebildet, auf welcher Schilf, Zweige und darüber eine kalk- und strohgemischte Lehmschicht aufliegen; letztere pflegt man vor dem Eintritt des Winterregens sorgfältiger zu decken und zu walzen. In Syrien haben bessere Dorfhäuser auch wohl Steinkuppeln. Reichere Häuser haben auch ein luftiges Obergemach; gewöhnlich wird im Sommer auf den Dächern ein Zelt errichtet und dort geschlafen, eine Sitte, die ebenfalls auf weiten Gebieten Vorderasiens und im südlichen Kaukasus begegnet. In der Mitte des fensterlosen Wohnraums befindet sich der Lehmherd; gefeuert wird mit Reisig und dem Mist der Haustiere, der in Fladenform an der Hofmauer getrocknet wird wie in Iran und Indien. Neben dem Wohnraum findet sich meist eine Vorratskammer, in der Wirtschaftsgeräte, Vorräte und die besten Kleider aufbewahrt werden. Der Backofen im Hofe ist ein 1,5—2 m hoher Kegelbau mit niedrigem Eingang und runder Bodenöffnung, in welchem mit Mistfeuerung täglich frisches Fladenbrot hergestellt wird. Über der Zisterne liegt ein großer durchlochter Deckstein, daneben steht der Steintrog für das Vieh. Seitlich vom Hofeingang befinden sich zwei Bänke, über der einen pflegt ein Zelt errichtet zu sein; diese Stein- oder Lehmbänke finden sich auch an den Häusern der Städte — und sie sind nicht gleichgültig im geselligen und Straßenleben, das sich da vor und zwischen den Häusern abspielt.

Die Nahrung ist natürlich sehr verschieden, schließt aber in allen Bevölkerungsklassen Fleisch vielfach beinahe völlig aus. Milch, besonders im sauren Zustand (lăbaï), Butter und sonstiges Fett, Käse und Quark, Brot und Vegetabilien bilden durchweg die Hauptkost. Der Beduine, der von der vegetabilischen Sammelwirtschaft noch nicht losgekommen ist, genießt das eingesammelte oder eingetauschte Getreide (Weizen, Gerste), Mais, Linsen vielfach noch roh, geröstet oder auf primitivsten Handmühlen geschrotet. Brot wird aus Weizenmehl, nur als Notbrot auch von Gersten- oder Durramehl in Fladenform täglich frisch gebacken; es ist an manchen Tagen mit Wasser die ausschließliche Fellachenkost. In der ergiebigeren Jahreszeit kommen dann bei den Fellachen auch zahlreiche Vegetabilien hinzu, am beliebtesten sind Linsen, dicke Bohnen, Gurken und Reis und manches andere, der Zwiebel und des Knoblauchs nicht zu vergessen. Salz gilt dem Beduinen für geweiht, der Salzhändler ist unverletzlich. Fleisch, meist von Ziegen, Schafen und Hühnern, ist Festtagskost für die Ziegenzüchter und Fellachen;

Schlachtung von Tieren ist immer zugleich Fest und Opferung; das Fleisch wird in Milch und mit Käse gekocht oder im Backofen geröstet, bei gewissen Beduinen auch noch im Erdofen gedämpft. Speiseverbote bestehen mannigfach; Rindfleisch wird fast überall verschmäht und nur von den Juden in Syrien und Palästina gegessen; trächtige Tiere sind unantastbar. Schlangen aller Art, Eidechsen, Heuschrecken, die man in Gräben zusammengetrieben, werden von den Beduinen, besonders im Ostjordanland, geröstet oder zerstampft verzehrt. Kaffeegenuß ist durchweg verbreitet, und die dazu erforderlichen Hausgeräte: ein Holzmörser mit Stößel, die eiserne Röstpfanne mit Rührlöffel, Kupferkannen und Schalen, fehlen nirgends und zeigen mitunter sehr altertümliche Formen und Zierat. Der Fellach kennt gewöhnlich drei tägliche Mahlzeiten; die Hauptmahlzeit, aus warmen Speisen, wird abends eingenommen. Man ißt im Kreise, auf dem Boden kauernd, mit Händen aus der gemeinschaftlichen Schüssel; Gabel und Löffel sind unbekannt (Taf. 6, Abb. 1).

Das Kamel, dem Nomaden der Lieferant für alle seine Lebensbedürfnisse, gewährt ihm mit seiner Milch und deren Produkten die Hauptnahrung. Die Milchwirtschaft obliegt den Weibern, beim schwierigen Melkgeschäft, beim Entwöhnen der Kameljungen usw. sind allerlei Kunstgriffe, die bei allen primitiven Hirtenvölkern wiederkehren, entwickelt. Die Schaf- und Ziegenmilch buttert im Schlauch, der auf einem einfachen Stangengerüst über schwachem Feuer geschwenkt wird, durch saure Reste; sie wird dann gesalzen und mit Zwiebel, Safran und vielen anderen Würzen zerlassen aufbewahrt. Bei ihrer Zubereitung dürfen nur Frauen im Zelte anwesend sein; verschiedene Arbeitsgesänge begleiten diese Hantierungen.

Arbeitstiere des Arabers sind außer dem Kamel besonders Esel, Maultier und Pferd. Von letzterem werden drei Vollblutrassen unterschieden, die edelsten Tiere findet man bei den Ănîze-Beduinen. Bei den Fellachen tritt der Esel an Stelle des Pferdes, aber er ist im Gebirge — Palästina, Syrien — nicht recht brauchbar; besonders geschätzt sind die großen weißen Esel der Ṣlēb-Beduinen in Syrien. Sattel, Saumzeug, Beschlag, Steigbügel zeigen beim Kamel, wie beim Pferd und dem Esel, besondere Formen und Ausschmückungsarten, die zum Teil auch im Mittelmeergebiet vorkommen; so ist z. B. die Verzierung des Saumzeugs mit Kaurischnecken auch in Europa bei Pferdegeschirren in älterer Zeit üblich gewesen und hat hier dieselbe abergläubische Bedeutung wie dort. Vom arabischen Hirtenleben hat uns Musil eine

Reihe bezeichnender Züge mitgeteilt. Sie führen den typischen Hirtenstock, meist mit hakenförmigem Griff, Keule und Schleuder, ein Dolchmesser, einen Ledersack und die Doppelflöte als gewöhnliche Ausrüstung und stecken voll Aberglauben. Zur Wiedergewinnung verlaufener Tiere werden verschiedene Zeremonien angewendet, wenn die Umschau von den 2 m hohen runden oder viereckigen Steintürmen, die sie in der Steppe bei Weide- oder Tränkplätzen errichten, kein Ergebnis hatte. Den Herdentieren (Kamelen, Pferden, Schafen usw.) wird die besondere Stammesmarke (wasm) aufgebrannt.

Die Feldbestellung bei den Fellachen (und Halbfellachen) erfolgt noch vielfach in sehr urwüchsiger Art und ist mit religiösen Zeremonien verbunden. Die Felder sind meist Stammeseigentum und werden jährlich nach erfolgter Auslosung an die einzelnen Zelte und Häuser verteilt. Das Pflügen geschieht unter Segenssprüchen mit dem einfachen Hakenpflug, dem Kamele oder Maultiere vorgespannt sind, Düngung ist sehr selten, künstliche Bewässerung wie im Altertum ist fast ganz abgekommen und wird nur in Syrien stellenweise durch Berieselung der Felder geübt. Alle drei Jahre liegt der Acker brach; auch so ist der Ertrag infolge der Wetter- und Tierschäden (Heuschrecken, Mäuse, Engerlinge) im allgemeinen nur mittelmäßig. Geschnitten wird das Getreide mit glatten oder gezähnten Sicheln oder sensenartigen Messern mit kurzen Holzgriffen. Das Korn wird vom Vieh ausgetreten oder mit dem Dreschschlitten oder der Dreschtafel ausgebracht. Wie unter den Juden des Alten Testaments wird der letzte Rest der Halme von den Armen gemäht; die letzte Garbe wird auf dem Felde feierlich begraben. Auch das Ausmessen des Korns nach der Ernte geschieht unter althergebrachten Riten. Die Aufbewahrung erfolgt in Erdsilos oder in großen Lehmbehältern, auch in Speichern oberhalb des Winterstalles des Fellachenhofs.

Die arabische Kleidung unterscheidet sich durch einige bemerkenswerte Züge, besonders durch das Fehlen der Beinkleider, wesentlich von der Kleidungssitte der Iranier; allerdings hat die Tracht der Fellachen und namentlich der Städter vieles von dieser und sonstigen fremden Trachten übernommen und hat sich zu der allgemeinen sogenannten orientalischen Tracht umgewandelt (Taf. 7, Abb. 2).

Die Beduinengewandung ist im allgemeinen höchst einfach und altertümlich verblieben. Reste einer Primitivkleidung scheinen die 3—7 Lederstreifen, die der Araber am bloßen Leib um den Bauch trägt; die Atâwne tragen oft nur einen Lederschurz, den sie an diese Lederstreifen

befestigen, als einziges Trachtenstück. Hauptgewandstück des Mannes ist das lange, weiße Hemd („tob“) aus Baumwolle, Leinen oder Bast mit weiten Ärmeln, das mit einem Gürtel aus Baumwolle, Wolle oder Leder zusammengehalten wird, an dem Pulver- und Zündhütchenbehälter baumeln. Im Gürtel selbst stecken Dolchmesser, Feuerzeug und Pulverhorn. Die Beine und Füße bleiben nackt, es werden aber auch Sandalen aus Tierhaut oder Schuhe mit Büffelhautsohlen, auch rote oder gelbe Stiefel (von den Scheichs) getragen. Über dem Hemd tragen die Fellachen noch gern einen buntgestreiften weitärmeligen Rock. Allgemein üblich ist noch ein Mantel (ʿabāje) aus Schaf- oder Ziegen-, auch aus Kamelhaar, der zugleich als Schlafdecke und Gebetsteppich dienen kann; im Winter kommt noch eine rot oder blau gefärbte Schafpelzjacke zur Verwendung. Die Kopfbedeckung ist beim Beduinen das Tuch (keffīje), das durch den schwarzen Kopfstrick (ʿagāl) festgehalten wird; die losen Kopftuchenden können auch zum Schutz der Augen vorn zusammengenommen werden. In Syrien ist der orientalische Turbán üblich, der aus Baumwollkäppchen, Filzmütze, Fes und darumgewickeltem Tuch besteht und mannigfaltig nach Wohnort, Abkunft und Stand variiert; Vornehme tragen ein weißes Musselintuch, Mekkapilger und Abkommen des Propheten genießen die Auszeichnung des grünen Turbans.

Noch einfacher und schlichter als die männliche ist die weibliche Tracht. Sie ist bei den Beduinen- wie bei den Fellachenfrauen im wesentlichen gleich. Erstere tragen nur lange, weitärmelige Hemden, mit einem oder zwei Wollgürteln; auf dem Kopf eine Art Haube aus Wollstoff mit Kinnband, darüber ein im Hinterhaupt verknotetes Tuch; die Füße stecken in Sandalen oder Schuhen. Die Gewandfarben sind meist weiß oder blau, durch Hinzufügung von Bluse, Mantel und Umhängtuch bereichert sich die Tracht der Dörflerinnen, für welche sich zusammen mit derjenigen der Männer innerhalb des allgemeinen Trachtentypus gerade so landschaftliche und örtliche Schwankungen ergeben, wie dies für die Volkstrachten in Europa die Regel ist. Zur Festtracht dient in Syrien und Mesopotamien auch vielfach Seide. Von einer Festlegung der Orts- und Landschaftstrachten, soweit solche irgendwie charakteristisch bestehen, sind wir aber bedauerlicherweise im semitischen wie im sonstigen Orient noch weit entfernt.

Manches Eigentümliche und Eigenartige bietet auch der arabische Volksschmuck. Er ist ganz gering und typenarm bei den Beduinen, reicher entwickelt bei Fellachen und Städtern. Von der Tätowierung

war schon oben die Rede, auf Haar- und Barttracht wird, wie schon bei den alten Semiten, viel Sorgfalt verwendet. Junge Männer tragen Zöpfe, ältere schneiden das Haar, der Bart wird nur unter dem Kinn rasiert; Haaropfer spielen bei der Mannbarkeitsfeier eine Rolle. Die Mädchen tragen ihr Haar seitlich offen, über der Stirn dagegen zu Zöpfchen verflochten. Sonst liebt man Schläfenzöpfe, die bei Trauerfällen abgeschnitten werden; rückwärts schließt man die Zöpfe durch eine Agraffe aus Silberdraht und mit Wollbändern ab; auch Hängebommeln dienen zum Schmuck der Frisur. Bei Beduinenweibern sieht man, allerdings nicht häufig, Nasen- und Ohrringe (Taf. 7, Abb. 1); sonst ist bei Fellachinnen und in der Stadt reicherer Schmuck üblich, als Stirnbinden, welche bis zur Brust herabhängen und mit Gold- und Silbermünzen dicht benäht sind (burka'), Münzenkopfputz, Armspangen, Fußringe, Silbersternchen am Nasenflügel usw. Auch über Formenlehre, Verbreitung und Herkunft des arabischen Volksschmuckes sowie seine Zusammenhänge mit den anderen orientalischen Schmuckprovinzen fehlen noch gründlichere Untersuchungen.

Zu den schon genannten primitiven Hirtenwaffen, in denen sich gewiß die ältesten Waffentypen der arabischen Beduinen verbergen, gesellt sich als Hauptwaffe der Beduinen die Lanze mit 3—5 m langem Schaft und langen und breiten oder kurzen und schmalen Eisenspitzen. Es kommt aber auch eine kurze Lanzenform vor, von der der mächtige Stamm der Anîze den Namen führt. Ferner Dolchmesser, der Bogen, der allerdings mit der Einführung der Feuerwaffen sehr zurückgedrängt ist, und Feuersteinflinten; auch Säbel, Streitäxte sind hin und wieder zu sehen, früher wohl auch Panzerhemden und Topfhelme mit Wangenplatten als Beutestücke und Lehngut. In solcher Bewaffnung zieht der Stamm zum Lager der Feinde; als Anführer gilt stets der Tüchtigste. Die Atfas oder Schlachtjungfrauen befeuern den Mut der Ihrigen, Boten gelten als unverletzlich. Die Toten begräbt man nach der Schlacht unter Steinhaufen, den Siegern gehen die Frauen des Stammes unter Gesang festlich entgegen; die Besiegten aber kriechen, verachtet, von hinten unter die Zeltdecken ihres Lagers.

Die Arbeitsteilung zwischen Männern und Frauen ist im Hauswesen und bezüglich der wirtschaftlichen Beschäftigungen streng durchgeführt. Der Frau obliegt im Hause das Mahlen, Brotbacken und Kochen; ihrem Hausfleiß ist Spinnen und Weben und die Fertigstellung der Gewänder durch Nähen und Sticken überlassen; sie holt das

Wasser, sammelt, formt, trocknet das Brennmaterial. Ihr Geschäft ist das Buttern und die ganze Milch- und Käsewirtschaft; auch die Zubereitung der Speisen, das Konservieren der Lebensmittel ist ihr Amt. Von Handwerken ist ihr mehrfach die Töpferei und das Flechten von Matten aus Stroh, Schilf oder Binsen übertragen. Trotz dieses produktiven Hausfleißes ist ihre soziale Stellung sehr gedrückt und der des Mannes unebenbürtig; sie wird als Dienerin und Kind angesehen und nur als Mutter geehrt. Religiös und rechtlich gilt sie fast nichts. Ihre müßige und abgeschlossene Haremsexistenz in den Städten ist schon berührt worden. Dem Manne fällt die Feldwirtschaft — Pflügen, Säen, Ernten, Dreschen und Worfeln — und die Viehwartung zu; er ist Krieger, Räuber, Handelsmann und Karawanenführer. Die Handwerkstätigkeiten, aus dem Hausfleiß der Fellachen hervorgegangen, finden sich fast nur in den geschlossenen Ortschaften und Städten, wo sie in bestimmten Gassen und Quartieren lokalisiert zu sein pflegen. Sie stehen meist auf recht niedriger Stufe. Solche Dorfhandwerker sind etwa der Tischler, der Ackergeräte, rohe Türen und Fensterläden fertigt, Schmiede, Lederarbeiter und Gerber, die besonders in Palästina und Syrien verbreitet sind, Glasbläser, die nur im Winter hausindustriell arbeiten und die im ganzen Lande gesammelten Glasscherben verwenden: sie erzeugen Lämpchen, Finger- und Armringe, kleine, meist farbige Gefäße usw. Die Weberei wird fast überall nur von den Weibern im Wege des Hausfleißes betrieben und ist selten zum Handwerksbetriebe emporgestiegen.

In Südarabien ist mit vielen dieser Gewerbe der Begriff einer niederen verachteten Kaste verbunden, wie ja überhaupt sich hier eine scharfe Kastensonderung auf Grund ethnographischer und religiöser wie wirtschaftlicher und politischer Unterschiede herausgebildet hat. Wie in Persien und mehr noch in Indien werden hier die Gewerbe der Gerber, Wäscher, Töpfer, Fleischer von den Beduinen verachtet und den Achdam überlassen, die aber doch nicht deswegen außer Lebensgemeinschaft mit jenen stehen. Sie wohnen gewöhnlich außerhalb der Ortschaften und zahlen keine Steuer. Noch tiefer stehen in Jemen die auch religiös ausgeschlossenen Pariakasten der Schumi und Schafedi, denen die Besorgung aller „unehrlichen“ Hantierungen im Sinne unseres Mittelalters überlassen ist, und denen auch die „fahrenden Leute“ Arabiens, die Gaukler, Spielleute, Musikanten, angereiht werden.

Die Familienverfassung ist streng patriarchalisch. Man wünscht sich

reiche Nachkommenschaft, vor allem Söhne, Töchter kommen wegen des künftigen Brautpreises, den sie einbringen, in Betracht. Trotzdem ist Mädchentötung, die früher bei verschiedenen Beduinenstämmen im Schwange war — besonders berüchtigt ist in dieser Hinsicht in der arabischen Geschichte der Stamm Kindah —, noch immer nicht ganz verschwunden und kommt auch in Arabia petraea noch vor. Die arabischen Stämme der Terâbîn, ʿAzâzme und Tihâja bringen am siebenten Tage nach der Geburt ein Löseopfer dar, wobei der Opfernde spricht: „Dies ist das Löseopfer, um Gottes willen, Gott"; ein solches Opfer war schon bei den vormohammedanischen Arabern üblich, und gleichzeitig schor man dem Kinde das Haupthaar ab und bestrich dessen Kopf mit dem Opferblut.

Die Beschneidung der Knaben erfolgt im 6. oder 7. Lebensjahr, wobei vor dem häuslichen Zelt eine Lanze oder Stange mit weißem Tuch und Straußenfeder aufgepflanzt wird. Auch gemeinschaftlich wird die Operation an einer Knabengruppe im eigenen Zelt vorgenommen, was in Syrien mit einem pomphaften Zug durch die Straßen verbunden ist, wobei der Knabe in Mädchenkleidern auf geschmücktem Pferde reitet.

Geheiratet wird in frühem Alter; als richtiges Alter gilt für Mädchen das 13.—15. Jahr. Lediger Stand kommt fast nicht vor und ist jedenfalls verspottet. Die Eltern oder in deren Vertretung der ältere Bruder, auch der Oheim werben dem Jüngling die Braut, die vielfach in der Verwandtschaft gewählt wird; vor der Hochzeit sollen bei vielen Stämmen die Brautleute nicht miteinander sprechen. Die Werbung geschieht durch Vermittler unter Festsetzung des Kaufpreises, meist ohne Befragen des Mädchens. Die Hochzeitsfestlichkeiten werden bei Beduinen und Fellachen und besonders auch in den Städten mit verschiedener Ausführlichkeit durchgeführt, bestehen aber überall aus denselben wesentlichen Elementen und Zeremonien. Brautbad, Widderopfer mit nachfolgender Blutbesprengung des Brautpaares, Scheinflucht der Braut vor dem Bräutigam in die Wüste, verschiedene Tänze mit Schwertern usw. kommen im eigentlichen Arabien wie in Syrien und Mesopotamien vor. Am Ausgang des Lebens stehen die ständigen Sterbe- und Begräbniszeremonien. Dem Sterbenden wird Wasser in den Mund gegossen, damit die Seele leichter entfliehe. Die Beisetzung erfolgt rasch nach dem Tod, in Syrien oft schon wenige Stunden nachher, bei den Beduinen in Höhlen, Ruinen, Felsengräbern, im Wüstensand, womöglich in der Nähe des Ahnherrn unter Beigabe kleinerer

Gebrauchsgegenstände. Zum Zeichen der Trauer zerreißt man die Kleider und streut Staub oder Asche auf den Kopf. Auch Abschneiden der Haarzöpfe und Bedecken des Kopfes, Zerkratzen des Gesichtes ist vielfach noch üblich. Klagegesänge der Weiber sind wie in alter Zeit immer noch Brauch. Spuren der Totenhochzeit finden sich allenthalben.

Sehr unvollkommen sind die Vorstellungen der Araber vom Jenseits; mit ganz rohen Ideen über das Fortleben der Seele und die Notwendigkeit ihrer Versöhnung durch Opfer an bestimmten Tagen nach dem Tode vermengen sich jüdische und christliche Vorstellungen über ein Totenreich unter Jerusalem und ein Paradiesesleben mit sehr sinnlicher Ausmalung.

Die religiöse Entwicklung der Araber weist innerhalb der verschiedenen Bevölkerungskreise sehr mannigfache Stufen dicht nebeneinander auf. Unterhalb der islamitischen Schicht mit ihren einfachen Lehrsätzen und Bräuchen dauert mehr oder minder vollständig und unverändert die alte gemeinsemitische Religionsform an, deren wesentliche Züge schon (S. 189) bei der Betrachtung der Zustände der altarabischen Bevölkerung gekennzeichnet worden sind. Verehrung der Lokalheiligen, der Quellen, Bäume, Höhlen, der Steinblöcke (kanaanäisch masseba), heiligen Pfähle (aschera), Höhen, mit blutigen Opfern und sonstigen Darbringungen; der Glaube an Geister und Gespenster (in Vampirgestalt, „rola", oder als Tiere, Menschen erscheinend), besonders häufig Schlangenverehrung und Furcht vor nächtlichen Heimsuchungen (Melusinenglaube), Furcht vor Behexung, dem bösen Blick, Krankheits- und Fluchzauber stehen auf der einen Seite, auf der anderen finden wir überall die uralte semitische Verehrung eines Stammesgottes, mit dem sich Sippe, Stamm oder Volk aufs engste verbunden fühlt, der als ihr Ahn- und Schutzherr gedacht wird und dem ihr vornehmster Kult gilt.

Die soziale Organisation und Rechtsentwicklung der Araber hängt selbst in den höheren Formen noch sehr durchsichtig mit ihrer ursprünglich nomadisierenden Lebensweise zusammen. Anführer des Stammes ist der Scheich, der über Krieg oder Frieden beschließt, Rechtsfälle ordnet und den Stamm überhaupt nach außen vertritt. Im übrigen regelt jeder Familienvater möglichst unabhängig seine Verhältnisse. Das Recht über Leben und Tod im eignen Stamme steht dem Scheich nicht zu. Darüber waltet die Blutrache, die bis zum fünften Grad der Verwandtschaft die Sippengenossen verpflichtet, aber nur die Männer. Zur Ablösung der Blutrache kann auch ein Blutpreis bezahlt werden;

vielfach wird ein Mädchen einem Verwandten des Toten abgetreten, bis sie ihm einen Sohn geboren hat. Das Gastrecht ist wie in alter Zeit in Kraft: der Fremde tritt hinter den Zelten der anderen gehend beim Zelt des Bekannten ein und genießt nun durch drei Tage Gastfreundschaft und sicheren Schutz. In der Gemeinschaft der Freien leben überall Sklaven, die auch verheiratet sein können und gut gehalten werden, sich auch unschwer freimachen können.

Geselligkeit und künstlerische Vergnügen spielen im Leben der Araber, wie der Orientalen überhaupt eine große Rolle. Kein Fest, das nicht mit Gesang, Musik und Tanz gefeiert wurde. Doppelflöten der Hirten (maqwūn), die durch ganz Vorderasien verbreitet sind und weit westwärts nach Südeuropa hereinreichen, die rbâb, eine einseitige, mit Roßhaarbogen gestrichene Geige, die unter dem Arm gehaltene Sackpfeife, Tamburin, Topftrommel und große Trommel sind die volkstümlich verbreitetsten Musikinstrumente. Die Tänze sind vielfach Gruppentänze, mit Armbewegungen und Händeklatschen begleitet. Die Rezitation der Heldengedichte durch Volkssänger erfolgt unter monotoner Begleitung der einsaitigen Geige. Spiele der Erwachsenen sind Würfeln mit Schafknöcheln, Stock- oder Schleuder-, bei den Fellachen auch Brett- und Kartenspiele (das Buch der Armen und Bettler). Die Musik ist sehr dürftig entwickelt, der Gesang einstimmig, seltener Chorgesang, man singt stark durch die Nase. Die Poesie ist hauptsächlich auf den Rhythmus gestellt. Man hat, sicher nicht mit Unrecht, die Anfänge der arabischen Dichtung mit den rhythmischen Bewegungen des Kamelschrittes in Zusammenhang gebracht. Wie dem auch sei und welcher Art immer die Einflüsse waren, welche die Herausbildung der Dichtung unter den Arabern begünstigten, die Poesie tritt hier von Anfang in lockerer strophischer Gliederung auf, zu welcher sich früh als erster Schmuck der Reim gesellt. Eine reiche Zahl kunstvoller poetischer Formen ist später daraus entwickelt worden, und jeder Stamm verfügt über einen sorgsam bewahrten Schatz berühmter Gesänge und Volksgesänge, während die eigentliche Unterhaltungsdichtung, Makame, Fabel, Märchen, Schwank usw., durch bunteste Vermengung und Wanderungen der Stoffe und Motive im ganzen Orient und darüber hinaus sich ausgebreitet hat.

---

d) Die nichtarabischen Syrer und Mesopotamier.

Zwischen und neben den islamitischen Arabern — Beduinen, Fellachen und Städtern — leben auf semitischem Rassen- und Volksgrund in Palästina, Syrien und dem Zwischenstromland, als Produkt mannigfaltiger Mischung wechselnder Bevölkerungen erwachsen, eine Reihe von Bevölkerungsgruppen, die durch ihre Leiblichkeit, ihre Sitten, ihre Religion und teilweise auch durch Einzelheiten ihrer materiellen Kultur und Lebensführung auffallen und mehr oder minder selbständig dastehen. Es sind dies in Palästina die alten Samaritaner in Nablûs, in Syrien die Nusairier oder Ansairije, die Drusen im Libanon und Hauran, die Maroniten und Jakobiten im Libanon und die Nestorianer in Nordsyrien sowie am Urmiasee und in Nordmesopotamien, die als Reste der alten aramäischen Syrier gelten. Verhältnismäßig gering an Kopfzahl — sie betragen alle zusammen kaum eine Million, und ihre Teilzahlen schwanken von 75000 bis 250000 Seelen — bilden sie in der einförmigen Lebens- und Kulturgemeinschaft dieser Länder eingesprengte Volksinseln, deren Eigenart nach außen am meisten in besonderen Sitten und Trachten, im religiösen Bekenntnis und zum Teil auch in seltsamen religiösen Gebräuchen, über welche in ihrer Nachbarschaft viel Übertriebenes und Geheimnisvolles umgeht, hervortritt. Unter den Syrern, die überhaupt durch starke Sektenentwicklung und lebhaft hervortretendes kirchliches Leben ausgezeichnet sind, erregten die Maroniten wegen ihrer Abgeschlossenheit, ihrer besonderen Volksart und besonders infolge ihrer religiösen Sonderstellung seit jeher die Aufmerksamkeit der Beobachter. Etwa 250000 Köpfe stark — womit sie eine beträchtliche Teilziffer der gesamten syrischen Bevölkerung ausmachen —, bewohnen sie hauptsächlich ein Gebirgsland, dessen Ortschaften an steilen Berghängen inmitten ihrer Felder angelegt sind, mit zahlreichen Klöstern untermischt, ihrer Kirche, die nach jahrhundertelanger Sonderstellung nunmehr auf den Boden des römisch-katholischen Glaubens herübergetreten ist, mit starkem Sektierereifer ergeben. Noch immer haben sich die Maroniten verschiedene kirchliche Ausnahmen zu bewahren gewußt: so das Abendmahl in beiderlei Gestalt, die Ehe für die niedere Weltgeistlichkeit, eigne Heilige, die Wahl der Patriarchen durch ihre Bischöfe, die Messe in altsyrischer Sprache.

Ethnographisch bemerkenswerter sind die Drusen im Libanon (an

170000) und im Hauran. Auch anthropologisch gibt es unter ihnen auffällige Elemente: das zahlreiche Vorkommen lichter Komplexion — blauer Augen, mit Blondheit gepaart — deutet wohl auf Beimischung alter kleinasiatisch-arischer Bevölkerungsgruppen. Auf semitischer, besonders islamitischer Kulturgrundlage sind hier eine Reihe seltsamer Sonderzüge der Volksart entwickelt. Die Religion durchdringt hier das ganze Volksdasein; eine Mischung aus mohammedanischem Gnostizismus, christlichen Ideen und persischem Magismus bildet ihre Geheimlehre, die nur den Eingeweihten offenbart wird, während die größere Bevölkerungsmasse, die Laien, äußerlich dem Islam huldigt. Eigentliche Priester gibt es nicht; die Akkâl in verschiedener Rangstufe treten dafür ein. Ihre Kleidersitten für die männlichen und weiblichen Bekenner, mit eigentümlichem Farbenrituell, der sonderbare hornartige Kopfputz aus Blech oder Zedernholz, bei Vornehmen aus Silber, mit Edelsteinen besetzt, sind oft beschrieben worden; es bleiben aber der Ursprung und allfällige Zusammenhänge dieser Trachtenstücke zu untersuchen übrig; sie dürften im Norden zu finden sein. Ihre Umgangs- und Grußformen sind höchst umständlich und zeremoniös, ein ausgebildetes System von Erkennungszeichen in Gebärden und Sprachformeln verbindet alle Drusen miteinander. So auffällig in dieser Art zahlreiche Züge, die mit der Religion zusammenhängen, die Drusen vor den anderen Bewohnern des Libanon und der angrenzenden syrischen Gebirgslandschaften auszeichnen, so sehr haben sie alle zusammen die Erscheinungsformen ihres sonstigen Lebens miteinander gemein: die Wohnungen aus Stein errichtet, in den steilen Berg hineingebaut, wie in Armenien und im Kaukasus; Wirtschaft und Nahrung, Familienverfassung und materielle Lebensweise überall sehr ähnlich geartet. Mit einigen Worten mag auch noch der Nusairier gedacht werden, die schon in Palästina an den Hermonabhängen siedeln und mit den gleichen Elementen Nordsyriens bis nach Tarsus und Adana hin zusammenhängen. Etwa 150000 Seelen stark, hausen sie in unwegsamen, selten von Reisenden berührten Berggebieten, in zahlreichen Dörfern und Gehöften, die vielfach auf den Spitzen und Kuppen der Berge liegen, angesiedelt, am dichtesten in Ladakia und Antiochien. Sie gebärden sich äußerlich als Moslemin, hassen aber die Mohammedaner und halten ihre eigentlichen Glaubenslehren und ihren sonderbaren Kult, in dem Sonne, Mond und Himmel eine wichtige Stelle einnehmen, streng geheim. Auch der Priester mit dem Weinkelch spielt

darin eine große Rolle. Die Einweihung der Jünglinge in die Geheimlehre des Stammes erfolgt unter umständlichen Zeremonien und unter furchtbaren Androhungen für den Fall des Verrats der Lehre an Außenstehende. Ihre Hierarchie ist mehrfach gegliedert, sie haben zahlreiche Heilige und viele abergläubische Gebräuche, eine Art Seelenwanderungsglaube, Speiseverbote, ein Bartschurverbot usw. Auch auf Hügeln und Bergen mit Steinringen begehen sie ihre Kulthandlungen.

3. Der kleinasiatisch-indogermanische Völkerkreis.

Die geographisch-geschichtlichen Grundlagen.

Das kleinasiatisch-armenische Hoch- und Gebirgsland im Norden der semitischen Welt ist, soviel wir sehen können, seit jeher von dem iranischen Osten und dem semitischen Süden bevölkerungsgeschichtlich geschieden gewesen, wenn auch politische Zusammenhänge mit denselben zu allen Zeiten wiederholt hergestellt worden sind. Seine selbständige ethnographische Stellung und Entwicklung ist wie die der beiden anderen großen Völkergebiete Vorderasiens durch die geographischen Verhältnisse in sehr bestimmter Weise vorgezeichnet. Im besonderen Maße ist dieser Teil Vorderasiens ein Durchzugsgebiet zwischen dem Osten und Westen, zwischen Asien und Europa, dessen südlicher Welt es sich am meisten nähert, gewesen und geblieben. Seine Naturbeschaffenheit schloß dabei das Übergreifen des Semitentums, das in der Wüste und Steppe am meisten zu Hause ist, fast völlig aus, bot dagegen den Völkermassen des Westens und Ostens keinen ungewohnten Schauplatz für Festsetzung und günstige Entwicklung.

Das innere Kleinasien bildet eine rings von Bergketten umschlossene Hochebene, die freilich größtenteils kahl, streckenweise wüstenhaft erscheint, aber im Norden wie im Süden davon erstrecken sich fruchtbare Täler und waldreiche Berge, genügend bewässert, und von drei Seiten umschließt das Meer die gesegneten Randgebiete, zur Ansiedlung lockend und den Verkehr nach allen Seiten begünstigend. Auch der Nordosten ist trotz der wilden Bergwelt, die hier auf der armenischen Hochebene aufsitzt, durch große Ströme im Innern aufgelockert und mit der übrigen Welt ausreichend verbunden.

Im großen und ganzen somit gründlich anders gestaltet als die semitischen und iranischen Teile Vorderasiens, und vor allem in weitaus

günstigerer Verkehrslage befindlich, ist Kleinasien auch seit ältester Zeit die Heimat und der Tummelplatz einer ganz anderen Bevölkerungsmenge, oder vielmehr der Mischkessel einer ganzen Folge verschiedener Bevölkerungen. Nirgends sonst in Vorderasien, bis auf Mesopotamien, besteht ein so geringer Zusammenhang zwischen der ethnographischen Vergangenheit und Gegenwart, und ein so vielfältiger Wechsel oder doch eine so häufige Erschütterung der Bevölkerung durch neue Völkereinbrüche ist nicht leicht in einem anderen Gebiete festzustellen. Dabei hat auch die kriegerische und politische Geschichte vom Altertum bis zur Neuzeit der Reihe nach ihre mehr oder minder tiefgreifenden Umwälzungen über diese Ländermassen ergehen lassen, woraus sich als Endergebnis für Anthropologie, Ethnographie und Kulturzustand dieser Völkergebiete in der Gegenwart der verwirrteste und kaum noch mit einiger Sicherheit deutbare Zustand ergeben hat. Jedenfalls reicht die Inkongruenz zwischen den anthropologischen, den völkerkundlichen und den kulturellen Verhältnissen hier weitaus tiefer, als dies etwa im Bereich des semitischen oder iranischen Völkerkreises irgendwie der Fall ist.

Bei solchem Stande der Dinge besteht die Notwendigkeit der geschichtlichen Aufrollung für die völkerkundliche Behandlung Kleinasiens und der nördlichen Gebiete in weitaus geringerem Maße, als dies bezüglich der semitischen Welt der Fall war. Immerhin werden wir uns mit den Grundzügen der so wechselvollen Bevölkerungsgeschichte dieses großen Gebietes vertraut zu machen haben, das durch seine vielfachen und bedeutungsvollen Beziehungen zur südeuropäischen Ethnographie und Kulturgeschichte in allen Zeitläuften vielleicht noch von größerem Interesse erscheint als durch seine eignen Schicksale und seine eigne Völkergeschichte.

Geschichtliche und anthropologische Zeugnisse sprechen für den Bestand einer eigenartigen kleinasiatischen Urbevölkerung von wesentlich einheitlichem Charakter mit besonderer Kurzköpfigkeit, die seit den ältesten Zeiten, vielleicht in Zusammenhang mit den Sumerern Sinears stehend, durch allen Wandel der Zeiten und trotz vielfältigster Völkerüberschichtung hier fortgedauert hat und physisch noch immer den Grundstock der heutigen Türkisch sprechenden Bevölkerungsmasse bilden mag. Zu jener Urbevölkerung gehörten die von den Griechen genannten vorindogermanischen Stämme der Karer, Leleger, Lykier, Lyder, die teilweise auch als die Urbevölkerung der ägäischen Inselwelt und selbst Griechenlands erscheinen, gehörten als ihre Hauptvertreter die H e t t i t e r,

die im östlichen Kleinasien und den angrenzenden Gebieten seit dem Anfang des zweiten vorchristlichen Jahrtausends in die Geschichte eintreten und später blühende Reiche geschaffen haben, welche im 12. Jahrhundert ihr Ende gefunden haben, und ferner die Mitani am Euphrat und Belichos, mit denen indogermanische Herrenelemente in großer Zahl nach Kleinasien eindringen. Es scheint festzustehen, daß sowohl das Hettitische wie die Mitanisprache weder semitische noch indogermanische Idiome gewesen sind. Daß hinter der wahrscheinlichen anthropologischen Einheitlichkeit der kleinasiatischen Urbevölkerung auch eine sprachliche Einheit und Zusammengehörigkeit des genannten Völkerkreises stehe, hat Paul Kretschmer gezeigt. Es darf durch Vergleichung der von den Hettitern und ihren Verwandten hinterlassenen Denkmälern und Inschriften mit den geschichtlichen Nachrichten und den Kulten der Griechen auf den Inseln und in Kleinasien aber auch vermutet werden, daß ebenso auf dem Gebiete der Religion und der geistigen Kultur gewisse frühe und große Zusammenhänge bestanden haben, und selbst in einigen religiösen Vorstellungen und Gewohnheiten der Gegenwart, wie dem Kult der Votivbäume, der religiösen Kastration, der blutigen Selbstzerfleischung fanatischer Schiiten zu Ehren Huseins und Hasans, scheinen die letzten Ausklänge dieser frühen kleinasiatischen Religionsformen gesehen werden zu dürfen.

In späterer Zeit wird hier das Bild der völkerkundlichen Verhältnisse aber wesentlich bunter durch große Wanderungen und erschütternde Einbrüche indogermanischer Völker, die vor allem aus dem Westen kamen und der Reihe nach neue Bevölkerungselemente brachten. Es sind dies im 12. Jahrhundert vorerst die Phryger und ihre Verwandten, denen die Griechen mit der Besetzung der Westküste, des Südens und Zyperns, später auch des Nordens folgen. Im 7. Jahrhundert folgt ein neuer Strom, der die Kimmerier aus dem Osten, sowie thrakische Stämme aus dem Westen in die Halbinsel brachte. Um diese Zeit dürften auch die Vorfahren der Armenier, deren Name zuerst in den Inschriften des Darius bezeugt ist, sich von Phrygien aus in das Bergland am oberen Euphrat bis über den Wansee, das heutige Armenien vorgeschoben haben. Einige Jahrhunderte später kamen wieder westliche Völkermassen in die Halbinsel; die keltischen Stämme der Galater siedelten sich auf der inneren Hochebene an, und es setzt sich nun im vollen Lichte der Geschichte die alte Völkervermischung fort, zu welcher neuerlich die geschichtlichen Umwälzungen nach Alexanders des Großen Eroberungszügen vielfach den Anstoß geben.

In diesen bunten Strömungen der Bevölkerung Kleinasiens beharren die Griechen als die Anwohner und Beherrscher der reichen Meeresküsten. Kulturell übertüncht nun die hellenistische Epoche und später das römische Imperium mit seinen 200000 Kolonisten die alteinheimischen Zustände mit griechischer Kultur und römischen Lebensformen. Byzanz wird deren politischer und kultureller Erbe, bis mit dem Vordringen mittelpersischen Wesens der Orient in Kleinasien wieder sieghafter wird, der dann mit den arabischen Eindringlingen und vollends im 11. Jahrhundert mit dem Ansturm der Seldschuken die Islamisierung und Orientalisierung des Landes vollendet. Ihr Erbe übernahmen gegen Ausgang des 13. Jahrhunderts die inzwischen eingewanderten Türken, die nach dem ersten Herrscher sich Osmanli nannten. Sie sind die letzten in der langen Reihe fremder Einwanderer, welchen es beschieden war, am längsten und mächtigsten ihre Art der alteinheimischen Bevölkerung einzuverleiben oder zu übertragen. Sie sind die eigentlichen Gestalter der gegenwärtigen ethnographischen und kulturellen Epoche Kleinasiens; denn wie bei allen noch so bunten in der Vergangenheit sich abspielenden Völkergemischen: das letzte Stadium ist das entscheidende, und es genügen im Völkerleben wenige Jahrhunderte, um die Spuren zurückliegender Jahrtausende zu verwischen.

Am zähesten und treuesten erhält sich dagegen die physische Beschaffenheit der Völker, und es fehlt daher nicht an Versuchen, den Rassenaufbau der kleinasiatischen Bevölkerung zu zergliedern und für die geschichtlichen Bestandteile der stattgefundenen Mischungen noch in der Gegenwart Vertreter nachzuweisen. F. v. Luschan erkennt drei Rassenelemente in der bunten Bevölkerungsmasse Kleinasiens. Als das älteste gilt ihm das hettitische (alarodische); es ist kurzköpfig, dunkelfarbig und durch schmale, hohe Nase ausgezeichnet. Als seine reinsten Vertreter gelten ihm die Tachtadschy in Lykien sowie die Bektasch, und er verfolgt dieses Rassenelement weiter in den Ansarieh des nördlichen Syrien, den Kysylbasch, den Drusen und Maroniten. Besonders in den Armeniern findet er es rein ausgeprägt. Dieser Typus findet sich aber auch in ziemlich gleichem prozentuellen Verhältnis in den Türken und Griechen vertreten. Ein zweites Element, das bereits seit frühester Vorzeit beigemischt erscheint, ist das semitische, durch Langköpfigkeit und kurze, ziemlich breite Nasen charakterisiert. Es tritt am reinsten in den Bedawy und den nomadisierenden Jürüken und als Komponente auch bei den obengenannten

Völkerstämmen hervor. Endlich sei ein nördliches blondes Element vorhanden, vielleicht das Erbe des Mitani von Boghaz-Köi, von den Kurden rein repräsentiert und als Komponente in den Türken, Griechen und Juden Klein- und Vorderasiens enthalten.

Ein ganz anderes Bild freilich, in dem die älteren und jüngeren Bevölkerungselemente hauptsächlich auf Grund anthropogeographischer Faktoren auseinandergetreten erscheinen, bietet die ethnographische Verteilung der Bevölkerung Kleinasiens in der Gegenwart. Die geschichtlichen Misch- und Verdrängungsprozesse, die wiederholten Völkereinbrüche und Festsetzungen neuer Bevölkerungselemente lassen sich von der jetzigen Bevölkerungskarte nur in den wenigsten Fällen mehr ablesen. Vor allen mit großer Beständigkeit verblieben in ihren ursprünglich eingenommenen Siedlungen an den Küsten die Griechen; ihnen treten als die eigentliche Binnenbevölkerung die sogenannten Türken, Osmanli, entgegen, die aber allmählich gegenüber diesen und anderen Bedrängern, wie den Kurden, Tscherkessen, und selbst den Armeniern und Juden, wie auch den Levantinern (christlichen Mischlingen), an Boden verlieren. Rückständige Primitivgruppen, in denen sich vielleicht manche Völkerwelle alter Zeit verbergen mag, leben in schützender Gebirgsisolierung in Kilikien und dem Antitaurus, so das Wäldlervolk der Tachtadschy (Brettschneider, nach ihrer Hauptbeschäftigung benannt), die Kisil-Basch, und die Ansarieh der Adanaebene.

Den genannten seßhaften Bevölkerungsteilen der breiten Randzonen stehen die Nomaden des steppen- und wüstenhaften Innern der Halbinsel gegenüber. Die von Kilikien ausgewanderten Jürüken, wahrscheinlich turkmenischer Abstammung, nomadisieren als Viehzüchter und Räuber, hauptsächlich über die Gebiete der Wilajets Adana, Aïdin und Chudawendikjar und die angrenzenden Gebiete. Nicht seßhafte Elemente sind auch die Kurden, deren Wanderungen von Armenien weit bis in den Westen Kleinasiens reichen und nur die meeranliegenden Gebiete verschonen. Zum großen Teil nomadisierende Bevölkerungsteile sind auch die Turkmenen, echt türkischer Abstammung, von denen allerdings beträchtliche Mengen in Kappadozien schon im Übergang zur Seßhaftigkeit begriffen sind.

Was die Bevölkerungsziffern betrifft, so werden jetzt für Kleinasien 9089200 Einwohner angenommen, was eine durchschnittliche Volksdichte von 18,1 ergibt. Davon entfallen auf die sogenannten Türken oder Osmanen 7,2 Millionen (eine weitere halbe Million derselben

Bevölkerungsmasse sitzt in Armenien und Kaukasien), auf die Griechen im ganzen etwa 1,3 Million, die Zahl der Armenier wird für Kleinasien immerhin auf 576000 angegeben. Die Anzahl der Juden der Halbinsel wird mit 184600 Seelen wahrscheinlich zu gering angesetzt. Die Siedlungsdichte in den Randgebieten und besonders an den Küsten, wo seit dem Altertum immer wieder dieselben Plätze für die Anlage von Ortschaften und Städten naturbestimmt gewählt worden sind, ist mit 25—29 bedeutend größer als im trockenen menschenarmen Innern, wo die durchschnittlichen Volksdichten in den meisten Wilajets sich zwischen 10 und 18 bewegen. Im ganzen aber ist die Halbinsel menschenarmes Land, und auch in der Menschenziffer herrscht Verfall, wie in Wirtschaft und Kultur, seit den blühenden Zeiten des Altertums, die besonders in der griechisch-römischen, der byzantinischen und der seldschukischen Epoche gipfelten.

Mit der osmanischen Eroberung und Invasion ist der Glanz der kleinasiatischen Kultur, die noch heute in einer Fülle von Ruinenfeldern, Felsengräbern, Tempelresten, Inschriften und Skulpturtrümmern über die ganze Halbinsel verstreut ihre Zeugnisse zurückgelassen hat, unwiederbringlich dahingeschwunden, und es ist ähnlich wie vor einigen Jahrzehnten auf der Balkanhalbinsel das Bild ethnographischer Verwahrlosung und kulturellen Rückschrittes mit geringen Anzeichen völkischer Neubildungen über das Land gebreitet. Neben den Städten, die, meist von einem verfallenen Kastell auf steiler Höhe landschaftlich beherrscht, in ihrer Anlage (mit ihren Basaren, Han's, Handwerkerquartieren usw.) einander sehr gleichen und vielfach an die sonstigen Städtebilder im Mittelmeerumkreise erinnern, und den Ackerbaugebieten mit ihren verwahrlosten bäuerlichen Siedlungen, die dem Ethnographen nur in wenigen Zügen Bemerkenswertes bieten, erscheint dann wohl in bestimmten Landschaften dicht daneben altertümliches und urwüchsiges Dasein in den nomadisierenden Elementen, die in Tracht, Kunst, Gewerben, uralten Primitivtechniken und Geistesverfassung ein dankbares, aber noch lange nicht genug erforschtes Objekt völkerkundlicher Beobachtung darstellen.

a) Die anatolischen „Türken" und verwandte Stämme.

Die anatolischen „Türken" sind in den fruchtbaren Gebieten der Halbinsel, den Talböden und Ebenen überall seßhafte Ackerbauer. Ihre Dörfer, mit engen, krummen und ungepflasterten Sträßen, werden als sehr

verwahrlost und schmutzig geschildert, selten fehlen eine kleine Moschee (Dschami) und die Dorfschule (Mekteb). Der Hausbau ist dem nicht regenarmen Klima entsprechend; die Häuser werden je nach den verschiedenen Landschaften aus Luftziegeln, Stein, vielfach aus Lehm oder auch aus Holz erbaut, wie im waldreicheren Nordwesten, und enthalten meist in zwei Geschossen Männerabteilung und Weibergemach getrennt. Die Bauernhütten im regenarmen Innern haben im Gegensatz zu den Giebeldächern der Randgebiete flache Bedeckung aus einer Knüppellage, mit Reisig bedeckt und mit Erde bestampft — diesen bekannten Typus des alten vorderasiatischen Wohnhauses. In Kappadozien werden Höhlenwohnungen im Kalktuff benutzt. Neben solchen ganz unterirdisch gelegenen Wohnungen kommen hier als Regel wenigstens unterirdische Vorratsräume bei den Häusern vor, die durch Gänge untereinander verbunden sind. Die Bauernhäuser Kleinasiens sind meist fensterlos. Um die Grundstücke ziehen Steinmauern; der Ackerbau wird nur landschaftsweise mit Hilfe künstlicher Bewässerung, Schöpfrädern usw. und mit altertümlichen Methoden betrieben; der Dreschschlitten kommt vor. Mehrfach haben die in naher Vergangenheit aus dem Balkan eingewanderten Bevölkerungselemente verschiedene landwirtschaftliche Neuerungen mitgebracht. An Hausrat ist, wie überall in Vorderasien, sehr wenig vorhanden. Die anatolischen Teppiche, die von den Nomaden im Innern hergestellt werden, Hängewiegen, niedrige Tischchen, Waschbecken und Krüge aus verzinntem Kupfer, die handwerklichen Erzeugnisse der Städte, Kuchen- und Fladenbrotbretter, Tongefäße, die in ihren Formen von Ziegenschläuchen abgeleitet sind, Holzgefäße, die wieder ihre Formen alter Töpferei entlehnen, Körbe in Spiralwulsttechnik, Wurzelkörbchen, Lederschalen werden von den Reisenden gelegentlich erwähnt und in unseren Museen aufbewahrt; von einer genaueren Erhebung des Kulturinventars der anatolischen Bauern und einer Untersuchung ihrer Volkskunst ist vorläufig bedauerlicherweise noch keine Rede.

Wenn irgendwo, werden sich hier die Spuren jener Völker- und Kulturüberschichtungen finden lassen, welche die Bevölkerung der Halbinsel im Zeitenlaufe erfahren hat. Die Tracht wechselt nach Landschaften (Taf. 6, Abb. 4). Charakteristisch für die Männertracht sind der rote Fes mit schwarzer Quaste, den das Turbantuch umwindet, kurze Jacke und Weste mit Schnüren benäht, lange, an den unteren Beinen enge, oben bauschig weite Hose, Gamaschen und Ledergürtel.

Im Süden Kleinasiens tragen die Bauern weiße, lange Baumwollhosen und Kaftanrock, der seitlich bis in die Hüftgegend geschlitzt ist.

Die Hauptnahrung der türkischen Bauern ist das Fladenbrot aus Weizen- oder Gerstenmehl, ferner saure Milch und Gemüse verschiedener Art. Das Normalgericht, welches morgens und abends genossen zu werden pflegt, besteht aus einer Breisuppe, zu welcher Käse, Halva und Bekmez (Weintraubensirup) genossen werden. Fleischgenuß ist, wie bei jeder bäuerlichen Bevölkerung Vorderasiens, selten und wird hauptsächlich durch Jagd und Fischfang bestritten, die völlig frei sind. Als Speisenfett dient allgemein Olivenöl, das ja in der Olivenzone Kleinasiens reichlich gewonnen wird. Als Herdenbesitz der Viehzüchter kommen hauptsächlich Ziegen und das Fettschwanzschaf in Betracht. Rind und Büffel werden nur als Zugtiere gehalten und vor Pflug und Holzkarren gespannt.

Das Leben der kleinasiatischen Nomaden, der Jürüken und Turkmenen sowie der Kurden, bietet der völkerkundlichen Betrachtung nicht minder anziehende und noch mannigfaltigere Bilder. Übergänge zu nomadisierenden Lebensformen finden sich landschaftlich mehrfach. So gehen die Bewohner von Hunderten von Dörfern an der Südküste Kleinasiens im Sommer wegen der zunehmenden Hitze und Wassermangels halber hinauf ins Gebirge und beziehen die Almweiden. Man nennt dies Almgehen „jaila“.

In Lykien und den benachbarten Gebirgen hat eine kleine besondere Bevölkerungsgruppe, gleichen, aber vielleicht reineren Blutes wie die türkischen Anatolier, die Aufmerksamkeit auf sich gezogen, die Tachtadschy, die meist in Höhen von 1000—1500 Metern jahraus, jahrein als unabhängiges Gebirgsvolk, fast völlig auf sich allein gestellt, leben. F. v. Luschan hat sie, die in Kleinasien einen nicht sehr günstigen Ruf genießen und jedenfalls von der gleichförmigen Masse der übrigen Bevölkerung abstehen, mehrfach geschildert. Neben ihren kleinen, runden Filzzelten erbauen sie vorübergehend in den Bergen eigentümliche Bienenkorbhütten, mit Klaubsteinmauern und kegelförmigem Knütteldach. Beim runden Türspalt zieht der Rauch des Herdfeuers ab. Ganz ähnliche Kegelhäuser, aber seßhaften, wirklichen Mohammedanern angehörig, kommen nach v. Luschan übrigens auch an anderen Punkten Kleinasiens vor, manchmal nur mehr als Stallungen verwendet und stehen wohl irgendwie im Zusammenhang mit den Rundhäusern der ägäischen Welt und vielleicht sogar mit den rudimentär in Europa

verschiedenen Ortes, namentlich auf der Balkan- und der italischen Halbinsel, nachweisbaren Primitivhütten im Rundstil.

Die Tachtadschy sind, wie schon ihr Name besagt, eine Holzhauerbevölkerung, die im übrigen auf sich allein angewiesen ist und möglichst alle Bedürfnisse durch Hausfleiß zu befriedigen sucht. In religiöser Hinsicht bieten sie manches Merkwürdige, trinken Wein, essen Schweinefleisch und üben auch sonst nicht die vorgeschriebenen mohammedanischen Riten. Hase und Truthahn gelten ihnen als unrein, mit dem Pfau verbinden sie merkwürdige religiös-abergläubische Vorstellungen. Eine Art Seelenwanderungsglaube ist unter ihnen im Schwange, und für ihre religiöse Geheimlehre gibt es in jedem Stamm einen priesterlichen Bewahrer, „baba" oder „dede", dessen Würde innerhalb des Stammes erblich ist. Seine Obliegenheiten sind nicht ganz klar, weisen aber auch manche schamanistische Züge auf. Das Wesen dieser Sektenbildung berührt sich mannigfach mit den Sektenbräuchen vorwiegend schiitischen Charakters, ferner auch mit denjenigen der Kysylbasch in Westkurdistan, der Ansarieh in Nordsyrien und der Jeziden im mittleren und oberen Mesopotamien, so daß die Frage aufgeworfen werden konnte, ob dieser offenbar und zweifellos vorhandene Zusammenhang ein alter ist oder, mit anderen Worten, „ob wir bei diesen verschiedenen Sekten die zerstreuten Reste einer gemeinsamen, uralt heidnischen Kultur zu erkennen haben, oder nur allerhand in wüsten Bergländern und armseligen Landschaften allmählich und nach verschiedenen Richtungen hin degenerierte Ausläufer des schiitischen Islams". Beide Möglichkeiten stellen interessante Probleme der kleinasiatischen Kulturgeschichte und Völkerkunde dar, die hoffentlich von berufener Seite weiter verfolgt und zur Lösung gebracht werden. Auch unter den Jürüken gibt es Ansässige und Halbnomaden, die als Kohlenbrenner und Kilimweber ihr Dasein fristen.

Die echten Jürüken aber sind die Nomaden der Steppe, die jahraus, jahrein in ihren würfelförmigen schwarzen Ziegenhaarzelten wohnen und ihr Hab und Gut bei ihren Wanderungen in Wagen mitführen, die dann gewöhnlich im Lager die Rückwand der Zelte bilden. Die letzteren haben einen viereckigen Grundriß und bilden ein Gerüst aus neun Stangen, wobei die Seitenwände durch Rohrstabmatten verstärkt werden; der Innenraum wird auf sehr einfache Weise, meist durch aufgestapelte Gerstensäcke, in ein Männer- und Weibergemach geteilt. Ihre Herdentiere sind Dromedare, Schafe und Ziegen. Verschiedene Hausindustrien der Weiber, wie die Filzbereitung im

Dromedarschlauch, der mit Seilen hin und her gewalzt wird, die Herstellung von Matten und Flechtwerk, die Wollspinnerei und Teppichweberei dienen für Bekleidungs- und Behausungszwecke. So tragen die Jürükenweiber Schürzen und Beinlinge aus Filz, die Männer Filzjacken und kurze Filzhosen, und für die Zeltwohnung dienen die Filzdecken in mannigfacher Weise. Neben der Viehzucht spielt die Jagd eine große Rolle, die mit Jagdhunden, abgerichteten Lockvögeln, auch wohl — nach Türkensitte — mit Jagdfalken betrieben wird. Die Jürüken gelten als die besten Panther- und Steinbockjäger des kleinasiatischen Hochgebirges. Manche altertümliche und primitive Züge begegnen in ihrer Lebens- und Arbeitsweise. So üben sie Kopfdeformation dadurch, daß dem Kinde mit einem nassen Tuch das Haupt fest gebunden wird; im Schmuckwesen verdient das Rotfärben von Haaren und Brauen, der reiche Mützenhängeschmuck der Weiber, das Vorkommen von Scheibenfibeln, Ketten, Armspangen Beachtung. Trotz des äußerlich zur Schau getragenen Islams gehen die Frauen unverschleiert. Von Arbeitsgeräten haben die Formen ihrer Spinnstöcke, die oben in sieben Spitzen auslaufen — nach Art einiger verwandter Balkantypen —, die mit Holz beschwerten Spindeln, die Holzkreuze zum Drehen von Garn, die reichgeschnitzten Holzbogen zum Fachen der Haare bei der Filzbereitung, ihre langgeschwungenen Sichelsensen und der bei ihnen übliche Fingerschutz beim Grasmähen u. dgl. m. die Aufmerksamkeit kundiger Forscher erregt. Der volkskundlichen Arbeit harrt hier noch überall ein sehr lohnendes Gebiet. Ihre sozialen Einrichtungen und religiösen Sitten sind noch wenig erforscht; interessante Tänze, Scheinkämpfe bei ihren Hochzeitsfeiern, Knüppeldächer, die sie über ihren Gräbern errichten, mögen als Einzelheiten erwähnt werden.

Recht bemerkenswerte Lebenszüge werden auch von den Turkmenen Kleinasiens berichtet, die mit den Wanderjürüken vielfach in Konkurrenz und Fehde leben. Sie sind Viehzüchter wie diese und treiben Butter- und Käsewirtschaft. Im Sommer ziehen sie auf die höheren Gebirgslagen, im Winter beweiden sie die Ebenen und das Hügelland. Sie haben ihr Stammgepräge, wie anthropologisch so auch ethnologisch, nur in sehr abgeschwächten Zügen bewahrt. Mehrfach sind sie im Übergang zur Ansässigkeit begriffen oder vor kurzem schon völlig seßhaft geworden, doch ruht auch in solchem Falle ihr Hauptbesitz noch immer in ihrem Vieh, den Pferden, Kamelen und Schafen. Ihre Winter-„Zelte" haben vielfach bereits Umfassungsmauern aus

Bruchsteinen, über die ein Dach aus schwarzem Ziegenleder auf Pfosten ruht. In den rechteckigen Behausungen sind getrennte Abteilungen für Männer und Weiber vorgesehen, neben dem Männergelaß sind die Pferde untergebracht, das übrige Vieh nächtigt in Höhlen oder wird in eignen kleineren Ställen versorgt. In der Ebene von Adana werden die Turkmenenzelte mit Zweigen statt mit Loden gedeckt. Für ihre Frauen ausschließlich haben sie in manchen Gegenden auch runde transportable Zelte mit Holzgerüst in Verwendung. In ihren Trachten schließen sie sich vielfach an die umwohnende seßhafte Bevölkerung und sind hierin kaum von den anatolischen Türken zu unterscheiden. Ihre Frauen und Mädchen, die sich nicht verschleiern, sind vorzügliche Teppichkünstlerinnen, und wie bei allen Wanderstämmen sind die wollenen Teppiche und Stoffe, Decken usw. ein wertvoller Bestandteil der beweglichen Habe. Sie werden als eine feste Kapitalsanlage angesehen, und das turkmenische Mädchen bringt ihrem Manne stets eine Anzahl solcher selbstgefertigter Stücke mit, unter denen eine feine Decke für das Pferd des Bräutigams nicht fehlen darf. Diese auf patriarchalischen Sitten fußende Erzeugungsart lenkt hier, wie anderwärts im Orient, bereits vielfach in die Bahnen des gewerbsmäßigen Betriebes ein und wird bei diesen zu seßhafter Lebensweise gezwungenen Nomaden bald zu deren Haupterwerb.

b) Die Griechen.

Noch haben wir des christlichen Bevölkerungsteiles von Kleinasien zu gedenken, unter denen neben den Armeniern, die uns sofort beschäftigen werden, die Griechen die Hauptrolle spielen, die seit dem frühesten Altertum den Westen Kleinasiens national und zeitweise auch politisch beherrscht haben. Sie sind keineswegs eine einheitliche Bevölkerungsgruppe, sondern zerfallen nach F. v. Luschan in die mit semitischem Blut durchsetzten Griechen der Südküste, die armenisierten Griechen des Innern und der Nordküste und die dem ursprünglich hellenischen Volkstum und Typus am nächsten verbliebenen Griechen der Westküste und der Inseln. Ihre Gesamtzahl beläuft sich auf rund 1,3 Million, wovon auf die größeren Inseln, Zypern, Rhodos, Chios, Samos, die fast ganz rein griechische Bevölkerungen haben, über 560000 Einwohner kommen. In ihrer materiellen Kultur, wie in ihren religiösen und häuslichen Bräuchen und Vorstellungen sind, soweit es sich

um ländliche Bevölkerungen handelt, eine große Zahl altgriechischer Elemente mit großer Treue erhalten geblieben, wie dies wenigstens vom Volkstum der zypriotischen Griechen gelten darf. M. Ohnefalsch-Richter hat eine ganz überraschend lange Reihe von volkskundlichen Parallelen aus dem Altertum und der Gegenwart Zyperns zusammengestellt, die sich auf die mannigfachsten Lebensgebiete der Zyprioten erstrecken, so in verschiedenen Typen und Verzierungsformen der Töpferei, Einzelheiten des Hausbaues, Formen von Werkzeugen, landwirtschaftlichen Geräten, im Schmuckwesen usw., aber auch Überreste uralter religiöser Bräuche und Vorstellungen finden sich in Sitten und Festen der Inselgriechen. An der Stelle von Altpaphos finden sich kegelförmige Steinmonolithen, und es zeigt sich die antike Verehrung derselben ohne weiteres auf die Bekenner von Christentum und Islam übertragen. „Diese Steine verehren die zyprischen Frauen, Griechinnen wie Türkinnen. Besonders Mädchen verrichten hier das Räucheropfer, stellen in die Höhlungen der Steine brennende Lichter und Lampen auf und legen dort bei ihrer Verheiratung die von ihnen als Jungfrauen getragenen gläsernen Armringe, die sie vorher zerbrechen, sowie Kupfermünzen für die Priesterschaft nieder."

Wer erinnert sich hier nicht an die alte kleinasiatische sakrale Prostitution der Mädchen, welche zu Ehren der großen Liebesgöttin das Opfer ihrer Keuschheit den Phallus-Steinen darzubringen hatten? Quelle und Baum an heiligen Stätten werden noch heute von den Zypriotinnen der umliegenden Dörfer und von Wallfahrern verehrt wie im kleinasiatischen und semitischen Altertum. Ebenso ist das zu Ostern gefeierte Lazarusfest die merkwürdigste christliche Übersetzung des altheidnischen Adonisfestes, wobei ein Knabe, der Repräsentant des Lazarus-Adonis, auf einem Blumenlager seine Auferstehung unter dem rasenden Jubel der Frauen und Mädchen begeht — die uralte Symbolisierung von Tod und Wiedererwachen der zeugenden Naturkräfte. Aus diesen wenigen Beispielen mag immerhin ein Licht auf das Fortleben der volkstümlichen Sitten, Feste und Bräuche fallen, die gleichsam in tieferen Schichten, durch allen Wechsel der politisch-kriegerischen Ereignisse, der Völkerzuwanderungen usw. wenig oder gar nicht berührt, in den volkstümlich verbliebenen ländlichen Kreisen der kleinasiatisch-ägäischen Welt sich erhalten haben.

Vielfach anders steht es freilich mit der griechischen Städtebevölkerung Kleinasiens, welche weitaus die Mehrzahl der anatolischen Griechen

umfaßt. Besonders in der Provinz Smyrna gehäuft lebend, wo sie als Kaufleute, geschickte Handwerker und sonst in höheren Berufsschichten mit großem Erwerbssinn tätig sind, aber auch weithin nach den östlicheren Gebieten sich verbreitend und dabei immer der Seenähe zugewendet, beschäftigen sie den Ethnographen in weit geringerem Maße. In neuerer Zeit erweitern sie ihr Verbreitungsgebiet in allseitigem wirtschaftlichen Vordringen, auch ihre Sprache gewinnt auf Kosten des Türkischen in der Bevölkerung an Boden, und in der Zukunft werden sie, unterstützt durch die letzten politischen Ereignisse, welche die Türkei und das Osmanentum betroffen haben, noch eine größere, wahrscheinlich die Hauptrolle in Kleinasien spielen. In dem Wettkampf der wirtschaftlichen Erschließung und der wachsenden Verkehrsentwicklung der Halbinsel, an der die größten europäischen Mächte rivalisierend beteiligt sind, wird sich das ethnographische Gesamtbild, namentlich auch in seinen rückständigen und abgeschlossenen Bevölkerungsteilen und bezüglich seiner interessantesten Volkssplitter, nunmehr rasch ändern und verflachen, Mahnung genug für die Völkerkunde, welche mit ihren Aufgaben auf diesen Gebieten längst noch nicht fertig geworden ist, endlich die großen Lücken unseres Wissens und des wissenschaftlichen Sammlungsbesitzes gerade hier auszufüllen, wo die bedeutungsvollste Brücke zwischen Orient und Okzident seit Jahrtausenden bestanden hat.

c) Die Armenier.

Wir haben schon im vorhergehenden von den ältesten geschichtlichen Nachrichten Kenntnis genommen, welche von einem Vordringen der Vorfahren der Armenier oder der Protoarmenier, wie sie jetzt gewöhnlich wissenschaftlich bezeichnet zu werden pflegen, aus dem Westen, von Phrygien aus, etwa im 7. vorchristlichen Jahrhundert berichten: Die griechische Überlieferung, daß Thraker, Phryger und Armenier enge Verwandte seien, wird, soweit die geringen Sprachreste bezüglich der erstgenannten Sprachen dies zu beurteilen gestatten, besonders aber durch den Charakter des Armenischen bestätigt, wonach dasselbe durchaus zur europäischen Gruppe der indogermanischen Sprachen gehört; im Gegensatz zu der früher herrschenden Annahme ihrer iranischen Zugehörigkeit. Die unzweifelhaft vorhandenen iranischen Elemente sind erst sekundär, begünstigt durch die zahlreichen Beziehungen zu der persischen Monarchie, namentlich unter der langen Herrschaft der

Arsakiden und Sassaniden (337 v. Chr. bis 224 n. Chr.) in die armenische Sprache und Kultur eingedrungen.

Die geschichtlichen Armenier sind nun aus einer Mischung jener Protoarmenier, einer indogermanischen Herrenschicht, mit einer alten alarodischen Urbevölkerung hervorgegangen; es scheint sich diese letztere zu Anfang des 9. Jahrhunderts zum Herrn der armenischen Berge gemacht zu haben; die Assyrer nannten Land und Volk Urarten (im Alten Testament Ararat), die einheimischen Schriften bezeichnen das Volk und seinen Hauptgott mit dem Namen Chaldi, der in der Form *Χαλδαῖοι* oder *Χάλυβες* als die Benennung des sagenberühmten Erfinders der Stahlfabrikation wiederkehrt. Es scheint, daß die armenische Herrenschicht der einheimischen Urbevölkerung ihre Sprache, dagegen diese dem Ganzen des neuen Volkskörpers ihre anthropologische Beschaffenheit mitgeteilt habe. Denn wie uns die Armenier in späterer Zeit und in der Gegenwart entgegentreten, sind sie ein völlig einheitlicher Volksstamm, dessen körperlicher Typus, äußere Erscheinung und Charaktereigenschaften sie leicht von den umwohnenden Bevölkerungen Vorderasiens unterscheiden lassen. Das fällt um so schwerer in die Wagschale, als die Mischung der Bevölkerung im Lande Armenien selbst eine außerordentlich große ist, womöglich noch größer als in Kleinasien.

In Russisch-Armenien und Türkisch-Armenien wohnen neben den Armeniern auch noch Kurden, Tataren, Türken, Griechen, Kaukasier, Russen, Karakalpaken und Turkmenen in teilweise sehr beträchtlichen Prozentzahlen. Auch sind die Armenier selbst außer dem großen Grundstock ihrer Verbreitung in Russisch- und Türkisch-Armenien mit der ungefähren Zahl von fast einer Million, mit fast anderthalb Millionen in dem übrigen Türkisch-Asien (Kleinasien, Syrien) und in Persien sowie in Europa verstreut. Trotzdem sind außer einzelnen semitischen und blonden Elementen ihre körperlichen Züge überall stark und rein ausgeprägt. Sie sind kurzköpfig, haben weiße Haut und reichen schwarzen Haar- und Bartwuchs, große, dunkle Augen, scharfgebogene Nasen, fleischige Lippen und im allgemeinen Hang zur Fettleibigkeit. Ihre geistigen Eigenschaften werden sehr verschieden beurteilt, und es macht hierbei den wesentlichsten Unterschied aus, welche der beiden großen, sehr voneinander verschiedenen Gruppen von Armeniern ins Auge gefaßt werden, die eigentlichen im Hoch- und Berglande Armeniens ansässigen, hauptsächlich bäuerlichen Elemente, oder die ausgewanderten, meist städtischen Kaufleute und Händler, die mitten

unter anderen Bevölkerungen in den Städten Vorderasiens und Osteuropas hauptsächlich als Kaufleute, Händler, Wechsler und Geldwucherer leben. Gerade bei der armenischen Bevölkerung ist jenes Auseinandertreten in ländliche und städtische Lebenskreise, für welches die Völkerkunde in ganz Vorderasien die Augen offen zu haben hat, von um so wesentlicherer Bedeutung, als jene allein im heimatlichen Hoch- und Bergland verblieben, einzig auch die anthropogeographische und geschichtliche Auswirkung der Heimat erkennen lassen, während die in Europa verstreut lebenden städtischen Armenier in ihrem zähen Bewahren angestammter Rassen- und Charaktermerkmale wohl den Anthropologen, aber kaum mehr den Ethnologen beschäftigen.

Armenien, dessen Grenzen gegen Kleinasien, Iran und Kaukasien geographisch wie auch ethnographisch mehr Grenzgürtel als scharfe Scheidelinien sind, ist ausgesprochenes Hochland, durch aufgesetzte Gebirgsrücken und hohe Berggrate zerteilt, deren Zwischengebiete über verschiedene, wenn auch teilweise sehr hohe Pässe und durch Umgehung an den Gebirgsrändern miteinander in Verbindung stehen. Kahl und öde sind die meisten armenischen Landschaftsbilder; zerrissene vulkanische Bildungen von wildem Charakter herrschen vor, im Innern des Landes dehnt sich die Steppe, und grelle Gegensätze sind nichts Ungewöhnliches. Reißende Gebirgsflüsse, die zu mächtigen Strömen werden, aber im Lande nicht schiffbar sind, sorgen für genügende, aber ungleiche Bewässerung; Waldreichtum, ja mannigfaltigster Baumsegen zeichnet manche Landschaften aus. Infolge des Mangels an Straßen und Wasserwegen lähmt die herrschende Verkehrsarmut Handel und Wandel im Lande, dessen kulturelle Verfassung gegenüber den blühenderen Zuständen im Altertum entschieden von Verarmung und Rückbildung spricht.

Geschichtlich hat das Volk der Armenier hauptsächlich im wechselnden Verhältnis zu den Persern bestimmende Schicksale und tieferreichende Einflüsse erfahren. Aus den älteren Epochen kriegerischer Beziehungen zu den Beherrschern und Eroberern Vorderasiens, so sehr sie für die äußere Geschichte des Landes in Betracht kommen, ist für die gegenwärtige Ethnographie Armeniens keine Dauerwirkung verblieben. Die römische Unterwerfung brachte sicher, wie sonst nach Vorderasien, einiges oströmisches Kulturwesen ins Land; und als die Perser im 4. Jahrhundert die Herrschaft hier von den Römern übernahmen, folgten der Reihe nach erst die schon hervorgehobenen persischen Einflüsse, welche in Sprache, Haus- und Wohnwesen, der

Agrikultur, in der Tracht, den Kunstformen, der Literatur ihre Spuren dauernd zurückgelassen haben, später die islamitischen Vorstöße, welche allerdings nur bei den nomadischen Mitbewohnern des Hochlandes, den alten Gegnern des Armeniertums, Fuß fassen konnten. Die Annahme des Christentums, zu welchem die Armenier seit dem 4. Jahrhundert übertraten, hat in Verbindung mit der Entstehung einer selbständigen Schrift und Literatur wohl am meisten dazu beigetragen, der armenischen Nation ihre Selbständigkeit zu erhalten, die auch später in der Seldschuken- und Mongolenzeit, trotz der immer wieder verlorenen politischen Selbständigkeit und trotz des außerordentlichen Menschenverlustes der Nation infolge der nach allen Ländern Vorderasiens und Osteuropas erfolgenden Massenauswanderungen, nie gänzlich aufgehoben wurde. Wenn auch Armenien im 14. Jahrhundert endgültig aus der Reihe der selbstherrlichen Staaten verschwand, in welche es mit immer wiederholten Renaissanceversuchen mehrmals mit Glanz einzutreten die Kraft aufbrachte, das armenische Volk als solches ist trotz der gehäuften politisch-historischen Katastrophen, und trotzdem es seit längster Zeit unter den Bedrückungen und den ständigen Räubereien seiner nomadischen Nachbarn und Wirtschaftsgenossen, unter denen die Kurden und die Tataren die Hauptrolle spielen, zu leiden hatte, als ethnographische Individualität trotz alledem erhalten geblieben. Dazu verhalf der Nation in erster Linie ihr zäher und glühender Patriotismus, der auch den längst ausgewanderten Elementen und Kolonien nie abhanden kommt, der Besitz einer alten und gebildeten Sprache, einer eignen Schrift (von 36 Buchstaben) und eines allerdings für die Weltliteratur bedeutungslosen Schrifttums, und wohl vor allem das eifervolle Festhalten an ihrem christlichen Glauben mit selbständiger Kirchenbildung, deren Oberhaupt im eignen Lande residiert (der Katholikos von Etschmiadsin).

In einer völkerkundlichen Darstellung des armenischen Volkes kommen natürlich in erster Linie die im Lande verbliebenen, hauptsächlich ackerbautreibenden Volkselemente in Betracht; es muß aber mit einem kurzen Worte darauf verwiesen werden, daß auch bei den ausgewanderten armenischen Kolonien, wenigstens was die Familien- und Gesellschaftsordnung, die Sitten und Bräuche bei Geburt, Hochzeit und Todesfall, die eigentümliche Stellung der jungen Frauen, die beherrschende Rolle des Familienvaters, sogar verschiedene Einzelheiten der Lebensführung (Nationalspeisen, Tracht, volkskünstlerische Beschäftigungen, Religionswesen, Feste usw.) betrifft, überraschend zäh und treu

an den alten Volksüberlieferungen festgehalten wird. Ein Bericht über den mannigfachen Aberglauben der Armenier in der Bukowina liest sich wie eine ethnographische Aufnahme aus Armenien selbst. Im Besitz von armenischen Familien Osteuropas finden sich Volkskunstwerke, wie die gestickten Schleiertüchelchen der Weiber, die, obwohl in den letzten Jahrhunderten in Europa ausgeführt, so voll sind von alten sassanidischen Kunstreminiszenzen, als wären sie in unmittelbarster Nähe Persiens und in der Sassanidenzeit selbst entstanden. In Suczawa in der Bukowina, wo angesehene armenische Kolonien seit längster Zeit angesiedelt sind, kehren die charakteristischen Haus- und Bauformen der armenischen Städtehäuser, bis in Einzelheiten, wie die auf römische Formen zurückkehrenden Türschlösser, wieder. Mit großer Zähigkeit halten die armenischen Auswanderer, ähnlich wie die Juden der Diaspora, an den mitgebrachten Volksüberlieferungen fest und verbleiben in solcher Art lebendige Glieder ihrer Nation trotz aller räumlichen Abtrennung und Zerstreuung.

Das armenische Volksleben im Heimatlande ist wie alles Volksleben im Orient ein nicht leicht zu durchschauendes Gemenge aus altertümlichen Zügen verschiedener Herkunft und Verwandtschaft und neuzeitlichem, durch die radikal geänderten politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse veranlaßten Gepräge. Während das Familienleben und alle damit im Zusammenhang stehenden Überlieferungen auf die alten indogermanischen Volksgrundlagen, ähnlich wie bei den europäischen Volksstämmen, zurückzugehen scheinen, sind die Ackerwirtschaft, das Haus- und Wohnwesen, die Siedlungsform und was damit zusammenhängt, den analogen persischen Lebens- und Arbeitsformen so verwandt, daß sie sich gewiß in solcher Art aus der Zeit der persischen Beherrschung des Landes ergeben. Beziehungen zu den Kaukasusstämmen fallen vielfach ins Auge, und selbst von den altererbten Feinden und Bedrückern der armenischen Bauern, den viehzüchtenden Kurden und Tataren, rührt manches Wort und manche Sache im volkstümlichen Besitztum der Armenier her. Weniger rasch und ausgiebig als anderswo sind hier die tiefreichenden Spuren der gewalttätigen früheren Zeiten aus dem Bilde der kulturellen Gegenwart verschwunden — Verwahrlosung in den Städten, Verkümmerung in der ländlichen Bevölkerung sind ihre Zeugnisse. Dabei ist überall wohl zu merken, daß in den Armeniern ein altes Kultur- und Geschichtsvolk steckt, von dessen höheren und gebildeten Schichten in Kirche, Klöstern und Städten ähnlich wie sonst

bei den Kulturnationen manches Bildungs- und Kulturgut auch zu der ländlichen Bevölkerung herabgesickert ist.

Die typischen bäuerlichen Siedlungen Armeniens sind dorfweise erfolgt: man zog sich zum Schutz gegen Räuber und Bedrücker in größerer Zahl und in möglichst geschützter Lage zusammen. Fast alle armenischen Dörfer liegen, abseits von den Straßen, auf steilen, einen gesicherten Hintergrund gewährenden Anhöhen oder in tiefen, seitlich abgeschlossenen Tälern, jedenfalls möglichst unzugänglich, was auch in den Kaukasusländern bekanntlich in noch ausgesprochenerer Art der Fall ist. Früher war auch die Ummauerung der Dörfer nach persischer Art sehr gebräuchlich. In der Mitte des Dorfes steht gewöhnlich die Kirche, auf irgendeinem erhöhten Punkte und von einem kleinen Hof umgeben, schon von weitem erkenntlich an ihrem hölzernen Turm und schrägem Dach. In der nächsten Nähe der Dörfer liegen auch ihre Obst- und Gemüsegärten, in denen gewöhnlich die Tennen, die Stroh- und Heubehälter mit schrägen Dächern stehen. Das äußere Ansehen eines armenischen Dorfes hat wenig Erfreuliches. „Die Häuser", berichtet ein armenischer Gewährsmann, „auf einer terrassenartig aufsteigenden Lage in langer Linie gebaut, mit flachen, aus gewöhnlicher, mit Stroh und Sand gemischter Erde bedeckten Dächern, ohne Fenster, scheinen von ferne dadurch, daß die hintere Wand eines Hauses fast immer in gleicher Höhe mit dem Hofe des über demselben befindlichen Hauses liegt, also niemals zu sehen ist, einer großen Treppe zu gleichen. Diese terrassenartige Bauart scheint auch bei den Osseten in Gebrauch zu sein." Einzelgehöfte kommen in Armenien so gut wie gar nicht vor. Die Bewohnerzahl der armenischen Dörfer ist wohl verschieden, aber immer verhältnismäßig sehr groß; manche beherbergen über hundert Familien, deren durchschnittliche Kopfzahl nicht unter zehn angenommen werden darf. Dementsprechend ist auch die Ausdehnung der zu einem Dorfe gehörigen Ländereien eine außerordentlich große und liegen oft Tagereisen zwischen dem Winterort und dem höchsten, schon weit im Gebirge belegenen Sommerort.

Die armenischen Bauernhäuser kommen in mehreren Typen vor: das Charakteristische ist der Wechsel von Winterhaus (ton) und Sommerhaus (srah). Letzteres ist eigentlich nur die Vorhalle des ersteren und hängt gewiß mit persischen Bautypen zusammen, wie auch die beiden Namen dafür, srah und eiwan, Entlehnungen aus dem Persischen sind. Ein kleiner erhöhter oder umzäunter Platz im Srah dient zum Zwecke,

damit die Hausbewohner dort gesondert von den im Grah sich aufhaltenden Tieren leben und sich Speisen und Brot zubereiten können. Das Winterhaus oder eigentliche Haus, ton genannt, auch „schwarzes Haus“, ist ein Rauchhaus, dessen Hauptraum sein Licht durch eine Dachluke empfängt, die zugleich als Rauchabzug dient. Hier steht auch der Herd. Die meisten Bauernhäuser Armeniens haben noch Vorratskammer, Stall, letzterer entweder angebaut oder vom Hause getrennt und bei Erbteilung von dem jüngeren Sohn als Wohnraum übernommen, Futterkammer und manchmal ein Gastzimmer, auch dieses mit einem persischen Lehnwort bezeichnet. Je nach den ökonomischen Verhältnissen schwankt Größe und Vollständigkeit der Häuser.

Der armenische Bauer ist genötigt, um Futter für seine Kühe, Schafe usw. zu schaffen, mit diesen herumzuziehen; deshalb hat jedes Dorf, wie erwähnt, seinen Sommerort (sar, eigentlich Berg) und Winterort (aran, Fremdwort). Aber diese Sommerweiden bezieht der armenische Bauer nicht wie die Kurden oder die verschiedenen mongolischen Stämme Armeniens und Kleinasiens, die Tataren usw., mit Kind und Kegel vollzählig, sondern ähnlich wie in der europäischen Almenwirtschaft gehen nur einzelne Familienmitglieder, besonders die älteren Frauen, in die Bergsiedlungen hinauf, um dort das Vieh zu beaufsichtigen und Milchwirtschaft zu treiben. Die jungen Frauen, die ja auch sonst strenger an das Haus gebunden sind, bleiben zurück, um bei der Feldarbeit den Männern behilflich zu sein. In den Sommersiedlungen behelfen sich auch die Armenier vielfach mit einfachen Zeltwohnungen von runder Basis, die aus kegelförmig zusammengebogenen Stäben, mit niedriger Wandung aus Schilfflechtwerk und Filzeindeckung bestehen, und in denen die Menschen mit den Kälbern und den Jungschmaltieren hausen.

Die Feldbestellung erfolgt ganz ähnlich wie in Persien und fast mit denselben Geräten (Taf. 7, Abb. 3); auch Strohbehälter und Tenne, auf denen das Getreide vom Vieh ausgetreten wird, erinnern in Form und Einrichtung an die dortigen Vorkommnisse. In sehr urwüchsiger Weise erfolgt die Aufbewahrung des Heues auf doppelästigen Bäumen oder einfachen Heustangen mit darüber gebreiteter Baumrinde, die vor Regen und Schnee schützen sollen. Das Korn wird noch in verschiedenen Landschaften in Erdgruben aufbewahrt. Zum Mahlen des Getreides dienen die im ganzen Mittelmeergebiet verbreitete steinerne Handmühle, auf der die Frauen auch Salz und Grütze mahlen, sowie primitive Wassermühlen. Gefeuert wird vielfach mit getrocknetem Mist, und in jedem



1. Beduinenweib aus Mesopotamien.
Nach Photographie. (Zu S. 207.)



2. Arabisches Mädchen aus Damaskus.
Nach Photographie. (Zu S. 205.)



3. Armenische Landarbeiter bei Ninive. Nach Photographie. (Zu S. 232.)





4. Tscherkessen, Mann und eine Frau. Nach Photographie. (Zu S. 236 u. 239.)

Dorf sind die Hauswände bedeckt mit den trocknenden Fladen, wie in Persien. Die unbehilfliche persische Heizvorrichtung, bei welcher über einen Glühtopf ein kleines hölzernes Gerüst gestellt und darüber eine Filzdecke gebreitet wird, unter welcher sich die Familie im Kreise sitzend die Beine und den Unterleib wärmt, ist als Kursi beim armenischen Bauernvolk noch immer sehr beliebt und gilt ihm als entschiedener Fortschritt gegen die einfache Herdfeuerbeheizung.

Die Speisenbereitung obliegt den Hausfrauen, und alle Hausgenossen samt den Gästen sehen ihnen bei dieser erfreulichen Arbeit zu. Brot wird in zweierlei Form und Art bereitet, als dünnes Fladenbrot (loš), das vollständig trocken mit Wasser angerührt genossen wird, und frisches Dickbrot (proz). Die Weizenkörner werden wohl auch geröstet verzehrt, oder man vermischt das Mehl mit Wasser und bäckt es ohne Hefe und Salz auf glimmender Asche oder heißen Steinen; es ist dies das sogenannte Tatarenbrot. Als Normalspeisen sind Reispilaw und ein Fleischgericht, „tolma" genannt, beliebt; Fleisch wird am Spieß gebraten. Gemüse in frischem oder eingemachtem Zustand und die Milchprodukte ergänzen in mannigfaltiger Art den Speisezettel.

Eine armenische Volkstracht gibt es nicht. Von den im vorderen Orient allgemein üblichen Trachten unterscheidet sich die ihrige nur durch Einzelheiten, den schwarzen Turban, eine hohe Pelzmütze und einen dunkelfarbigen Kaftan. Auch die Frauen tragen sich nicht wesentlich anders als die mohammedanischen Weiber, und namentlich die jungen Frauen tragen wie diese den Schleier oder den diesen ersetzenden Jaschmak von roter oder blauer Farbe. Ihre Stickereien erinnern in Technik und Ornamentik auffallend an kleinasiatische und persische Vorbilder.

Der Familiensinn der Armenier ist ein sehr reger, und an Kindersegen ist ihnen viel gelegen. Die meisten armenischen Familien sind kinderreich. Den Eintritt des Kindes ins Leben begleiten viele abergläubische Bräuche, und mitunter gilt die Gebärende nach primitiver Vorstellung auch hier noch als unrein. Die Wiege hängt an einem Hausbodenbalken und wird von der Mutter mit dem Fuße bewegt. Die Eheschließung zeigt deutlich die Formen der Kaufehe; Brautbad und die Zeremonie des Rasierens des Bräutigams, dann die Titulatur des Bräutigams als Kaiser und andere Hochzeitsbräuche mehr erinnern an kleinasiatische und syrische Sitten. Tod und Begräbnis bewegen sich ebenfalls in allgemein orientalischen Formen. Die exzessiven Totenklagen, die mit Ausreißen der Hauptharre, Schlagen auf den Kopf, das Herz,

ununterbrochenem Geschrei usw. einhergingen, veranlaßte die armenische Kirche, dagegen einzuschreiten. Die Sitte der berufsmäßigen Klageweiber hat sich bis auf den heutigen Tag, selbst unter den städtischen Armeniern, erhalten.

Von einer wirklichen Volkskunde der Armenier sind wir, obwohl einige genauere Nachrichten über ihr Haus, ihre Familiensitten, ihre Religion vorliegen, im allgemeinen noch ebensoweit entfernt wie von gewissenhaften und eindringenden Erhebungen bezüglich der anderen vorderasiatischen Völker. Ihre Mittelstellung zwischen den Kaukasusstämmen, den Persern und Kleinasiaten sowie ihr eigentümliches Beisammenleben mit sie bedrückenden halbnomadischen Stämmen fremden Blutes gestaltet ihre ethnographische Darstellung zu einer überaus dankbaren Aufgabe. Das armenische Volk, das in Europa so viele Gebildete und Gelehrte zu den Seinen zählt, sollte den edlen wissenschaftlichen Ehrgeiz haben, baldigst eine geschichtlich vertiefte Volkskunde der Armenier zu versuchen und es nicht dem Zufall und fremder Gelehrsamkeit überlassen, die Wissenschaft über die wahren Lebenszüge dieses Volkes aufzuklären.

4. Die Kaukasusstämme.

Immer hat das Kaukasusgebiet mit den vorgelagerten Hügellandschaften im Norden und Süden als Zwischen- und Übergangsgebiet zweier Erdteile, Asiens und Europas, gegolten. Zugleich aber hat diese verschlossene und nicht leicht zugängliche Gebirgswelt, welche sich mit gewaltigsten Erhebungen wie ein Querriegel zwischen die beiden Nachbarkontinente legt, stets auch ihren Sondercharakter und ihre Isolierung in den wichtigsten Belangen zum Ausdruck gebracht. Sprachlich ist das Kaukasusgebiet Urheimat und Zuflucht ältester und gänzlich selbständiger Idiome, die in dieser Hinsicht nicht leicht anderswo anzuschließen sind; mit seinem altertümlichen Völkergewirr fügt es sich wohl zum Teil hüben und drüben der großen Bergkette an Volksverwandte an, nicht ohne überall gleichsam die älteren Linien der Stammesfamilien darzustellen, zu denen es in Beziehung steht, und kulturell endlich ist es das Rückzugsgebiet vieler alter Züge und Gesittungselemente, die in seinen Bergwildnissen sich ungestörter erhalten konnten als in den bewegten Geschichtsländern des Nordens und Südens.

Das Wohngebiet der kaukasischen Völker ist seiner natürlichen Beschaffenheit nach durchaus nicht einheitlich. Nicht nur die gewaltige

Gebirgserhebung der Kaukasuskette selbst hat seit alters her sprachlich und kulturell ungemein zersplitterten Völkergruppen Raum geboten, es nehmen Elemente dieser Zugehörigkeit auch die ungeheure südliche Talfurche des Rion und der Kura ein und reichen auch im Gebiet von Batum weit in das südliche armenische Hochland hinein.

Von Russen und mittelasiatischen Nomaden, Kalmücken, Nogaiern, Kirgisen, Turkmenen, Kumyken usw. an den Steppenrändern des Nordens bedrängt, im Süden eingeengt durch die Raubzüge der Aserbeidschanschen Tataren, sowie die kolonisierende Ausbreitung der Armenier und Perser, Kurden, Bergjuden, sind diese Völker weder nach sprachlicher noch nach anthropologischer oder kultureller Zugehörigkeit den Landschaften organisch eingegliedert, vielmehr durchkreuzen sich diese Merkmale in bunter und nur schwer wiederzugebender Weise.

Eine Gruppe von ostiranischer Sprachzugehörigkeit sind die im Gebiet zwischen Terek und Rion anzutreffenden Osseten, die man als Alanen anzusprechen geneigt ist, und die manche typisch alteuropäische indogermanische Wohnsitte in ihre neue Heimat südlich des Kaukasus übertragen zu haben scheinen. Geschichtlicher Vertiefung unzugänglich hat sich ferner die Gruppe der Karthwelier gezeigt. Ihre Sprachen lassen sich mit ziemlicher Sicherheit auf eine der alten Iberischen verwandten Mundart zurückführen. Hierher gehören die Mingrelier und Lasen, wohl die Nachkommen der alten Kolcher, die Grusier, Georgier im Gebiet von Tiflis, dazu die Gurier (Imerethier), ferner die Swanêten, südlich des Elbrus, Chewsuren, Tuschen und Pschawen, durchweg freiheitliebende Bergvölker, bei denen die Unwegsamkeit und dürftige Ausstattung des Wohngebietes die Erhaltung altertümlicher Trachtenformen, der alten Sippenverbände, wie zahlreicher heidnischer Züge des Geisteslebens wesentlich begünstigt hat.

Stellen die Sprachen dieser Völker im wesentlichen nur Dialekte innerhalb einer Gruppe dar, so stehen die Sprachen der westlichen und östlichen Bergvölker wie auch ihre Kultur wesentlich weiter voneinander ab. Den Westen haben in den Landschaften zwischen Elbrus und Karbek Abchasen und Tscherkessen, als Kabardiner bezeichnet, inne; im Osten folgen Tschetschenen, Lesghier, Latzen oder Kasikumiken, von allen Untergruppen zu schweigen, deren Wohngebiet das wasserarme Dhagestan darstellt und deren Kultur ebenso gegen die Kulturformen Irans hinneigt, wie die westlichen Völker russischen Einflüssen seit alters unterworfen scheinen.

Die Kulturformen der kaukasischen Völker offenbaren nur in wenigen Zügen einen gänzlich eigenartigen Charakter. Im großen und ganzen handelt es sich um dieselbe Primitivstufe, die für alle Gebirgsvölker der Alten Welt charakteristisch ist und die manchenorts nur im Sinne einer Luxuskultur eine Bereicherung von außen erfahren hat, wie dies besonders im Gebiete der Trachten und des prunkvollen Waffenwesens hier mehrfach der Fall ist (Taf. 7, Abb. 4). Almweidewirtschaft (Jailawirtschaft) wie in Armenien wird von den Tuschen bezeugt. Die winterlichen, tief unter den Sommerdörfern gelegenen Weideplätze werden nur von den Männern bezogen, die Frauen, zumal die älteren, bleiben zur Besorgung der Milch- und Käsewirtschaft in den oberen Lagen, wie dies ganz ähnlich in Armenien landesüblich ist.

Der Ackerbau ist in ganz Daghestan durchsetzt mit iranisch-armenischen Elementen, wozu namentlich die Anlage von Bewässerungskanälen nach persischer Art, die Verwendung des Dreschschlittens, mit den kieselbewehrten Basisflächen, und manches andere gehört. Die Brotbereitung (in einer erhitzten Lehmgrube) entspricht armenischem, allerdings meist höher entwickeltem Brauch, während anderswo hierfür eine erhitzte Steinplatte oder dergleichen Ersatz bietet.

Was die Wohnformen betrifft, die ja überall ein so auffälliges Kulturmerkmal darbieten, so reicht von Süden her armenische Bauweise in das Gebiet herein, wie die einräumigen Erdwohnungen der Tataren in Tiflis und Elisabethpol, die Almhütten der Tuschen usw. beweisen; auch die älteren grusinischen „Saklis“ sind in der Regel halb in einen Erdhügel eingegraben. Im Innern sind sie einräumig, während man heute zumeist oberirdische Bauten unter Trennung von Stall und Wohnraum anlegt.

In Daghestan zeigen die zumeist terrassenförmig übereinandergebauten Häuser in der Art der Hofbildung, in Verandenbauten und Flachheit der Dächer, die auch für die Ossetenwohnungen und die Häuser Georgiens charakteristisch ist, deutlich persische Anklänge. Als Material dienen entweder Bruchsteine oder Blockwerk aus Holz, das mit Lehm verstrichen wird. Holzmaterial für den Hausbau überwiegt im gesamten Riongebiet. Hier herrscht ebenso wie in Swanetien und in Karatschai der Giebeldachtypus des Hauses, der wohl mit der russischen „isba“ in Zusammenhang steht. Im Mündungsgebiete des Rion stehen die Häuser zumeist auf Pfählen, eine Bausitte, die schon Herodot für dieses Gebiet erwähnt.

Speicherhäuser werden übrigens weit über dieses Gebiet hinaus bis gegen Tiflis auf Holz- oder Steinpfeiler gestellt. Die Gehöfte sind in den Ebenen ziemlich weitläufig angelegt. Bei den Osseten offenbart sich die alte Sippenverfassung analog wie bei den Armeniern oder den Südslawen, indem die verheirateten Söhne in kleineren Häusern neben dem väterlichen Hause sich ansiedeln.

In den Gebirgen ersetzt das einfache Wohnhaus vielfach ein richtiger Wehrturm, so in Swanetien, bei den Berggrusinern, Tuschen, Tschetschenzen, unten das Vieh, im Obergeschoß die Wohnung bergend. Ihre Entstehung reicht wohl bis ins Mittelalter zurück und findet etwa in Albaniens „Kulen" ihre genaue Entsprechung.

Die Inneneinrichtung der kaukasischen Wohnungen zeigt manche Beziehungen zu Mittelpunkten höherer Kultur. Byzantinisches Erbe sind wohl die Tische, Bänke, Stühle und Lehnsessel, ebenso wie die Betten, welche die Osseten benutzen. Dieselben Beziehungen zum Westen (Rußland) offenbaren die kunstvoll geschnitzten Zimmerdecken und Vertäfelungen des Riongebietes, ferner das Herdgerät der Osseten, wohl auch die umlaufenden, mit Teppichen belegten Bänke im Wohnzimmer des Riongebietes, wogegen die steinernen Kamine ihre Entsprechungen auch in den Stuckkaminen der Perser besitzen.

Nach Armenien weisen die in die Erde gegrabenen Tonkrüge für Wein, wogegen wir in dem primitiveren kleineren Hausrat aus Holz, den aus einem Holzblock geschnittenen Fässern, den Löffeln usw. bodenständiges Erzeugnis sehen dürfen. Behältnisse für Kleider, wie Truhen u. dgl., kennt man nicht, diese werden in orientalischer Art mittels Stricken unter der Decke aufgehängt oder sonst offen verwahrt.

Die Tracht der Kaukasusvölker ist im gesamten Norden und Westen des Gebietes bis etwa nach Tiflis in vornehmeren Kreisen die tscherkessische. Sie besteht bei den Männern aus Hemd, langen Hosen, deren unterer Teil in den Schäften hoher Stiefel steckt, und einem kürzeren oder längeren Überwurf, der Tscherkesska. Die Grusier usw. dagegen tragen schon persische Tracht.

Bei den Frauen sind ziemlich allgemein Hemdrock und — jedoch nicht immer — lange, faltenreiche Beinkleider, wie bei den schiitischen Lesghiern, ferner ein durch Verschnürung in verschiedener Weise geziertes Jäckchen, oft auch mehrere übereinander getragen, Gürtel mit Metallschließen und endlich ein mantelartiger Überwurf üblich. Dazu werden ein niedriges fesartiges Käppchen und Saffianschuhe

oder Pantoffeln getragen. Verschleierung des Gesichts ist im Kaukasus bei den Mohammedanerinnen nur ausnahmsweise zu finden. In der Farbenwahl herrscht eine Art Rituell, indem die Männer das Weiß meiden, das dagegen von den Frauen vorgezogen wird. Die Vielgestaltigkeit der weiblichen kaukasischen Kopfbedeckungen wird nur von derjenigen der südrussischen Frauentrachten erreicht, mit denen die kaukasische Tracht ebenso wie der meist aus Edelmetall gefertigte Schmuck — namentlich als Kopf- und Gürtelschmuck ausgebildet — zweifelsohne vielfältig zusammenhängt.

Einheimische Trachtenstücke sind hauptsächlich in der Männertracht der Gebirgsvölker zu finden, während die Originalität der Weibertracht überall durch den Einfluß der Baumwoll- und Seidenwaren stark gelitten hat. So finden wir altes kaukasisches Trachtengut in dem allgemein verbreiteten Mantel aus Schafspelz, Mützen aus dem gleichen Material, ärmellosen Pelzen der Swaneten, während der Gebrauch des Filzes im Norden wohl auf tatarischen Einfluß weist. Die Tuschen tragen auffallenderweise kurze Beinkleider, wie unsere Alpenbevölkerung, und dazu Ledergamaschen. Die reichen Abarten der kaukasischen Kegelpelzmützen, die mannigfache Ausstattung der auf die Brust genähten Patrontäschchen, der kürzere oder längere Schnitt des Rockes usw. werden von den Reisebeobachtern bei ihren Trachtenbeschreibungen meist zu sehr in den Vordergrund geschoben; die Verschiedenheit des einzelnen tritt gegenüber dem einheitlichen Gesamttypus der kaukasischen Tracht sehr zurück. Die fremden Einflüsse persischer, armenischer, tatarischer Art sind überall wechselnd wahrzunehmen.

Dem Kleiderwesen dienen die meisten der hausindustriellen Künste des Kaukasus, deren Trägerin seit uralter Zeit wie überall das Weib ist, namentlich in den rein textilen Fertigkeiten. In Lesghien wird ein grobes, aber haltbares Tuch verfertigt, in Daghestan besonders die Goldstickerei auf Leder geübt; der kaukasische Teppich, gewöhnlich nach der Landschaft Daghestan genannt, aber auch außerhalb dieser Provinz in den verschiedensten Gegenden des Kaukasus mit höchst mannigfaltiger Ornamentik ganzwollen oder halbwollen in niedriger Knüpfung und mit lebhaftem Farbenspiel erzeugt, ist ein ganz ausgezeichneter Hausindustrieartikel geworden, der sich längst dem Teppichhandel des Orients unentbehrlich gemacht hat. Durch sein buntes blumiges Aussehen und die Neigung, Menschen- oder Tierfiguren in der Ornamentik anzubringen, und zwar nicht die historischen Tiere des persischen Teppichs, sondern

einfache Haustiere, wie Pferde und Ziegen, natürlich in strenger Stilisierung, sticht er auffällig unter den zahlreichen Teppichgattungen Vorderasiens hervor. Auch in der Erzeugung geflochtener und gestrickter Handschuhe und Socken scheint vielfach — sowohl bezüglich der Technik wie der Ornamentik — uraltes bis nach dem Balkan und den Karpathen hereinreichendes osteuropäisches Erbgut bewahrt.

Auch die Holz- und Tonindustrie des Kaukasus, mit deren Erzeugnissen die Wände der lesghischen Bauernstuben geschmückt werden, die aus Persien eingeführte Industrie der Stahltauschierung usw. sind bekannte stolze Besitztitel dieses Gebietes.

Bekannt ist das kaukasische Waffenwesen, das sich mitunter zum auffallenden Waffenprunk, wie bei den Tscherkessen, steigert (Taf. 7, Abb. 4). Es wurzelt noch heute in mittelalterlichen, beziehungsweise persischen Formen; neben Schwert, Pistole und Flinte stehen der doppelgekrümmte Bogen und der Pfeilköcher, Überkommnisse älterer Waffensitte. Manche Primitivwaffen begegnen darunter. So der eisenbeschlagene Alpenstock im zentralen Gebirge; die Imerethier tragen noch immer als Kopfbedeckung das lederne Mittelteil eines Schleuderstricks, wohl in Bewahrung uralter Gewohnheiten.

Manche Stammesgruppen kennen sehr deutlich ausgeprägte Standesunterschiede; so zerfallen die Tscherkessen in Fürsten, Adlige, freie Bauern und Hörige. Die politische Zersplitterung ist überall sehr weit gediehen, sie hängt, wie schon Ratzel gesehen hat, eng mit der geschilderten Wohnweise in festen, schloßartigen mehrstöckigen, ummauerten, oft mit 20—25 m hohen Schießschartentürmen versehenen Häusern, die, wenn auch dorfartig verbunden, einzeln am Berge liegen, zusammen. Die engen Sippenverbände, durch solche Wohnweise begünstigt und sich in ihnen aussprechend, auch in wirtschaftlichem Zusammenschluß stehend, bedingen stärkstes Vorwalten patriarchalischer Familienverfassung. So bei den Osseten, Tschetschenzen und anderen Stämmen, wo die Gewalt des Vaters und der sklavische Gehorsam von Weibern und Kindern keiner Steigerung mehr fähig sind.

Einen sehr merkbaren Niederschlag dieser patriarchalischen Grundsätze bewahrt Sitte und Brauch, namentlich in den Jahresfesten der Tschetschenzen, die sämtliche Bewohner eines Auls vereinigen, in den Kultopfern derselben an die Geschlechtsgeister an hochgelegenen Opferstätten im Gebirge, ferner in den noch vielfach verbreiteten Pflichten der Blutrache u. dgl. m. Ablösung derselben erfolgt in höchst altertümlicher Art durch

Erlangung der Milchbruderschaft, indem der Mörder die Lippen an die Brust der Mutter des Toten legt (Osseten), wie denn der Kaukasus überhaupt als Schlupfwinkel zahlreicher altertümlicher Bräuche, der Raubehe, symbolischer Beigabe eines Pferdes an den Verstorbenen (bei den Chewsuren), bekannt, aber im einzelnen noch lange nicht genug durchsucht ist.

III. Die Völker Nordafrikas.

Allgemeines.

Zu dem von uns bisher betrachteten großen Gebiet Eurasiens, der Doppelwelt des Orients und Europas, gehört, allerdings nicht als gleichwertiges Glied, durch geographische Lagerung, Menschentum und Geschichte, auch der Nordrand Afrikas, vom Nilland bis zu den Säulen des Herkules. Nicht das Meer, das hier den Verkehr immer eher begünstigte als aufhob, sondern erst der hinter dem nordafrikanischen Küstenland lagernde ungeheure Wüstengürtel bildet die dauerhafte und unüberwindliche Völker- und Geschichtsscheide zwischen den Reichen der weißen Rasse und dem eigentlichen Afrika, dem Kontinent der dunklen Menschen mit anderer Herkunft, anderer Kultur und ganz anderen Naturbedingungen. Zwischen dieser von unbewohnten Sand- und Steinwüsten verteidigten Völkerscheide und dem vom europäischen Verkehr belebten mittelländischen Meer erstreckt sich in verschiedener, aber nirgends bedeutender Breite ein Landstreifen von anbaufähigem Charakter, vielfach nichts als eine lockere Kette von Oasen, während allein im Nordwesten ein größeres Gebiet mit Gebirgen und Strömen vorgelagert ist, das zu höherer Kulturentwicklung und staatlich geordnetem Völkerleben Möglichkeit bot: Tunis, Algier und Marokko in sich befassend. Im Syrtengebiet dagegen tritt die Wüste ganz nahe an die Meeresküste heran, und über lange Strecken sind auf felsigen Hochflächen, mit ihrem spärlichen Graswuchs, höchstens mehr die Lebensbedingungen für Beduinen und Jäger vorhanden. Das große geographische und wirtschaftliche Paradoxon Nordafrikas ist indessen Ägypten, wo der Nil in langer und fruchtbarer Talfurche und im Schwemmland seines vielarmigen Deltas zwischen zwei Wüsten die älteste und höchste Kulturblüte Afrikas ins Leben rief. Mit Ägypten allein und seinen uralten und großartigen Kulturleistungen nimmt Nordafrika seinen Anteil an dem großen Kultur- und Geschichtskreis der weißen Rasse, während die übrigen

Völkerschauplätze des Nordrands nur rassenhaft, durch ungeschichtliches Völkerleben, und höchstens durch einzelne vorübergehende Geschichtsepisoden mit der orientalisch-europäischen Welt in Verbindung stehen.

In zahlreichen Belangen der natürlichen Beschaffenheit gehören die Atlasländer wie das Nilland und selbst die dazwischenliegenden Küstenstreifen des Syrtengebietes zur großen Mittelmeerprovinz. Klimatisch sind diese nördlichen außertropischen Randländer durch Wüstenregen und Sommerdürre charakterisiert, ähnlich wie Südeuropa; pflanzengeographisch gehören sie dem atlantisch-mediterran-orientalischen Florenreiche an, das auch die südeuropäischen Halbinseln umfaßt.

Im Atlasgebirge zumal ist die Vegetation vielfach derjenigen Südspaniens und Siziliens ähnlich, und besonders die Macchie herrscht als charakteristische Form der Vegetation in großen Teilen des afrikanischen Nordrands wie hier und dort. Unter den in Nordafrika einheimischen und eingeführten Nutzpflanzen sind die Hirseart Durra, die auch im Niltal bis zum 30. Grad nördl. Breite gebaut wird, ferner Weizen, Reis und der Baumwollstrauch, und nebst der Oliven-, Feigen-, Mandel- und Weinkultur vor allem die Zucht der Dattelpalme von größter Bedeutung. Auch die Fauna trägt europäisch-orientalisches Gepräge, und unter den Haustieren herrschen fast ausschließlich die aus Asien eingeführten Formen, das einhöckerige Kamel, das arabische Pferd, Schafe und Ziegen, die sich mehrfach in eigentümlicher Weise entwickelt haben, in Marokko auch das Maultier und überall der Esel.

So fand und findet das menschliche Dasein hier allenthalben ganz ähnliche Naturgrundlagen wie in den übrigen Randgebieten des Mittelmeerbeckens vor, und ist im Geschichtsgang der Jahrtausende Wirtschafts- und Kulturform dieser Gebiete, welche Heimat und Lebensbereich eines durchaus selbständigen und uralten Zweiges der kaukasischen Rasse darstellen, dem allgemeinen Charakter der Mittelmeerkultur sehr ähnlich gestaltet worden.

Die Völkerbasis Nordafrikas bildet die hamitische Rasse, jene uralte, den Semiten nächstverwandte Art der großen kaukasischen oder weißen Rasse, die sich auch sonst über weite Gebiete Afrikas verzweigt zeigt, am dichtesten aber den Nordrand des Kontinents besetzt hält. Diese Nordhamiten mögen in ferner Vorzeit aus Asien nach Afrika herübergewandert sein — was freilich von anderer Seite durchaus bestritten wird — und sind in allmählicher Ausbreitung bis an den Atlantischen Ozean gekommen. Jedenfalls sind es seit dem Altertum durch Rasse, Sprache und

Kultureigentümlichkeit nahe verwandte Stämme, die sich hier als die Grundmasse der Bevölkerung in den kulturfähigen Gebieten des Nordrands wie im Wüstengürtel festgesetzt und bis heute behauptet haben.

Der Hauptstamm der nordwestlichen Afrikaner sind die Berber und zugleich die ältesten Bewohner ihrer Gebiete, die vom Atlantischen Ozean bis zu den Oasen der Libyschen Wüste reichen, schon dem Altertum als Libyer, Mauren, Numider und Gätuler bekannt und verbündet. Auch die ausgestorbenen Bewohner der Kanarischen Inseln, die Guanchen, sind Berber. Solche bilden ebenfalls den Hauptstock der Bevölkerung des Piratenstaates Marokko, wo sie allgemein unter dem Namen Mauren bekannt sind, mit manchem Tropfen arabischen und sudanesischen Negerblutes zum Teil ihrer Rasse stark entfremdet. Reiner geblieben sind die kriegerischen Stämme der Hochgebirgslandschaften im Atlasgebirge sowie der Grenzländer an der Sahara und in den rauhen Riffgebirgsprovinzen an der Küste des Mittelländischen Meeres. Berber sind ursprünglich die freilich auf das stärkste arabisierten Kabylen Algiers und die Zuaven von Tunis, endlich auch, und das vor allem, die Stämme der großen Wüste selbst. Hamitischer Rasse ist die älteste und echteste Bevölkerung Ägyptens entsprungen, und sowohl in den Fellahin am unteren Nil, wie in den christlichen Kopten der ägyptischen Städte ist noch Typus und Volkstum alter Zeiten lebendig erhalten geblieben.

Es verdient hervorgehoben zu werden, daß der grundstürzende Geschichtsgang zweier Jahrtausende, daß wiederholte fremde Völkerinvasionen und Eroberungen im wesentlichen an den von der hamitischen Rasse gelieferten Grundlagen des Bevölkerungsaufbaus Nordafrikas nichts geändert haben. Die durch Karthager, Griechen und Römer gesetzten ethnischen Umwandlungen sind gänzlich verschwunden und haben höchstens in vereinzelten kulturellen Zügen ihre Spuren hinterlassen. Auch die flüchtigen Überflutungen mit germanischen und keltischen Völkerwellen in der Zeit der großen Völkerwanderung haben sich buchstäblich im Sande verlaufen, denn kaum wird man geneigt sein, in den blonden Kabylen Algiers mit Alb. Lissauer einen germanischen Volksrückstand anzuerkennen. Nur die große arabische Völkerbewegung vermochte viel fremdes, aber doch eben rassen- und kulturverwandtes Menschentum in größerer Masse und dauerhaft in diese Ländergebiete zu verpflanzen und dem arabischen Volkselemente sowohl in Ägypten, wo heute Kairo den eigentlichen Kulturmittelpunkt der islamitischen

Welt bedeutet, wie in den Atlasländern und den Oasengebieten eine bevorzugte Stellung in den Städten und auf den Weideplätzen zu sichern.

Verkehrsarm wie die afrikanischen Gestade überhaupt sind, ist auch der unmittelbare geschichtliche und kulturelle Zusammenhang zwischen den einzelnen nordafrikanischen Randländern untereinander stets ein geringer gewesen. Die ethnische und kulturelle Angleichung dieser Gebiete erfolgte viel mehr durch die gleichen von außen kommenden Einflüsse, als durch Verkehrsaustausch und Völkerberührung. Ägypten, das nur durch das obere Niltal einen unmittelbaren und seit ältester Zeit auch vielfach benutzten Zugang ins übrige Afrika hat, ist stets mit seinem Volkstum und seiner Kulturentwicklung selbständig und für sich geblieben. Es hat wohl manche seiner kulturellen, technischen und künstlerischen Errungenschaften im Laufe der Zeit an andere Gebiete Afrikas weitergegeben, aber immer auf dem Wege über Nubien, Abessinien und den Sudan. Zwischen seiner am Niltal haftenden Kulturblüte und den westlichen Randländern lag kulturfeindlich und völkerscheidend die Wüste und ihre Barbarei.

In der ältesten Zeit mit ihren primitiven Kulturverhältnissen tritt allerdings die Gemeinsamkeit der hamitischen Volksstämme in Sitten, Tracht und Bewaffnung sehr augenfällig hervor, wie Ed. Meyer mit Recht hervorhebt. Sehr auffallend findet dieser Forscher die Übereinstimmung der Ägypter mit den Libyern, „so daß wir wohl annehmen dürfen, daß ihre Vorfahren oder wenigstens das in Ägypten zur Herrschaft gelangte Element ein ursprünglich von seinen westlichen Nachbarn im Wüstenlande kaum verschiedener libyscher Stamm gewesen ist, der in das Niltal eingedrungen ist; andere ägyptische Sitten dagegen kehren nicht nur bei den übrigen Hamiten und bei den Semiten, sondern auch bei den nubischen Negern wieder“. In diesem Zusammenhang wird auf das Mutterrecht und die lockere Ehe bei den libyschen Stämmen, bei Troglodyten und Kuschiten (Nubiern), sowie auf die freie Stellung der Frau bei den Ägyptern, wo die Söhne in der Regel nach der Mutter benannt werden und die Frau mitunter den Gatten nimmt oder verstößt, hingewiesen.

Auch offenkundige Beziehungen in der Tracht, bezüglich der Beschneidungssitte, die Verhüllung des männlichen Geschlechtsgliedes durch eine Ledertasche, die an einer Lendenschnur getragen wird, der Tätowierung, der Bart- und Haartracht, des Haupt- und Körperschmucks, der Hauptwaffen und des primitiven Kriegsschmucks, bestehen vielfach

zwischen den ältesten Ägyptern und ihren hamitischen Bruderstämmen, und sie sind gewiß in gleichem Sinne zu erklären. Aber in dem neugewonnenen ägyptischen Lande wurde das eingedrungene Volk durch die eigentümliche Landesnatur selbst zu ganz anderer Tätigkeit und zu strafferer sozialer Organisation behufs der ihm gestellten agrarischen Aufgaben mit ihren die Zusammenfassung vieler Kräfte erfordernden Eindämmungs-, Bewässerungs- und Regulierungsarbeiten erzogen; die ägyptische Nation verwandelte sich zu einem Bauernvolke unter einem kräftigen monarchischen Regiment. Indem dadurch reiche Quellen des Wohlstandes und höherer Kultur erschlossen wurden, erhob sich das ägyptische Volk zugleich hoch über seine Nachbarn, die auf jenen primitiven Lebensstufen unter dem Gesetze ihrer Naturumgebung noch lange verharrten, bis ihnen die karthagisch-römische und später die große arabische Kulturwelle neue Lebensformen und Kulturmittel in großer Zahl zuführte und sie damit aufs neue den alten Brüdern am Nil ähnlich machte, die nach langer und selbständiger Hochblüte den gleichen geschichtlichen Gewalten, der römischen Weltmacht und später der islamitischen Herrschaft, erlagen.

Die innere Zusammengehörigkeit der hamitischen Grundschicht in der Bevölkerung der nordafrikanischen Länder fußt nicht nur auf den Eigentümlichkeiten der Rasse und der Sprachverwandtschaft, die beide freilich durch die arabische Überlagerung und Zumischung außerordentlich stark gelitten haben und vielfach in den Hintergrund gedrängt sind, sondern sie ist auch in den kulturellen Zügen noch mehrfach erkennbar, besonders in den eigentlich berberischen Atlasländern. Aus alter Zeit besteht hier bereits ein Gegensatz zwischen ansässiger und nomadischer Bevölkerung, jene in den anbaufähigen Strichen dem Ackerbau ergeben, diese mit ihren Herden schweifend und den Wüstenverkehr vermittelnd. Letztere waren es insbesondere, die sich rascher, leichter und vollständiger zu Beduinen arabisierten, während die Ackerbauer überall zäher an Sprache und Sitten festhielten. In ihren Bergdörfern und befestigten Ortschaften, ihren Kellergruben- und Höhlenwohnungen ist viel Afrikanisches, das sie von arabischer Wohnweise unterscheidet. Der Berberpflug ist derselbe, den die alten Denkmäler Ägyptens abbilden, und die mühsame Bewässerung erinnert ebenso an ägyptische Muster. Das Austreten des Getreides durch Ochsen, der Terrassenbau und andere agrarische Sitten und Künste kehren allerdings im ganzen Mittelmeergebiet wieder. In der höheren Stellung der Frau, in

altertümlichen Zügen der Stammesorganisation, ihren kriegerischen Sitten und heidnisch-abergläubischen Überlieferungen aber verbirgt sich wieder viel Selbständiges und Altererbtes, dem freilich arabische Art und Sitte täglich mehr den Boden abgewinnt.

Die Araber sind in Nordafrika nicht nur das zweite bedeutende Bevölkerungselement neben den uransässigen Ägyptern und Berbern, sie sind der siegreiche, bevorrechtete, noch immer im Vordringen begriffene Teil der Bewohnerschaft dieser Länder, denen eben auch das wüstenhafte Innere, sonst das geschützte Rückzugsgebiet bedrohter Stämme, die gewohnten Bedingungen ihres Daseins bot. In Ägypten, dem Einfallslande im Zuge ihrer afrikanischen Eroberungen, haben sie sich in den Städten und besonders asiatisch prunkvoll und zugleich asiatisch schmutzwimmelnd in den von ihnen neubelebten Großstädten des Landes, wie als nomadische Beduinen in den Wüstengebieten festgesetzt, und von hier ging ihre Verbreitung über einen großen Teil Nordafrikas weiter, der heute kaum minder arabisch geworden ist, als Arabien selbst. Nicht durch die Zahl, sondern durch kriegerische und politische Übermacht haben sie diese Stellung erreicht. In Algier übertrifft das arabische Volkselement, soweit die Sprache dies zu beurteilen gestattet, die Berber um das Doppelte. Die Ulad, jene zahlreichen und rein gebliebenen nomadischen Araberstämme, die marabutischen Dörfer, deren Bewohner von Propheten abstammen wollen, die Hauptmasse der Städtebevölkerungen gehören zu ihnen. In Marokko treten sie numerisch und kulturell schon viel stärker zurück, und in Tunis machen sie jetzt höchstens ungefähr 4 Proz. der Bevölkerung aus.

Aber die Berber haben auch hier den Islam und die arabische Sprache, die Sitten und Gebräuche der Eroberer angenommen, so daß sie sich selbst oft für Araber halten, und in Tunis, der drittgrößten Stadt Afrikas, wo fast ein Zehntel der Bevölkerung des ganzen Landes lebt, sind 58 Proz. der Bewohner Mohammedaner. Körperlich oft nicht voneinander zu trennen, mit zahlreichen Übergangstypen ineinander und miteinander lebend, bilden die beiden großen Völkergruppen hamitischer und semitischer Abkunft längst und heute mehr als je eine große orientalisch-afrikanische Kulturgemeinschaft im Verhältnis zu den europäischen Gegenländern und den romanischen Nationen, welche seit der Mitte des 19. Jahrhunderts beginnen, Nordafrika zu kolonisieren und mit Europa zu verknüpfen. Seit den Tagen Abd-el-Kaders wird die Einmischung des westlichen Europas, das in all den morschen Despotien

des afrikanischen Nordrandes sein sicheres Geschichtserbteil sieht, immer schärfer und zugreifender und verändert sich das ethnologische Bild dieser Gebiete, bis auf die unzugänglicheren Wüstengebiete und die Gebirgslandschaften im Atlas, zusehends immer rascher. Mit dem Fall der Maurenherrschaft in Spanien ist eigentlich die Blütezeit und unabhängige Originalität dieses Völkerlebens dahin, und wenn auch besonders Marokko sich den letzten Jahrhunderten vor allem als Piratenstaat in schreckenvolle Erinnerung einprägen konnte, so ist doch schon seit langem die Europäisierung und Kolonisierung dieser Länder im Zuge. Freilich, die eigentlichen Volkselemente berührt dieser Umsturz der Verhältnisse noch sehr wenig, und unter dem dünnen Kulturfirnis fließt in Ägypten wie den Atlasländern das alte urtümliche und beharrende Leben hamitisch-semitischer Prägung unbeirrt weiter.

1. Die Bevölkerung Ägyptens.

Entgegen dem Satz von der Vergänglichkeit geographischer Vergünstigungen ist Ägypten in allen Abschnitten der Geschichte durch seine geographische Lage und Eigenart ein gesegneter Boden menschlicher Kulturentwicklung gewesen und geblieben. Wenn Altägyptens Blüte schon in den ältesten Zeiten einen unvergleichlichen Höhepunkt der geschichtlichen Bedeutung des Landes darstellt, so bedeutet die hellenistisch-römische Epoche und einige Jahrhunderte später die arabisch-mamelukische Kulturperiode Ägyptens doch auch hohen, aus dem gleichen Reichtum des Bodens und der Lage erblühten Aufschwung, und wieder erweist sich in der Gegenwart, mit der Neuorientierung des Weltverkehrs durch den Suezkanal und unter der modernen Verwaltungstechnik Englands, das Nilland als Heimstätte einer sich rasch vermehrenden und glücklich gedeihenden Bevölkerung.

Allseitig abgeschlossen und durch Wüste und Meer scharf umgrenzt, ist Ägypten eine ausgesprochene geographische Individualität, ganz geschaffen, nach ihrer Art sich ihr Volk, ihre Kultur, ihre Geschichte zu gestalten. Anderseits wies dem Lande seine Lage zwischen zwei Erdteilen und an der Brücke zwischen zwei Meeren stets eine völkerverbindende Mittler- und Herrscherrolle im östlichen Mittelmeer und seinen angrenzenden Reichen zu. Beide Naturbestimmungen kommen wechselnd in der Geschichtsentwicklung des Landes zum Ausdruck. Zu wiederholten Malen dringen Eroberer und neue wechselnde Kultureinflüsse

von außen ein, und seit 525 v. Chr. herrschen der Reihe nach Fremde im ägyptischen Reich. Aber immer obsiegt das Schwergewicht der heimischen Rasse und Kultur und wirkt das Land angleichend und erhaltend auf seine Bewohner und deren Lebensformen.

Der von Herodot geprägte Satz, Ägypten sei ein Geschenk des Nil, besteht auch in dem Sinne zu Recht, daß das Land eigentlich nichts anderes als die in das Wüstenplateau eingeschnittene Talfurche des heiligen Stroms und sein Ausmündungsgebiet darstellt. Delta und Niltal entsprechen der uralten Zweiteilung des Landes, die früh zur Gründung zweier Staaten und späterhin zur wechselnden Vorherrschaft eines dieser Gebiete führte. Die Fruchtbarkeit Ägyptens ist dank den regelmäßigen Überflutungen durch den übertretenden Nil und die uralten, von den Arabern und später von der modernen englischen Wasserbautechnik außerordentlich gesteigerten Bewässerungsanlagen sprichwörtlich. Sie ermöglichte zu allen Zeiten eine außergewöhnliche Besiedlungsdichte, die heute diejenige der stärker bewohnten Gebiete Mitteleuropas übertrifft. Ein Sonnenland zwischen zwei Wüsten wäre Ägypten, ohne den Nil auch nur ein Stück der Sahara; fast ohne Regen und daher ohne Wald, ist es ein reines Ackerbaugebiet, dessen Pflanzungen fortwährend sorgfältigster Wasserzufuhr durch Staubassins, Kanalisierung, Schöpfräder (säkige) und Ziehbrunnen (schadüt) teilhaftig werden und daher mehrere Ernten jahrüber gestatten. Fast jeder Fleck Landes ist unter Kultur genommen, die uralte Weizenkultur und die ebenfalls seit alter Zeit in Ägypten eingeführte Baumwollzucht nebst Zuckerrohranbau herrschen vor, aber auch Reis wird im unteren Delta, Negerhirse (Durra), Gerste und mancherlei Grünfutter überall kultiviert. In der Nähe der Dörfer gedeiht allerorten die Dattelpalme, der wichtigste Fruchtbaum des Landes, der einer eignen, freilich niedrigen Steuer unterliegt und in zahlreichen Sorten gezogen wird. Die orientalischen Fruchtbäume und der Wein gedeihen vorzüglich. Die häufig gebaute Zwiebel spielt in der Nahrung der Bauern eine große Rolle.

Auch die nutzbare Tierwelt Ägyptens ist zum größten Teil, wie seine Kulturpflanzen, seit ältester Zeit aus Asien eingeführt. Interessant ist, daß den Tierkennern die schlanke Gestalt sowohl bei den Säugern wie bei Vögeln gegenüber den plumperen asiatischen Ursprungsformen auffällt, als waltete hier ein ähnliches Gesetz, wie bei der menschlichen Rasse des Landes, die allzeit die schlanken und zierlichen Formen, wie sie schon in den ältesten Wandgemälden auffallen, begünstigte. In

Unterägypten erscheint als das wichtigste Haustier der Fellachen der Büffel, hochbeiniger als die südosteuropäische Form, wiewohl des gleichen Ursprungs, in den Sumpfkanälen des Landes als halbes Wassertier so recht zu Hause; Oberägypten bevorzugt dagegen das Hausrind. Daselbst finden sich auch Ziegen und Fettschwanzschafe. Vom Kamel wird eine edlere Reittierrasse (Hegin) und das schwere Lastkamel gezüchtet. Als wichtigstes Reit- und Tragtier der Städte tritt der Esel auf, der in zwei Rassen, arabischen und ägyptischen Ursprungs, gezogen wird; mit dem überall häufigen Pariahund und den vielen Hauskatzen, dem durchaus langbeinigen Hofgeflügel und den besonders in Oberägypten wegen ihres Mistes in Unmengen gehaltenen Tauben, deren monumentale Türme förmlich zum Landschaftscharakter gehören, bildet der große weiße ägyptische Esel die typische tierische Staffage des ägyptischen Ortsbildes. Sehr gepriesen wird der Fischreichtum des Nils.

Seit ungezählten Jahrtausenden, in geschichtlichem Dasein seit den ältesten Zeiträumen, die auf Erden irgendwo gezählt werden, lebt in diesem Lande der Mensch in Kultur- und Wirtschaftsformen, die sich bei allem Wechsel der politischen Ereignisse und der geistigen Entwicklungen, eng der Landesnatur angepaßt, im wesentlichen wenig verändert haben. Im Wüstengebiet lebten und leben die Nomadenstämme, im Niltal und seinem Delta ist seit dem fünften vorchristlichen Jahrtausend Ansässigkeit und Bodenbau in staatlich geordnetem Zusammenleben der Stämme geschichtlich bezeugt. Zusammenhänge der Rasse und der Kultur des ältesten Ägypten mit dem übrigen Nordafrika sind in ihren ethnographischen Zeugnissen schon früher gestreift worden; daß auch mit den Insel- und Küstengebieten des östlichen Mittelmeeres mancherlei Wechselbeziehungen bestanden, wird durch die ältesten Kulturreste Ägyptens, die stein-, kupferzeitlichen Grabfunde von Ballas, Nagada u. a. m. ganz klar angedeutet. Es ist mehr als Vermutung, daß der geregelte Ackerbau, Pflug und Wagen, daß die Haustierzucht nach dem Zeugnis jener Funde von Vorderasien hierher verpflanzt worden sind; und diese Beziehungen dauern bekanntlich in der ganzen langen Geschichte Altägyptens vielseitig und rege zu beiderseitigem Gewinne an. Was dieses seinerseits im Verlaufe seiner monumentalen Kulturentwicklung an materiellen und geistigen Errungenschaften dem alten Orient und der übrigen Mittelmeerwelt, zumal der griechischen Entwicklung überliefert hat, wurde schon in früheren Abschnitten berührt und braucht hier nicht wiederholt zu werden. Vieles davon, wie die Erfindung der

Drehscheibe, das Papier, die Säuerung des Brotes, wichtige Handwerkstechniken, wie die Zimmerung der Möbel, die Emailkunst, Leistungen der Kunst, Malerei und Plastik, geometrische und astronomische Wissenschaft usw., ist längst, seiner Eigenart entkleidet, Gemeinbesitz der menschlichen Kultur geworden; und wenn nicht die altägyptische Kunst in ihren Monumenten und Gemälden, in den großartigen Formen ihres Totenkultes unzerstörbare Zeugnisse des alten geschichtlichen Lebens des Nilvolkes und seiner Reiche hinterlassen hätte, so würde Ägypten aus der Reihe der orientalischen Gebiete und der anderen Nordländer Afrikas kaum in auffälliger Weise heraustreten.

Im Jahre 640 n. Chr. wurde Ägypten durch einen Feldherrn Omars erobert, und das arabische Element durchsetzt nun mit seiner Rasse und Kultur das ganze Land und die vorgefundene alte Bevölkerung. Zumal in den Städten, die sich rasch zu Mittelpunkten islamitischer Herrschaft und Gesittung umwandeln, und anderseits, den Neigungen dieser beweglichen Eroberer entsprechend, in den Wüstengebieten werden die Araber im Lande heimisch und zu einem dauernden Bestandteil der Bevölkerung. Das gleiche geschieht später in den nordwestlichen Ländern, aber Ägypten, das dem Ausstrahlungsgebiet der arabischen Eroberer zunächst liegt, hat naturgemäß den stärksten Zuzug und die mächtigste Beeinflussung erfahren. Auch sonst hat der Orient seine Sendlinge und regsamsten Verkehrselemente an Ägypten abgegeben. In den verkehrsreichen Städten des Deltas haben sich Syrer, Armenier, Griechen (als Levantiner zusammengefaßt), Türken und Juden in ansehnlicher Zahl als Kaufleute, Handwerker, Agenten u. a. seßhaft gemacht, und auch der Neger und Negermischling, namentlich in den unteren Bevölkerungsschichten verbreitet, ist nicht zu vergessen.

Die alte ägyptische Bevölkerung findet sich nach ihrer überlieferten körperlichen Erscheinung, ihrer Lebensweise und Kulturform in einigen großen Gruppen der heutigen Bewohnerschaft mit erstaunlicher Zähigkeit erhalten. Der alte hamitische Rassentypus des Niltals, uns wohlbekannt aus den Wandgemälden der altägyptischen Bauten, diese Menschen von mittlerem, meist schlankem Wuchs, mit bronzeartiger oder lichterer Hautfärbung und mittellangem Schädel, schmalem Gesicht, vogelschnabelartiger Nase, schwachem Bartwuchs am Kinn, welligen braunem bis schwarzem Haar, — dieser Typus herrscht noch immer bei den rein gebliebenen christlichen Kopten Oberägyptens vor. Desgleichen findet sich der ebenfalls schon in den Darstellungen des Altertums

hervortretende derbere Typus der alten Nilbauern bei den seit altersher fest im heimatlichen Boden wurzelnden Fellachen, welche plumperer Knochenbau mit starker Einsattlung der Nase, breit ausladendem Jochbogen, dicken Lippen und dunkler Hautfarbe auszeichnet und heute wie einst als vom Negerelement stärker beeinflußt erscheinen läßt als Städter und Nomaden (Taf. 8, Abb. 2). Wieder andersartig erscheinen die sogenannten nubischen Berberiner, die Bevölkerung südlich von Assuan, die ebenso wie die Bedja (Bischâren und 'Abâbde), Nomaden Oberägyptens, ihren Typus merkwürdig rein bewahrt haben. Neben diesen ungemischter verbliebenen Gruppen erscheinen natürlich auch zahlreiche Mischtypen, an denen hamitisches, semitisches und Negerblut in verschiedenen Graden wechselnd Anteil hat. Auch der reine semitisch-arabische Typ begegnet häufig genug mit seinem charakteristischen Profil, bald in städtisch verfeinerter Art, bald in rauherer Erscheinung des Beduinen.

In ähnlicher Art wechselnd und verschiedene Kulturtypen repräsentierend tritt uns auch das Kulturleben Ägyptens entgegen. Zwischen Oberägypten und dem Delta, zwischen der Großstadtbevölkerung und den Bewohnern der kleinen ägyptischen Städte, der Bauernbevölkerung und den Beduinen bestehen bezüglich Ethnologie und Lebensweise Unterschiede so bedeutender Art, als sie nur innerhalb einer und derselben großen Lebens- und Kulturgemeinschaft vorausgesetzt werden können. Was zunächst die bäuerliche Landbevölkerung anlangt, so ist das aus Nilschlamm aufgebaute meist einräumige Haus der Fellachen mit seinem Flachdach aus Erde, Stroh oder Reisig von armseligster Art; doch fehlt ihm nicht ein mit einer Lehmmauer abgegrenzter Hof, auf dem sich das häusliche Wesen und die Arbeit fast ausschließlich abspielen (Taf. 8, Abb. 4). Von Hausrat sind darin ein paar Tongefäße, Holzschüsseln und Strohteller zu gewahren, und sonstige Habseligkeiten birgt man in Nischen und Winkeln des nur durch die Tür erhellten Raumes.

Nüchtern und dürftig wie die Behausung ist auch die Lebensweise; ungesäuertes Fladenbrot aus Sorghummehl oder Mais (im Delta) mit Zwiebelsoße und gekäste oder gesäuerte Schaf- oder Ziegenmilch bilden die Hauptnahrung, welche im Sommer durch Gurken- und Kürbisfrüchte, im Frühjahr durch allerlei Gemüse ergänzt wird, bei denen einige übelriechende Sorten (wie das sogenannte griechische Heu) nicht verschmäht werden. Im Ramadam und in den drei Tagen des großen Beiramfestes wird diese schmale und eintönige Kost durch einigen Fleischgenuß nach islamitischer Art festlich aufgebessert. Gegessen wird mit den Fingern.



1. Algerischer Araber. Nach Photographie.
(Zu S. 263.)



2. Fellachin (typisch), Unterägypten.
Nach Photographie. Museum für Völkerkunde zu Leipzig. (Zu S. 250.)



3. Kabylischer Ackerbauer Algerien. Nach Photographie. (Zu S. 260.)



4. Ein Fellachendorf in Unterägypten. Nach Photographie. (Zu S. 250.)

Einfach und primitiv ist endlich auch die Kleidung dieser bäuerlichen Volkselemente Ägyptens; sie besteht oft nur aus einem Hüftenschurz, dessen äußerer Zipfel in der strammen Gürtung Halt findet; die vollständigere Tracht besteht aus dem (meist blauen) Hemd (kamîs), Beinkleidern und einem Mantelkleid aus hausgesponnener dunkelbrauner Wolle, wozu in allen Jahreszeiten die knappe Filzkappe kommt. Die Weiber tragen den langen Hemdrock; die vom Islam geforderte Verschleierung ist meist noch in Übung (mit dem Röllchenschleier oder dem Gesichtstuch mit Spreizvorrichtung). Arabische Kleidersitte gibt sich in der Annahme weiter, schwarzer Wollenmäntel und des dicken (sogenannten tunesischen) Fes (Tarbûsch) mit weißer Turbanumwicklung seitens wohlhabenderer Bauern kund. Selten fehlt der lange, dicke Stab aus Eschenholz, das Würdezeichen der Ortsvorsteher und Wächter. Sittlich und seelisch ist der ägyptische Bauer das Produkt vielhundertjähriger schwerer Bedrückung und seines eintönigen, mühereichen Arbeitsberufes. Wenn er in seinen sozialen und religiösen Gewohnheiten, im häuslichen Kreise wie im Festkalender, im Gerichtswesen und sonst im öffentlichen Leben den islamitischen Vorschriften und Einrichtungen untertan ist, so schimmert doch in einzelnen Zügen und Bräuchen, wie in der weiblichen Vermummung der zur Beschneidung geführten Jünglinge, im sommerlichen Nilfeste, das die Bevölkerung seit der Pharaonenzeit in ständiger Wiederkehr und in gleichen Formen feiert, usw. alte Überlieferung durch.

Bei den vorwiegend in Städten und größeren Ortschaften Oberägyptens wohnenden Kopten ist neben den sonstigen rassenhaften und ethnologischen Zeugnissen auch die Religion Gewähr für ihre aus alter ägyptischer Zeit herüberreichende Volksart. Sie sind monophysitische Christen, die diese Glaubensform schon gegen die byzantinische Staatsreligion und später gegen den Islam mit größter Hartnäckigkeit verteidigt haben. Anthropologisch treten sie durch feineren Knochenbau, schmalen Schädel, dünne Extremitäten in einen merkbaren Gegensatz zu der Fellachenbevölkerung, ein Gegensatz der sich bereits aus alter Zeit herzuleiten scheint. Die städtischen Kopten sind vorzugsweise in den höheren Gewerben, den Schreibern und Beamten und im Handelsvolk zu finden. Sowohl in den überlieferten Kunstformen, wie im Schriftwesen, am meisten in der Religion und deren Formeln offenbart sich altes, am stärksten von Byzanz umgewandeltes und bereichertes Kulturgut. Auch die Häuser in den kleinen Städten Oberägyptens zeigen mehrfach altertümliches und eignes Gepräge. Das aus Strohlehm

aufgemauerte Hofhaus ist in der Regel eingeschossig. Im dattelpalmenbeflanzten Hofe, wo sich das häusliche Leben in der Hauptsache abspielt, stehen auch das charakteristische Taubenhaus, Backofen und Getreidespeicher. Selbständige Trachtenformen haben sich bei den Kopten nur mehr im Kultusgewand der Geistlichen erhalten, so der dunkle (schwarze oder blaue) Turban und die dunklen Gewänder.

Eigenartige und primitive Lebenszüge weisen in ganz Ägypten die Beduinen auf, wobei es zunächst keinen großen Unterschied macht, ob es sich um Beduinen hamitischer oder arabischer Stammeszugehörigkeit handelt. Die zwischen dem Nil und dem Roten Meer in Oberägypten und Nubien bis an die Grenzen des abessinischen Hochlandes verbreiteten Bedja mit ihren beiden Hauptvölkern, den Bischârîn und den ʿAbâbde, sind Kamel- und Ziegenzüchter; erstere halbnackt mit Lederschurz und Umschlagetuch kulturell selbständiger verblieben, letztere wie zur Fellachenkleidung auch zu einem schlechten Arabisch als ihrer Umgangssprache übergegangen, beide durch prächtige körperliche Bildung, edle Gesichtszüge, prachtvolle Haarfülle, die bald offen, bald in zahlreichen Flechten herabfällt, ausgezeichnet. Ihr Obdach ist, wie bei den arabischen Beduinen, das Zelt, aus einem Zweiggerüst bestehend, über das ein aus Kamel- oder Ziegenhaar gewebtes Tuch gebreitet und auf den Boden festgepflöckt wird. Die beiden Abteile des Zeltes dienen Männern und Weibern zu getrennter Wohnung. Einige Decken und Fellsäcke, dann der uralte Reibstein für das Getreide, wenige Tongefäße und Matten, wie sie meist in Oberägypten hergestellt werden, bilden die ganze fahrende Habe dieser Wüstenkinder, die wie mit dem Leben, so auch mit ihren religiösen Vorschriften als Islambekenner nicht viel Umstände zu machen pflegen, namentlich in bezug auf rein oder unrein im physischen wie im religiösen Sinne.

Die arabische Stadtkultur in Ägypten unter den so stark gemischten und mit Fremdblut — in den Harems der Wohlhabenderen — gekreuzten städtischen Bevölkerungen findet ihren sinnfälligsten Ausdruck im städtischen Wohnwesen mit seinen engen, winkeligen, nur durch Sackgassen zugänglichen Vierteln, wobei die meist mehrstöckigen Häuser in kahlen Reihen beisammenstehen, die Fenster gegen neugierige Blicke mit Vergitterung wohlverwahrt; in den zahlreichen islamitischen Baudenkmälern, besonders prächtig diejenigen der prunkliebenden Mamelukensultane (1250—1382), welche Ägypten und besonders Kairo zum geistigen Mittelpunkt der mohammedanischen Welt zu erheben wußten. Ägyptens hohe

Bedeutung für die islamitische Kunstgeschichte und das orientalische Kunstgewerbe ist erst in neuester Zeit ins volle Licht gerückt worden, womit freilich das weltgeschichtlich noch viel tiefer begründete Interesse an seiner einstigen altgeschichtlichen Eigenentwicklung und deren machtvoll fesselnden Überresten nicht in den Hintergrund geschoben werden kann.

2. Die Bevölkerung von Tunis, Algier und Marokko.

Bildet Ägypten den östlichsten Flügel der nordafrikanischen Völkerreihe, so schließen im Nordwesten die Bevölkerungen der Atlasländer die Verbreitungskette der Nordafrikaner ab. Was an Wüstengebieten dazwischenliegt, zählt ethnologisch und kulturell kaum mit. Noch vor kurzem ein türkisches Wilajet mit osmanischer Scheinherrschaft hat dies Zwischengebiet von Tripolitanien (Tripolis, Barka, Fessan) jahrhundertelang unter der Herrschaft verschiedener arabischer Dynastien gestanden, um unter türkisch-janitscharischer Botmäßigkeit seit der Mitte des 16. Jahrhunderts zu einem ähnlich berüchtigten Korsarenstaat zu werden, als dies Tunis, Algier und Marokko bis in die ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts gewesen waren. Zum größten Teil dem Saharagebiet angehörig, teils wasserarmes Hochland (Barka), teils eine Folge von Trockentälern und Hügelland (Tripolitanien im engeren Sinne), teils nackte Sandwüste, mit den ausschließenden Bergwüsten von Fessan, ist dies Gebiet, das im Altertum einst dicht bevölkert und mit Hilfe künstlicher Bewässerungsanlagen großen Stils von hoher Fruchtbarkeit war, zum menschenärmsten Land Nordafrikas herabgesunken. Mit seinem immerhin gesunden, aber sehr regenarmen Klima und seiner geringen, den Macchiencharakter nur stellenweise erreichenden wüstenhaften Vegetation gewährt Tripolitanien, ärmer an fruchtbaren Oasen mit Dattelpalmzucht als die angrenzenden Gebiete, nur einer sehr dünnen, höchst ungleich verteilten Bevölkerung Lebensmöglichkeit. Es sind wie überall in Nordafrika als primäre Bevölkerungsschicht die Berber, als spätere und herrschend gewordene, die Araber zu nennen; erstere schon stark in die westlichen Bergländer zurückgedrängt und in einigen Oasen angesammelt, wo sie stets merkbarerer Arabisierung verfallen. In Kultur und Volksart steht die Bevölkerung derjenigen der westlichen Länder so nahe als möglich, und es darf die allgemeine Schilderung, welche von den Berbern der Atlasgebiete und den Arabern dieser Länder gegeben werden soll, in allen wesentlichen Zügen auch auf sie bezogen werden.

Tunis, in günstiger Lage, durch reiche Küstengliederung ausgezeichnet und beim Vorherrschen fruchtbaren Tieflandes gegenüber den wüstenhaften und gebirgigen Landesteilen für die Besiedlungs- und Bevölkerungsverhältnisse weit günstiger gestellt als Tripolis, gehört zu den bestbevölkerten Gebieten Afrikas. Die typische Verteilung der beiden hauptsächlichen Volkselemente Nordafrikas findet sich auch hier: in den gebirgigen Landesteilen herrschen die Berber, im Tiefland und den Städten die arabischen Bevölkerungselemente — nomadische und ansässige — vor. Die klimatischen und Vegetations-Verhältnisse sind weit günstiger als in Tripolis, auch vorteilhafter als in Algerien; der Reichtum an den typischen mediterranen Fruchtbäumen in den Küstenregionen samt der starken Dattelpalmzucht im Süden, wie der Besitz von Macchien- und wirklichen Baumwaldungen in den Berglandschaften, endlich der in den fruchtbaren Tälern verbreitete Getreide- und Gemüsebau sichern der Bevölkerung in Verbindung mit der zum Teil noch in nomadischen Formen betriebenen Viehzucht und hausindustriell-gewerblicher Tätigkeit eine bescheidene Volksblüte.

Algerien, um diesen allgemeinen Überblick über die Länder und Bevölkerungen Nordafrikas zunächst fortzusetzen, hat eine weitaus größere, die drei- und vierfache Volkszahl als die bisher betrachteten Gebiete. Seine Geschichte ist in ihrem bewegten und wechselvollen Verlauf sehr ähnlich derjenigen der übrigen nordafrikanischen Randgebiete. Der Zufluß von Mauren, Hispaniolen, Türken und Janitscharen, wie sie dieser bunte Geschichtslauf mit sich brachte, ist im Volkskörper Algiers nicht ohne Spuren geblieben. Die Bevölkerungsschichtung zeigt sich gleichermaßen von den Verhältnissen der Bodengestaltung wie von geschichtlichen Bedingungen abhängig. Im Atlasgebirge, der Region des Hochschotts und des großen Atlas mit dem Aures, sind die berberischen Kabylen anzutreffen, während die seßhaften und nomadisierenden Araber den längs der Küste verlaufenden Tell-Atlas mit seinen breiten fruchtbaren Talstrecken und die Saharagebiete bewohnen. In den Städten sitzen die uneigentlich sogenannten „Mauren", ein stark gemischtes Berberelement, die Juden und die Fremden. Sowohl in der Lebensweise wie in der Volkswirtschaft äußern sich die kontrastreichen klimatischen und Naturverhältnisse des Landes in einer Reihe landwirtschaftlicher Unterschiede, die in der Bauart, der Kleidung, der Lebensweise usw. der einzelnen Bevölkerungsgruppen hervortreten, worauf bei der folgenden Kulturschilderung im einzelnen hinzuweisen versucht werden wird.

Jedenfalls hat das Nebeneinander ausgesprochener Sommerdürre und niederschlagreicher Winter mit Schnee- und Eisbildung in den höheren Regionen zu ähnlicher Kulturmannigfaltigkeit Veranlassung geboten, wie der Wechsel in der Vegetation, welche am Tell mediterranen Früchte- und Zerealienreichtum, im Atlasgebiet starke Waldbestände und auf den Schottplateaus wieder Steppennutzung (Halfa-Industrien) als wichtigste Hilfsquellen der Volksexistenz gewährt.

Marokko, der äußerste Westen der islamitischen Welt, übertrifft durch günstige Weltlage, Kulturfähigkeit und größere Volkszahl, die fast das Doppelte (etwa 8 Millionen) der Bevölkerungsziffer von Algier beträgt, die anderen Atlasländer weitaus an Bedeutung. Es hat in der Geschichte an allen Zeiträumen und Kulturströmungen, die von außen über Nordafrika kamen, teilgenommen. Den karthagischen Niederlassungen folgte die Römerherrschaft, die wie in Algerien hier bis zum 5. Jahrhundert eine hohe Volks- und Kulturblüte ins Leben rief, um von den Vandalen zum großen Teil vernichtet zu werden. Die im 7. Jahrhundert beginnende arabische Invasion brachte das semitische Element und, von Spanien rückflutend, maurische Kultur und Bevölkerung, bis seit dem 16. Jahrhundert unabhängige Herrschaften mit weit ausgreifendem politischem Einfluß nach dem Süden und Piratentum nach dem Norden sich festsetzten. Nun erfüllt sich auch an diesem morschgewordenen afrikanisch-orientalischen Staat und Volkstum die geschichtliche Sentenz, der zufolge die einzelnen Glieder der Mittelmeerwelt jeweilig den gleichen geschichtlichen und kulturellen Machtfaktoren erliegen, d. i. in der Gegenwart dem europäischen (französisch-spanischen) Einfluß verfallen.

Ähnlich wie bei Algier ist die Landgliederung Marokkos ganz dazu angetan, die Bevölkerung in einzelne große und voneinander verschiedene Gruppen zu scheiden. Die Rifregion an der Küste, eine Reihe wilder und steiler Gebirgsketten, gibt seit alters einer unruhigen und räuberischen Bevölkerung Unterschlupf. Hier bildete sich einst jene Menge von Seeräubernestern, die bis ins 19. Jahrhundert hinein der Schrecken sämtlicher seefahrender Nationen im Mittelmeer waren. Dahinter erstreckt sich das ausgedehnte Atlasvorland von hoher Fruchtbarkeit, mit einem Gürtel von Berieselungsoasen, am Fuße des Atlasgebirges, dessen lange Ketten eine Menge wasserreicher Flüsse zur Bewässerung des Landes ans Meer senden. Auf das Klima des Landes paßt wirklich die dichterische Redensart vom „ewigen Frühling“. Nur wenig stürmische und kühle Regenwochen — im Mittelpunkte unserer Winterzeit — unter-

brechen das schöne und ruhige Sommerwetter, dessen Gunst eine üppige, in unausgebeuteter Fülle prangende Vegetation hervorruft. Namentlich die Küstengegend gegenüber Gibraltar wird als eine Landschaft gepriesen, wie wenige Punkte auf der Erde begünstigt, eine Zufluchtsstätte aller zu werden, welche Leiden des Körpers oder der Seele dem Süden zutreibt. Dennoch gewinnt der Mensch in dieser fruchtbaren Landschaft, wo die ganze Fülle eines südlichen Himmels sich in einer Mannigfaltigkeit der edelsten Gewächse, von der Dattel bis zur Rebe, ausspricht, kaum seinen notdürftigen Unterhalt auf seinen Feldern. Denn so freigebig die Natur hier dem Fleißigen gibt, so habgierig nimmt es ihm die brutale Willkür und das rohe Faustrecht. Gesetzlosigkeit vernichtet selbst die Gunst der Natur. Selten sind die natürlichen Vorzüge eines Landes in solchem Mißverhältnis zu seinem elenden staatlichen Zustand, als dies in Marokko der Fall scheint. Es ist in Wahrheit die „Tierra de miseria", vor welcher der altspanische Spruch warnt.

Die Bevölkerung besteht im wesentlichen aus den alteinheimischen Berbern, die am reinsten im Atlasgebirge als Schelluh oder Schluch anzutreffen sind — die Rifbevölkerung ist schon stärker mit Arabern gemischt —, und den sowohl als Ackerbauer ansässigen wie den nomadisierenden Arabern. Eine sehr gedrückte Stellung nehmen die zumeist aus Spanien gekommenen Juden ein, hier wie im ganzen Orient verachtet und zugleich unentbehrlich in eignen Vierteln (Mellah) beisammen wohnend. Aus dem Sudan sind zahlreiche Neger herübergebracht worden, zum großen Teil, als Sklaven und Sklavinnen, stark mit den Einheimischen vermischt, aber auch in eignen Dörfern zusammengesiedelt.

Um alle diese Bevölkerungen in den genannten Ländergebieten Nordafrikas schlingt sich ein einheitliches Band kultureller Zusammengehörigkeit. Das ursprüngliche Volkstum der einheimischen libysch-berberischen Rasse, dessen kulturelle Grundlagen zumeist aus sehr frühen, übrigens mannigfach gestuften Zeiten stammen, hat sich mit den durch die arabischen Eroberer zugebrachten Kulturformen und ethnischen Eigentümlichkeiten auf das innigste vermischt, und diese Mischung tritt in allen Atlasländern dem Beobachter merkwürdig gleichmäßig entgegen. Eine Kulturanalyse, die hier überall erst durchzuführen sein wird, dürfte eine Reihe von verschiedenen Kulturschichtungen erweisen, wobei Zusammenhänge mit der übrigen Mittelmeerwelt in vieler Hinsicht offenkundig zutage tritt. Von der ältesten ägäischen Kulturzeit führt hier die Entwicklung über eine römische Stufe zur arabischen Epoche herauf,

wobei in den verschiedenen Lebensgebieten, Sitten, sozialen Verhältnissen, Techniken usw., einzelne Elemente bald dieser späteren, bald jener früheren Stufe zuzurechnen sind. Man staunt, mit welchem ungeheuren Konservatismus hier oft Zustände und Eigenheiten von höchster Altertümlichkeit dicht neben modernen Zügen erhalten geblieben sind.

Bis zu einem gewissen Grade spiegelt sich der Geschichtsgang dieser Gebiete schon in der anthropologischen Artung der Bevölkerung. Von den mehrfach behaupteten Überresten kleinwüchsiger Volkselemente, die man mit einer pygmoiden Urbevölkerung Afrikas zusammenzubringen versucht, sehen wir dabei, mangels positiver Erhebungen, ab; aber von den „armenoiden“ kurzköpfigen und dunkelhaarigen Elementen, denen die frühesten Bewohner der Kanarischen Inseln zugehört haben und die wohl noch als Komponente in der gegenwärtigen Bevölkerung der nordafrikanischen Randgebiete enthalten sind, wie von den vermutlich später als diese asiatische Einwandererschicht angelangten hellfarbigen blonden Libyern muß wohl hier die Rede sein. Nachkommen der letzteren, von denen bei den alten Geographen und Geschichtschreibern oft die Rede ist, finden sich noch gegenwärtig vielfach, aber meist auf deutlichen Rückgangsgebieten, wie auf den höchsten Punkten des bewohnten Atlasgebirges, in den Schlupfwinkeln des marokkanischen Rîf, in der großen Kabylie von Algier, im Aures und in Enfida in Tunis, wo sie meist über 10 Proz. der Bevölkerung ausmachen. Die dunkle Komplexion, mit schwarzen Haaren, braunen Augen bis heller Hautfarbe ist mit 70—80 Proz. vertreten. A. Lissauer hat sehr häufig schmale, zur Dolichozephalie neigende Köpfe gefunden, niemals kurzköpfige. Beide Typen werden als äußerst kräftiger, wohlgebildeter Menschenschlag mit schön ovalem Gesicht, gerader Nase und kräftigem Bartwuchs geschildert, und die Frauen, die sich nicht wie Araberinnen verschleiern, sind im allgemeinen durch Schönheit und schlanke Gestalt ausgezeichnet. Beide Geschlechter heiraten schon im frühen Alter von etwa fünfzehn Jahren.

Weit weniger als von ihrer Körperlichkeit hat die berberische Bevölkerung der Atlasländer von ihrer Sprache und ihren alten kulturellen Zuständen erhalten. Es ist schon vorhin über das allerdings verschieden gestufte Vordringen der arabischen Sprache auf Kosten des alten bodenständigen „Tamaziet“ gesprochen worden, das in Algier am meisten an Boden verloren, in Marokko und besonders in Tunis aber sich weit zäher und ausgedehnter behauptet hat. Die Sprache gehört zur

dialektreichen libyschen Sprachgruppe und verfügte sogar über eine eigne Schrift, das Tifinagh, die sich indessen heute nur noch bei den Tuaregs der Sahara in Gebrauch findet.

Die einheimisch berberische Siedlungsart kennt ursprünglich nur Dorfsiedlungen von größerem oder kleinerem Umfang und vorübergehend in manchen Gebieten die Zeltwohnung. Die Araber sitzen in den Städten oder hausen — bei den nomadischen Stämmen — im Zeltdorf. Mannigfach genug ist der Typus jener Berbersiedlungen, und es scheint wohl, daß sich aus sehr verschiedener Zeit und wahrscheinlich aus verschiedenen Kulturgebieten hier verschieden gestaltete Siedlungs- und Haustypen zusammengefunden haben. Wir kennen aus Südtunis und Marokko jene merkwürdigen Schachtwohnungen von labyrinthischem Bau, die tief unter der Bodenoberfläche liegen, und andernorts in ihrem Gesamtcharakter, aber oberirdisch, Nachahmung gefunden haben. Wir kennen die befestigten Dorfanlagen im Aures, deren Situation und Ausgestaltung stets den Verteidigungszweck als oberste Baurücksicht erkennen läßt. Auch vom tripolitanischen Hochland, dem Dschebel Gharian (dem „Höhlenberg"), sind Wohnhöhlen bekanntgeworden, die aber wahrscheinlich zumeist aus den letzten Jahrhunderten stammen. Sie werden beschrieben als ein schachtförmiger, in den Lehmboden gegrabener Hof, in dessen senkrechte, manchmal mit Steinen verkleidete Wände dann Räume zum Wohnen und für das Vieh getrieben sind und zu dem Zugang durch einen unterirdischen Gang erfolgt. Die Bewohner sind dort Araber, in einzelnen Fällen haben auch Juden diese Wohnart gewählt, welche derjenigen von Matmáta in Südtunis in allen wesentlichen Zügen gleichen.

So sehr nun derartige ungewöhnliche Wohneinrichtungen, die anderswo, wie in Medenine und Donirat (Tunis), auch oberirdisch in Form von mehrstöckigen, wabenartig aneinandergeklebten Wohnungen und Wohnzellen mit Tonnengewölben wiederkehren, das besondere Interesse der Ethnographen fesseln mögen, so ist doch die weitaus am meisten verbreitete und gewöhnliche Siedlungsform die der dorfweise beisammenstehenden Einzelhäuser, wobei ältere Primitivtypen überall jüngeren, wahrscheinlich durch die Araber und späterhin selbst aus Südeuropa hierher verpflanzten Bauweisen das Feld räumen. Das Verteidigungs- und Sicherheitsbedürfnis tritt unter den Berbern bei der Wahl der Siedlungsstelle wie beim Typus der Anlage selbst vorherrschend zutage. Die Siedlungen im Aures sind entlang den Talungen, aber fast stets mit

Befestigungscharakter angelegt und schließen als Mittelpunkt das Hauptmagazin für die Habseligkeiten aller dort wohnenden Familien ein. Die sonstigen Kabylendörfer bestehen, wo sich noch die ursprüngliche Wohnsitte erhalten hat, aus regellos errichteten niedrigen stallartigen Hütten (kabylisch achan), wobei in der Dorfmitte gewöhnlich ein größerer freier Platz vorhanden ist, auf welchem das Gemeindehaus steht und wo die alten Männer herumliegen und gern Geschichten erzählen. Die Bauart des Wohnhauses zeigt mehrere Typen, ältere und ersichtlich jüngere. Im Aures sind die Häuser viereckig, flachdachig, terrassenförmig übereinander errichtet. Die Wände sind aus Bruchsteinen mit Holzverankerung aufgemauert, eine Einrichtung, die wahrscheinlich sehr alt ist und aus dem östlichen Mittelmeergebiet stammt. Das Dach dieser Häuser wird bei größeren Abmessungen von zwei Balkenreihen getragen, besitzt keine Durchzüge, sondern besteht aus aufgelegten Knüppeln, Reisig und Lehmschichten. Der Fußboden zeigt einfachen Lehmschlag. An den Türen finden sich jene Fallriegelschlösser aus Holz, die gewöhnlich für römisch gehalten werden, aber wahrscheinlich viel älter sein dürften und vielleicht schon dem ägäischen Kulturkreis angehören. Einen großen Teil des Jahres lebt man im Aures in Zelten. Die Häuser älteren Typs in der großen Kabylie sind einfache kleine und niedrige Hütten, mit Wänden aus armdicken Pfählen, die mit Gezweige verflochten und mit Lehm gedichtet sind, und mit einem Kegeldach oder Firstdach aus Geäst und Stroh ohne Rauchabzug versehen. Im Innern befindet sich auf dem Lehmboden, meist in der Mitte, eine etwas vertiefte Feuerstelle mit drei Setzsteinen für die Kochtöpfe. Am Hütteneingang ist die Lagerstelle für das Vieh (Schafe oder Maultiere), im Innern bildet eine Art Lehmbank die Schlafstelle für die Familie. Kleine Wandverschläge nehmen die geringen Habseligkeiten der Bewohner auf.

Diese ursprügliche Bauart der Wohnungen ist aber in Algier gegenwärtig schon sehr im Verschwinden begriffen, das moderne viereckige Steinhaus der Mittelmeerwelt mit Sattelziegeldach dringt überall vor. Die gwöhnlichen Häuser in Tunis stehen offenbar unter arabischem Einfluß. Sie sind aus Stein errichtet, mit schmaler Außenstiege und mit Hofanlage; rings um dieselbe reihen sich vorne die Wohngemächer, hinten schließt die Scheuer ab. Der als Halle ausgebildete Torgang ist tagsüber der beliebteste Aufenthaltsort der Bewohner. Aber es kommen in verschiedenen Gebieten von Tunis Wohnarten vor, welche ganz anderen Charakter zeigen und an die obenerwähnten Troglo-

bytenwohnungen anzuschließen sind. In Marokko finden sich im Westatlas Haus und Dorf so eng wie möglich miteinander verbaut, so daß nach außenhin oft ein vollkommen kastellartiger Eindruck entsteht. Während der Winter hier vielfach in Kellergruben unter den Häusern — ähnlich der armenischen Wohnweise — verbracht wird, ist für die warme Jahreszeit das obere Stockwerk der Häuser in eine Art roher Veranda umgebildet, was wieder an vorderasiatische Wohnsitten erinnert. Von durchaus anderer Bauart sind die durch den Atlas zerstreuten festungsartigen Kastelle („Kasbah") der Mächtigen. Endlich wären auch noch die Stadtanlagen Südalgeriens und Marokkos, soweit sie berberischen Ursprungs sind, und die arabischen Stadtquartiere, die meist an der Stätte ehemaliger Kulturblüte und auf deren Trümmerplätzen errichtet wurden, in der Reihe der mannigfaltigen Siedlungsformen Nordafrikas zu nennen. An Spuren alter verschwundener Berberniederlassungen fehlt es in keinem der nordafrikanischen Länder: Steinblockreihen, Mauerreste, zerstörte Ölpressen geben von solchen alten Siedlungen allerorten Kunde.

Der Beschäftigung nach ist seßhafte Arbeit und zumeist landwirtschaftliche Betriebsamkeit der Berberbevölkerung seit dem Altertum eigentümlich. Im Aures und sonst in Algier, wie in Marokko und Tunis, ist zwar allenthalben in den Gebirgsstrichen der Wechsel zwischen Sessigkeit in den Dörfern und Weidewirtschaft im Gebirge, die mit Zeltleben verbunden ist, bei einem Teil der Bevölkerung üblich, aber Ackerbau und Obstzucht, Wein- und Gemüsebau wiegen vor. Die Terrassierung des Geländes, die künstliche Bewässerung, die vielleicht vorrömisch, doch wohl von den Römern ausgebildet worden ist, die Art und Form der Ackergeräte sind durchweg früher und allgemeiner mittelländischer Kulturbesitz. Zur Gartenbearbeitung dient eine kleine Hacke, zur Feldbestellung meist ein überaus einfacher Pflug, dem die Sohle fehlt (Taf. 8, Abb. 3). Er geht in Nordafrika fast überall unter seinem arabischen Namen, obwohl einheimische Benennungen desselben nicht fehlen. Unter den verschiedenen Pflugformen, die in Nordafrika landschaftsweise vorkommen, schließt sich eine Reihe an die alten Typen von Sardinien und Sizilien, eine andere den vorderasiatischen Formen an. Die gezähnte Sichel ist überall, das Austreten des Getreides durch Rinder auf Lehm- oder Steintennen in Algerien üblich, während in Tunis die sogenannte Dreschtafel in Verwendung tritt.

Im Aures wird das Korn in den großen Hauptmagazinen der Dörfer

aufbewahrt, in Tunis gibt es auch nach orientalischer Art unterirdische Getreidesilos. Zum Mahlgeschäft dient, neben ganz vereinzeltem Vorkommen einfacher Quetsch- und Mahlsteine, überall die Rotiermühle aus zwei Steinen, wobei der obere Stein mit der Hand oder — wie schon bei den alten Guanchen — mit einem am Hausdach befestigten Stocke gedreht wird. Auch Wassermühlen sind aus dem Aures, Göpelmühlen aus Hammamet in Tunis bezeugt. Die Ölpressen, deren Überreste aus alter Zeit in der nordafrikanischen Landschaft oft begegnen, weisen ganz die Konstruktionen auf, die auch in Europa für Obstquetschen weitverbreitet sind. Sie sind im östlichen Mittelmeer wohl schon vorrömisch und von den Römern dann weithin verbreitet worden. In Nordafrika sind sie in Marokko, der Kabylie, Tripolis und Ägypten ganz gewöhnlich. In der Kabylie werden die Oliven auch mittels Handquetschsteinen in flachen Mulden, die im gewachsenen Fels eingehauen sind, zerrieben. Der zerquetschte Olivenbrei wird dann in die Ölpressen gegeben, die ganz von der Bauart unserer Weinpressen sind. So in Tunis, Tripolis, Ägypten, wo auch der Leinsame ähnlich behandelt wird. Solche Preßsteine, wie sie von H. Barth im Süden von Tripolis vielfach gefunden und als Opfersteine oder sonstige Reste von Kulturstätten gedeutet worden sind, nennt Stuhlmann geradezu Leitfossilien für die Ölkultur. Weitverbreitet sind in östlichen Gebieten Nordafrikas die Ziehbrunnen mit der schiefen Ebene für Rinder, Maultiere und Kamele und dem großen Lederwassersack; sie dürften von den Arabern nach Tripolis und Tunis eingeführt worden sein. Älter sind die einfachen Hebelbrunnen, die mehr im Süden anzutreffen sind.

Die Nahrung der Nordafrikaner ist vorzugsweise vegetabilischer Art, wobei Zutaten von Hammelfleisch, Huhn, Hülsenfrüchten, Gemüsen und frischem Obst nach arabisch-türkischer Weise nicht fehlen und die unentbehrliche Würze von einer stark gepfefferten Zwiebeltunke geliefert wird. Von Getreide dienen besonders Gerste und Weizen als Grundlage der Ernährung, beide schon den Guanchen bekannt, wo die Körner, erst geröstet, dann auf einer Handmühle zerkleinert, das geröstete Mehl lieferten, das aber dort noch nicht zur Brotbereitung diente. Aus Gerstenmehl wird das Kuskfugericht der Berber zubereitet, eine Art gedünsteter Grieß, der dann mit allerlei Zukost und Pfefferbrühe genossen wird. Das Brot, für welches ein berberischer Name weitverbreitet ist, wird in Nordafrika gewöhnlich noch als ungesäuertes Fladenbrot bereitet. In Algier kommt auch wohl das schon mit Hefe

hergestellte Dickbrot vor. Gurken, Melonen, Kürbisse, Linsen, Artischoken werden ebenfalls viel gegessen. Einige irdene Kochtöpfe, meist von Frauen ohne die Drehscheibe hergestellt, Kuskfuschalen, mit Fuß, aus Holz gedreht, hölzerne Löffel, große irdene Speiseschüsseln mit Korbdeckeln, Wassersäcke, Getreidenetze sind die geringen Koch- und Speisebehelfe, mit denen man sich in Nordafrika im ländlichen Haushalt der Zelte und Bauernhütten begnügt.

Interessant und mehrfach chronologisch gestuft sind die Verhältnisse der Töpferei hierzulande. Nach F. Stuhlmann haben wir in Nordafrika folgende Typen von Töpferei zu unterscheiden: zunächst die nicht gewerbliche Frauenhandtöpferei, die nur für Haus- oder Dorfgebrauch dient, in Spiralwulsttechnik hergestellter Feldbrand ohne Ofen, wobei unverzierte oder mit aufgemaltem geometrischen Ornament verzierte Typen in verschiedenen Gegenden vorkommen; sodann die Drehscheibentöpferei der Männer, entweder rohe, unglasierte Ware nach klassischem Muster oder glasierte Töpfe. Gewiß stammen diese mannigfaltigen Erzeugnisse geschichtlich aus sehr verschiedenen Zeiten und Quellen, und es spielen wohl neben ältesten einheimischen Produktionen antiker und später arabischer Import und Einfluß eine große Rolle. Dies gilt für alle Gebiete Nordafrikas in gleichem Maße.

Wie auf allen anderen Lebensgebieten tritt auch im Trachtenwesen dieser Länder die Vermengung älterer berberischer und jüngerer arabischer Elemente dem Beobachter entgegen, wobei das Vordringen ganzer Trachten, wie der algerischen oder der arabischen, nicht wundernehmen kann. Lokal sind ältere Trachten im Aures, in den maghrebinischen Landschaften, auf der Insel Gerba (Tunis) u. a. erhalten. Im Aures besteht die männliche Tracht, wenigstens im Sommer, nur aus einem Hemd mit weiten, kurzen Ärmeln. Darüber wird dann noch im Maghrib ein Überhemd mit ganz kurzen Ärmeln getragen, das auch im algerischen Aures vorkommt, vielleicht arabisch, wahrscheinlich aber doch den Berbern eigen. Die manchmal darübergezogenen geschlossenen Unterwesten und offenen Oberwesten sind, wie schon ihre Namen bezeugen, arabischer Tracht entnommen. Als wärmende Oberkleidung im Winter dient der Burnus (bernûs), hauptsächlich auf den Maghrib beschränkt, während viele andere Berberstämme an seiner Stelle ein großes Wolltuch (haîk) mehrfach um den Körper schlingen. Bei größerer Kälte werden im Aures mehrere Hemden und Burnusse umgenommen. Auch die aus dunkelbraunem Ziegenhaar gewebten Überröcke der

Beduinen von Byzakene, der kurze Kapuzenmantel aus weiß-braun gestreiftem Wollzeug mit oder ohne Ärmel, der besonders in Marokko sehr verbreitet ist, aber auch in Tunis und Algier begegnet, sind wohl recht alte, nicht erst durch die Araber eingeführte Stücke berberischer Kleidersitte. Hosen sind überall erst durch die Araber und Türken eingeführt.

Die Berber im Aures tragen allgemein eine rote oder weiße Mütze, über die der große algerische Turban genommen wird (Taf. 8, Abb. 1); sein Rand, über das Gesicht geschlagen, entspricht nach Stuhlmann offenbar dem Schleier der Tuaregs. Die Marokkaner haben meist keine besondere Kopfbedeckung. Als Fußbekleidung dienen Sandalen, teils aus Leder, meist aus Halfagras geflochten, mit Zehen- und Fersenschnur, sowie die gelben arabischen Lederpantoffel. Erwähnung verdienen auch noch die Wadenstrümpfe im Aures, die nach den Rifberbern getragen werden, vielleicht mit dem römischen Tibiale der Soldaten und Jäger zusammengehörig, aber vielleicht schon altberberisch, wie Stuhlmann vermutet.

Im weiblichen Trachtenwesen Nordafrikas verdient die sehr gleichartige und offenbar uralte Frauenkleidung der „Beduinen" zunächst Beachtung: zwei meist dunkelblaue Stoffbahnen, die an den Schlüsselbeinen durch zwei Fibeln festgehalten und um die Hüften mit einem Gürtelband festgenommen werden. In Tunis erscheinen die Frauen in braunschwarzem Überkleid, das auch über den Kopf gezogen wird, im Aures nehmen sie über das beschriebene Untergewand ein mantelartiges Oberkleid, womit man jedoch dort nicht den Kopf zu verhüllen pflegt. Über dem Haupte liegt fast überall das schwarze Tuch, um welches herum, malerisch genug, ein meist rundes Turbantuch gewickelt wird. Neben den schon erwähnten sehr interessanten Gewandfibeln von Hufeisenform, die in ihrer Form und Verbreitung ein höchst merkwürdiges Problem darstellen, ist der berberische Frauenschmuck ein sehr reicher und mannigfaltiger. Das vorherrschende Schmuckmaterial ist Silber; hauptsächlich werden die Schmucksachen in der Kabylie hergestellt. Vieles hat Amulettcharakter, wie der Brustschmuck, die Kettenanhänger, in denen besonders oft als uraltes Symbol die Hand („chamsa", d. h. fünf) erscheint. Auch die roten Korallen, mit denen der Schmuck gern besetzt wird, haben abergläubische Bedeutung.

Die Herstellung der Kleidungsstoffe obliegt noch vielfach den Weibern im Wege des Hausfleißes, und es erfolgt die Wollverarbeitung in einer Reihe von Arbeitsprozessen von hoher Altertümlichkeit. Das Spinnen geschieht von einem Rohrspinnstab herunter, dessen oberes zerteiltes

Ende körbchenartig verspreizt ist, mittels Spindeln mit Doppelwirteln (ihre Namen werden meist verwechselt); in Tunis hingegen einfach durch Drehen am Schenkel. Das Weben erfolgt von seiten der Frauen hausgewerblich auf dem vertikalen Griffwebstuhl, handwerksmäßig von seiten der Männer mittels des horizontalen Trittwebstuhls. Wir finden letzteren in Marokko, in Tunis und Tripolis, wahrscheinlich in Verbindung mit der Baumwollindustrie verbreitet. Eine schon im Altertum nachgewiesene Art der Weberei, die sogenannte Brettchenweberei, mittels welcher Bänder und Gürtel hergestellt werden, findet sich von Marokko bis Tunis in Übung. Die „Brettchen" sind hier aus getrockneter Kamelhaut gefertigt. Von Resten der bei den alten Guanchen bestandenen Lederkleidung findet sich bei den Berbern seit längster Zeit nichts mehr vor. Die Einführung der Weberei und damit diejenige der Wollgewänder muß schon in einem sehr frühen Zeitpunkt erfolgt sein. An sonstigen industriellen Beschäftigungen sind Lederarbeiten, Gold- und Silberstickereien, wohl auch das Schmiedehandwerk den Berbern am geläufigsten; es ist aber hauptsächlich die Bevölkerung der Städte, die, vom arabischen Kunstgewerbe stark beeinflußt, solche Künste übt.

Wie in der Technik des Ackerbaues, so läßt sich auch in den rechtlichen Agrarverhältnissen dieser Länder die Mischung berberischer und arabischer Elemente, das Nebeneinanderbestehen ganz altertümlicher und später eingedrungener und verbreiteter Formen mit ziemlicher Deutlichkeit erkennen. Das Agrarrecht steht hier vielfach im engen Zusammenhang mit dem Wasserrecht, denn in den zahlreichen Oasen dieser Länder hat das Land nur Wert durch das Wasser, das es befruchtet. Der Berber hat in den Gebirgsgebieten, wo er ursprünglich zu Hause ist, überall sein persönliches Eigentum an Grund und Boden, und überall, wo die arabischen Eroberer nicht eingedrungen sind und islamitisches Recht gepflanzt haben, findet diese Besitzform sich noch vor. Stuhlmann berichtet, daß in der Kabylie bei der Erbteilung das Land in natura parzelliert wird, oft bis auf die Äste einzelner Bäume, die verschiedenen Erben zufallen. Anderswo ist es nach demselben Gewährsmann Sitte, das Erbe gemeinschaftlich zu verwalten. Vielfach gilt der Boden als unveräußerliches Sultansgut, und der Stamm hat nur die Nutzung. Überall ist ein Vordringen der islamitischen Grundbesitzverhältnisse wahrzunehmen, wie ja auch im Privat- und Kriminalrecht der islamitische Kadi nach malekitischem Recht entscheidet, was besonders auch auf das Verhältnis von Mann und Frau umformend eingewirkt hat.

Im politischen Aufbau der Berbervölker spielt die Dorfgemeinde überall eine mit Eifersucht verteidigte Rolle. Die Berberbevölkerung steht noch auf jener untersten Stufe der politischen Entwicklung, wo die Dorfgemeinde den Staat bedeutet, der seine gemeinsamen Angelegenheiten durch die Männerversammlung besorgt und beschließt. An der Spitze der Dorfgemeinschaft steht der Amina, eine Art Dorfschulze, aus einer einflußreichen Familie gewählt, wobei die Würde in solchen Familien gewöhnlich vererbt. Dieser einfachsten sozialen Gruppe treten ergänzend und vielfach auch gegensätzlich die unter tausend Formen wiederkehrenden freiwilligen Vereinigungen, die „Sofs", entgegen, die zu verschiedenen Arbeits-, aber auch zu politischen Zwecken sich bilden und ein ausgesprochenes Parteienwesen unter den Berberstämmen darstellen. Wie die Dorfgemeinden in ihrer Gesamtheit den Stamm bilden, so schließen sich auch die Sofs über die Dorfgrenzen zu größeren Genossenschaften zusammen, die wiederholt auch in der politischen und kriegerischen Geschichte dieser Länder eine bedeutsame Rolle gespielt haben. Immer waren sie die stärkste und von den Eroberern am wenigsten zu fassende Stütze in den Unabhängigkeitskämpfen der Stämme. Durch die arabischen Einflüsse haben sich das soziale Wesen und die ihm zugehörigen politisch-geselligen Einrichtungen, unter welchen auch die Blutrache nicht fehlt, stark verändert. Die einschlägigen Nachrichten von den Guanchen der Kanarischen Inseln lassen, wie in der Technik und dem materiellen Kulturleben, so auch in dieser Sphäre, vielleicht die ursprünglichsten berberischen Einrichtungen erkennen. Wir finden hier Spuren des Matriarchats, mit Erbfolge der Schwesterkinder, polyandrische Sitten, verachtete Kasten neben adligen Geschlechtern, ein typisches Doppelfürstentum und priesterliches Stammesrichteramt. Auch der bis auf den heutigen Tag fortbewahrte kriegerische Charakter der Berbervölker, welcher schon den Jüngling von sechzehn wie noch den Mann mit sechzig Jahren zum Waffenträger bestimmt, tritt bereits in den Schilderungen der Guanchen des 14. und 15. Jahrhunderts offensichtlich zutage, wenn auch ihr Waffenwesen, ihrer neolithischen Kulturstufe entsprechend, kaum mehr als Steinwürfe und Angriff mit hornbewehrten Speeren kennt. Immerhin darf, wie in jeder Art und Lebensform, bei den Guanchen infolge ihrer Isolierung auf Inselsitzen auch hier eine Verarmung und Verelendung gegenüber den früheren Festlandverhältnissen angenommen werden.

Längst sind die Berber durch den Islam zu religiösen Formen und Sitten übergegangen, welche ein starkes Mittel ihrer Nivellierung und

Angleichung an die arabischen Elemente Nordafrikas darstellen. Von der vorislamitischen Religion der Berber ist fast nichts bekannt. Vor dem Einbruch der Araber gab es in Marokko, Algier und Tunis ausgedehnte christliche Bevölkerungen, von deren Glauben — außer den Ruinen von Basiliken bei Tunis und Supa und zahlreichen christlichen Denkmälern — aber nur die häufige Verwendung der Kreuzform in Tätowierungen, an Amuletten u. dgl. übriggeblieben ist. Die Spuren des Kultes weiblicher Gottheiten mit weiblicher Priesterschaft, wie sie von den alten Guanchen überliefert sind, wiederholen sich allerdings sonst nirgends, und die Berber zeigen sich, bis auf größere Laxheit in der Befolgung der Reinigungsvorschriften und der Speiseverbote, als eifrigere Islamdiener denn die Araber selbst. Der mohammedanische Heiligenkult an den Kuppelgräbern (gubba) berühmter Marâbuts wird von den Berbern in Marokko bis Tunis mit Inbrunst betrieben, und die lokale Verehrung ihrer Dorfheiligen, von denen die göttliche Gnade (baraka) durch Bestreichen, Bespeicheln usw. ausströmt, die gern auf Friedhöfen übernachten und im ständigen Verkehr mit den Verstorbenen stehen, führt im Wettstreit um deren Heiligkeit und Wundertätigkeit oft zu blutigen Dorffehden. Die erblichen Priester wohnen mit ihren Familien in Algerien in eigenen Dörfern; ihr Einfluß wird durch die religiösen Brüderschaften beschränkt, die ein religiöses Seitenstück zu den weltlichen Sof-Vereinigungen darstellen. Einzelne mohammedanische Orden, wie derjenige der ursprünglich marokkanischen gâdrîja im Aures, genießen große Autorität unter den Berberstämmen und tragen vielfach zum Aufhören der zahlreichen Stammesfehden bei.

Literatur.

Europa.

Philippson, A.: Europa. 2. Aufl. Leipzig und Wien 1906.

Scobel, A.: Geographisches Handbuch. I. Bielefeld und Leipzig 1910.

Hoernes, M.: Natur- und Urgeschichte des Menschen. I. Wien und Leipzig 1909.

Schrader, O.: Die Indogermanen. Leipzig 1911.

Haberlandt, M.: Völkerkunde, 3. Auflage, 2. Band. Stuttgart 1920.

Die romanischen Völker.

Grundriß der romanischen Philologie, herausgegeben von Grober. Straßburg 1901.

Hehn, V.: Italien. Ansichten und Streiflichter. Berlin 1909.

Grisanti, Cristoforo: Folklore di Isnello. Palermo 1899.

Belluci, G.: Il feticismo primitivo in Italia. Perugia 1907.

Peasant art in Italy, Special Number of the „Studio“. London 1913.

Dachler, A.: Die bäuerliche Beheizung in Frankreich. (Mitteilungen der Wiener Anthropolog. Gesellschaft, XLVI. 1913.)

Bancalari, G.: Forschungen und Studien über das Haus. (Mitteilungen der Wiener Anthropologischen Gesellschaft, XXVII. 1897.)

Foville, Ad.: Enquête sur l'habitation en France. Paris 1894.

Haberlandt, A.: Beiträge zur bretonischen Volkskunde. Wien 1912.

Sebillot, Paul: Le Folklore de France, 4 vol. Paris 1907.

Braga, Theophilo: Ethnographia Portugueza. Lissabon 1886.

Stoll, O.: Die Basken. Das Ausland. Stuttgart 1890.

Die germanischen Völker.

Bremer, Otto: Ethnographie der Germanen. Straßburg 1899.

Much, Rudolf: Deutsche Stammeskunde. Leipzig 1905.

Hoops, Johannes: Reallexikon der german. Altertumskunde. Straßburg 1911.

Walter, F.: Das alte Wales. Bonn 1859.

Maine, H. S.: Lectures on the early history of institutions. London 1893.

Rhamm, K.: Ethnographische Beiträge zur germanisch-slawischen Altertumskunde. I—III. Braunschweig 1905.

Montelius, O.: Die Kultur Schwedens. Berlin 1885.

Traub, Theodor: Norwegisches Volksleben. (Zeitschr. des V. f. V. Berlin, 20. Band. 1910.)

Hazlitt, W. C.: Faiths and Folklore Dictionary. I—II. London 1905.

Paul, H.: Deutsche Mythologie. Straßburg 1910.

Meyer, E. H.: Deutsche Volkskunde. Straßburg 1898.

Die slawischen Völker.

Tetzner, F.: Die Slawen in Deutschland. Braunschweig 1912.

Haberlandt, M.: Die nationalen Kulturen der Völker Österreichs. Wien und Leipzig 1917.

Lebzelter, Viktor: Die physische Beschaffenheit der österreichischen Bevölkerung (Z. f. ö. Volkskunde. XX. Wien 1914).

Roskoschny, H.: Rußland, Land und Leute. Leipzig 1894.

Peasant art in Russia. Sonderheft des „Studio“. London 1912.

Kanitz, F.: Das Königreich Serbien und das Serbenvolk. 2 Bde., 1904—09.

Jireček, Konstantin: Das Fürstentum Bulgarien. Leipzig 1891.

Piprek, J.: Slawische Brautwerbungs- und Hochzeitsbräuche. (Erg.-Band X zur Zeitschrift für österreichische Volkskunde. Stuttgart 1914.)

Miklosich, Fr.: Über die Mundarten und die Wanderungen der Zigeuner. (Denkschriften der k. Akademie der Wissenschaften in Wien, 1872—80.)

Andree, Richard: Die Juden. Leipzig 1881.

Zollschan, Ignaz: Das Rassenproblem. Wien 1911.

Vorderasien.

Meyer, Eduard: Geschichte des Altertums. I. Bd. 3. Aufl. Stuttgart und Berlin 1913.

Hehn, Viktor: Kulturpflanzen und Haustiere in ihrem Übergange von Asien nach Europa. Berlin 1883.

Sievers, W.: Asien. 2. Aufl. Leipzig 1904.

Hönsel, Fr.: Grundriß der Geographie und Geschichte des alten Orients. München 1904.

Illustrierte Geschichte des Kunstgewerbes, II. Band. Leipzig 1902. (Dr. Edm. Braun: Das Kunstgewerbe im Kulturgebiete des Islams.)

Haberlandt, M.: Die Haupt-Literaturen des Orients. 2. Bde. (Sammlung Göschen). Leipzig 1902.

Supan, A.: Die Bevölkerung der Erde. XI. Asien. (Erg.-Heft 135 zu Petermanns Mitteilungen. Gotha 1901.)

Die iranischen Völker.

Spiegel, Fr.: Erânische Altertumskunde. 3 Bde. Berlin 1871—78.

Polak, J. E.: Persien, das Land und seine Bewohner. 2 Bde. Leipzig 1865.

Radde, G.: Wissenschaftliche Ergebnisse der Expedition nach Transkaspien und N.-Chorassan. (Erg.-Heft 126 zu Petermanns Mitteilungen. Gotha 1898.)

Millinger, Fr.: Wild life among the Koords. London 1870.

Stenin, P. v.: Die Kurden des Gouvernements Eriwan. Globus, Bd. 70. 1896.

Brugsch, H.: Reise der preußischen Gesandtschaft nach Persien 1860—61. 2 Bände. Leipzig 1863.

Roskoschny, H.: Afghanistan und seine Nachbarländer. 2 Bde. Leipzig 1885.

Banse, E.: Der arische Orient. Leipzig 1910.

Texier, Ch.: Description de l'Arménie, la Perse et la Mesopotamie. II. Paris 1852.

Dames, M. L.: The Baloch race. London 1904.

Die semitischen Völker.

Burckhardt, J. L.: Reisen in Arabien. 1830.

Euting, J.: Tagebuch einer Reise in Innerarabien. Straßburg 1898.

Jakob, Georg: Altarabisches Beduinenleben. Berlin 1897.

Snouck-Hurgronje, C.: Mekka. 2 Bände. Haag 1888—89.

Musil, Alois: Arabia Petraea III. Ethnologischer Reisebericht. Wien 1906.

Banse, E.: Der arabische Orient. Leipzig 1910.

Hölscher, Gustav: Landes- und Volkskunde Palästinas. Leipzig 1907.

Wahrmund, Adolf: Babyloniertum, Judentum und Christentum. Leipzig 1882.

Thomsen, P.: Palästina und seine Kultur in fünf Jahrtausenden. Leipzig 1909.

Fraas, O.: Drei Monate im Libanon. Stuttgart 1876.

Sachau, Eduard: Reise in Syrien und Mesopotamien. Leipzig 1883.

Smith, R.: Religion der Semiten. Freiburg i. Br. 1899.

Burckhardt, J. L.: Travels in Syria and the Holy Land. London 1822.

Armenien und Kaukasien.

Parrot, Fr.: Reise zum Ararat. Berlin 1834.

Hahn, C. v.: Aus dem Kaukasus. Leipzig 1892.

Radde, Gustav: Die Chewsuren und ihr Land. Kassel 1870.

Ter Mowsianz: Das armenische Bauernhaus. (Mitteilungen der Anthropolog. Gesellschaft in Wien, XXII. 1892.)

Kleinasien.

Oberhummer, E., u. Zimmerer, H.: Durch Syrien und Kleinasien. Berlin 1899.

Luschan, F. v., und Petersen, H.: Reisen im südwestlichen Kleinasien. 2 Bände. Wien 1889.

— Die Yürüken. Braunschweig 1888.

— Die Tachtadschy. (Archiv f. Anthr. 1889.)

Hellwald, F. v.: Die heutige Türkei. Leipzig 1878.

Humann, K., und Puchstein, O.: Reisen in Kleinasien und Nordsyrien. Berlin 1890.

Nordafrika.

Ratzel, F.: Völkerkunde. 2. Aufl. II. Band. Leipzig und Wien 1895.

Hahn, F.: Afrika. 2. Aufl. Leipzig und Wien 1906.

Scobel, A.: Geographisches Handbuch. II. 5. Auflage. Bielefeld u. Leipzig 1910.

Ägypten.

Erman, Adolf: Ägypten und ägyptisches Leben im Altertum. Tübingen 1885.

Wissenschaftlicher Führer zur 5. Wiener Universitätsreise nach Ägypten und Kreta. Wien 1914.

Ägypten und der Sudan: Von G. Steindorff. (Mit dem Abschnitt: Herkunft und heutiger Stand der Bevölkerung, von Prof. Dr. G. Schweinfurth.) Leipzig 1913 (Baedekers Reisehandbücher).

Libyen.

Rohlfs, G.: Drei Monate in der Libyschen Wüste. Kassel 1875.

Brugsch, H.: Reise nach der Oase El Khargeh. Leipzig 1878.

Steindorff, G.: Durch die Libysche Wüste zur Amons-Oase. Bielefeld 1904.

Atlas-Länder.

Gennep, A. von: Études d'ethnographie Algérienne. Bd. 1—2. Paris 1911—14.

Karutz, R.: Nach den Höhlenstädten Südtunesiens. Globus, Band 91. Gotha 1907.

Stuhlmann, F.: Ein kulturgeschichtlicher Ausflug in den Aures (Atlas von Südalgerien). Hamburg 1912.

Vachon, M.: Les industrie d'art indigène en Algérie. Algier 1902.

Mathuisieulx, Ch.: La Tripolitanie d'hier et de demain. Paris 1912.

Hanoteau et Letourneaux: La Kabylie. 3 Bde. Algier 1873.

Narbeshuber, K.: Anthropologisches aus Südtunesien. (Mitt. der Anthropolog. Gesellschaft in Wien, XXXIV. 1904.)

Register.

Die fettgedruckten Zahlen bedeuten Hauptstellen.

Abâbde 250. 252.
Abchasen 235.
Afghanen 167. 168. 170.
Ägäische Welt 26.
Agotaks 63.
Ägypter 13. 18. 176. 243. 245.
Ahriman 146.
Akkadu 180.
Aktâl 213.
Alanen 235.
Albanesen 34. 37. 107. 111. 112. 114. 116—118. 237.
Alemannen 51. 78. 79.
Alpine Rasse 52.
Altgriechische Völkerwelt, Begründung der 31.
Altpreußen 90. 97.
Ammoniter 185.
Amoriter 175.
Anatolier 221.
Anatolische Türken 219. 224.
Andalusier 58.
Angeln 73.
Angelsachsen 37. 73.
Anglokelten 75.
Anize 197.
Ansairije (Nusairier) 212.
Ansarieh 217. 218. 222.
Anze 204.
Araber 139. 150. 165. 182. 183. 187—189. 195. 199 bis 201. 205. 210—212. 245. 247. 253. 254. 256. 258.
Arabische Geschichtsvölker 188.
Aragonier 58.
Aramäer 173. 175. 187.
Arier 13.
Armenier 37. 123. 132. 150. 165. 216—219. **226.** 227 bis 230. 232—237. 249.
Arnauten (Albanesen) 113.
Arsakiden 227.
Assyrer 176. 182. 185. 188. 227.
Atâwne 205.
Avesta 146.
Awaren 37. 124.
Azâzme 209.

Babylonier 18. 176. 181. 182.
Bajuvaren 78. 79.
Baktrier 144.
Balkanbevölkerung 21.
Balkanslawen 95. 118. 133.
Balkanvölker 107. 111.
— eingeborne 111.
Baltische Völker 89. 96.
Basken 28. 29. 46. 50. 59.
— französische 62.
Baskenbevölkerung 57.
Baschkiren (Baschkurten) 128. 129. 132.
Bedawy 217.
Bedja 250. 252.
Beduinen 187. 189. 194. 198. **200. 202—204.** 206 bis 209. 212. 244. 245. 250. 252. 263.
— arabische 197.
— semitische 178.
Bektasch 217.
Belutschen 150. 151. 170.
Berber 242. 245. 253. 254. 256. 258. 261. 263. 264. 266.
Berberiner 250.
Bergjuden 235.
Bergkurden 167.
Bevölkerung, Ägypten **246.** 249.
— Algerien 253. 254.
— Frankreich 49.
— Großbritannien 72. 73. 75.
Bevölkerung, Iberische Halbinsel 57. 58.
— Innerarabien 175.
— Iran 150.
— italische Halbinsel 42.
— Kaukasusgebiet 143.
— Kleinasien 217.
— Marokko 253.
— Spanien 57. **60.** 61.
— Tunis **253.** 254.
— s. auch Engländer, Franzosen, Griechen usw.
Bevölkerungsgruppen, nichtindogermanische 37.
Bewohnerschaft Europas, vorindogermanische 27. 29.
Bischâren 250. 252.
Bojken 95. 106.
Bretonen 53. 56. 75.
— keltische 50.
Britisches Volkstum 73.
Bulgaren 91. 112. 120. 121.
Burgunder 51.

Cagots 63.
Chabiri (Hebräer) 185.
Chaldäer 10. 173. 182.
Chaldi 227.
Chewsuren 235. 240.
Chugiani 168.

Dakoromanen 107.
Dalmatiner 46.
Dänen 69. 71.
Dazier 119.
Debokri 164.
Deutsche 26. 36. 78. 81. 85. 108. 120. 124. 125.
Deutsche Bevölkerung 81.
— Nation 78.
Deutsches Volk 78. 81—83. 86. 87.
Deutschtum 32. 79. 81.

Donauländer 21.
Drusen 187. 212. 213. 217.
Dschebur 197.
Durani 168.

Edomiter 185. 189.
Einzelvölker, indogermanische 35. 36.
Elamiter 182. 185.
Engländer 36. 39. 65. 77. 78.
Englisches Volk 74.
Epiroten 37.
Esten 127.
Etrusker 42. 80.
Europäer 24.
Europäische Bevölkerung 41.
— Einzelvölker 39.
— Hauptrassen 52.

Fellachen 189. 198. 202. 203 bis 209. 211. 212. 242. 248. 250.
Festlandsdänen 71.
Finnen 26. 71. 89. 103. 127.
— (im engeren Sinne) 123.
Finnische Stämme 21.
Finnisch-ugrische Stämme 127.
— Völkerfamilie 131.
Fischerlappen 130. 131.
Flachlandsvölker 22.
Flamen 50. 79.
Franken 51. 78. 79.
— (d. h. Europäer) 187.
Franzosen 38. 39. 50. 56. 73. 86.
Französische Bevölkerung 56.
Französisches Volkstum 52.
Friauler 37. 45. 49.
Friesen 78.

Galater 216.
Gallisch-ligurische Bevölkerung 52.
Gallokelten 52.
Galtschen 151.
Gätuler 242.
Gebern 150.
Gebirgsvölker 22.
Georgier 235.
Germanen 23. 26. 35. 38. 42. 50. 53. 64. 68. 80. 89. 90. 127.
Germanentum 36. 38. 64. 65. 67. 73. 77.
— Ausbildung 32.
Germanen Skandinaviens 8.
Germanische Nationen 67.
— Stämme 64.
Germanisches Urvolk 64.
Germanische Völkerfamilie 63.
— Volkselemente 40.
Geschichtsvölker der Erde 21.
Ghegen 113.
Ghilzai 168.
Goralen 100—102.
Griechen 24. 26. 27. 34. 35. 45. 47. 111. 112. 115. 116. 118. 120. 121. 178. 216 bis 219. 224. 227. 249.
Griechisch-ägäische Welt 23.
Griechisches Volk 117.
Großrussen 92. 95. 103. 104. 106.
Grusier 235. 237.
Guanchen 242. 261. 264. 265.
Gurier 235.

Halbfellachen 198.
Hamiten 24. 243.
Hamitische Rasse 241. 242.
Haunaken 100.
Hebräer 175. 185.
Hedschra 191.
Hellenen 66. 115.
Hettiter 134. 215—217.
Hispaniolen 254.
Historische Germanen 64.
Holländer 36. 65. 78.
Horaken 100.
Hunnen 37.
Huzulen 92. 106.
Hyksos 182.

Iberer 28. 40. 50. 57. 235.
Iberisches Volkstum 57.
Illyrier 32. 35. 37. 42. 44. 107. 112.
Imerethier (Gurier) 235.
Inder 18. 24. 178.
Indische Bevölkerung 144.
Indo-Arier 24.
Indogermanen 7. 23. 24. 25. 29. 30. 31. 36. 88. 176.
— Europas 35.
— keltisch-germanisch-litu-slawische 20.
Indogermanische Stämme 64.
— Völker 64. 122.
Inseldänen 69.
Inselgriechen 225.
Iranier 24.
Iranische Völker 145.
— Völkerfamilie 143.
Iren 39. 72. 77.
Irische Landbevölkerung 76.
Israeliten 179. 185. 186.
Italiener 38. 39. 45. 86.
Italienisches Volk 46—48.
Italiker 24. 35. 42. 66.

Jakobiten 212.
Janitscharen 254.
Jazygen 124.
Jeziden 183. 222.
Jibrani 170.
Juden 59. 123. 132. 134. 135. 136. 150. 176. 187. 199. 218. 219. 230. 249. 254. 256. 258.
Judentum 102. 134—136. 186. 187.
Jüdisches Volk 134.
Jürüken 123. 217. 218. 221 bis 223.
Jüten 68. 73.

Kabylen 242. 254. 259.
Kadi 153.
Kalmücken 132. 235.
Kanaaniter 184.
Karakalpaken 227.
Karduchen (Kurden) 166.
Karelier 127. 128. 130.
Karer 27. 215.
Karpathenländische Slawen 39.
Karthwelier 235.
Kaschuben 99.
Kastilianer 58.
Katalanen 58.
Katalonier 58.
Kaukasier 227.
Kaukasische Rasse 8. 241.
Kaukasusstämme 234.
Kelten 24. 31. 32. 35. 37. 40. 50. 53. 72.
Keltentum 32. 50. 73. 77.
Keltische Belger 50.
— Gallier 50.
— Monoglotten 74.
— Stämme 216.
Keltisches Volk 50.
— Volkstum 75.
Keltogermanen 24.
Kelto-Italiker 64.
Kimmerier 216.

Kirgisen 132. 235.
Kleinrussen 92. 95. 96. 103. 104. 106.
Kolcher 235.
Konjaren 123.
Kopten 242. 251.
Koran 191.
Kreter 18.
Kroaten 91. 109.
Kumanen 124.
Kumyken 235.
Kurden 8. 150. 163. 164 bis 167. 183. 218. 221. 227. 229. 230. 232. 235.
— der Hochebenen 166.
Kuschiten 243.
Kuren 99.
Kutzowalachen 19. 120.
Kysylbasch 217. 218. 222.

Lachen 100.
Ladiner 37. 49.
Lappen 71. 72. 103. 129. 130. 131.
Lasen 235.
Lateinische Nationen 41.
Latiner 42.
Latzen 235.
Legs 150.
Leleger 27. 215.
Lemken 106.
Lesghier 235. 237—239.
Letten 38. 90. 92. 97. 98. 99.
Lettoslawen 24. 32. 37. 64. 88. 89.
Levantiner 218. 249.
Liburner 28.
Libyer 242. 243. 257.
Ligurer 40. 50.
— Italiens 28.
Ligurische Urbevölkerung 42.
Litauer 90. 92. 97. 98.
Liven 127.
Lombarden 43.
Luren 150.
Lyder 215.
Lykier 215.

Magyaren 37. 108. 120. 123. 124. 133.
Mährer 99.
Mamaschen 164.
Manguren 164. 165.
Markomannen 79.
Marokkaner 260. 263. 266.
Maroniten 187. 212. 217.
Marris 171.
Masuren 99.
Mauren 57. 242. 254.
Meder 144. 165.
Mediterrane Rasse 43. 52.
Mesopotamier 199.
— nichtarabische 212.
Mingrelier 235.
Mitani 216.
Mitteldeutsche 78.
Mitteleuropäer 26.
Moabiter 185.
Mohammed 190. 191.
Mongolen 37. 123. 131. 139. 165. 169.
Mordwinen 127.
Moriskos 59.
Mutternation, lateinische 36.

Nestorianer 212.
Neugriechen 107. 115. 116. 118.
Niederdeutsche 78.
Niedersachsen 78.
Nogäer 132. 235.
Nomaden 218. 221. 222. 224. 235.
Nordaraber 201.
Norddeutsche 84.
Nordgermanen 67.
Nordische Rasse 23.
Nordsemitische Geschichtsvölker 180.
Nordslawische Völker 95. 106.
Normanen 73. 75.
Norweger 68. 69.
Nubier 243.
Numider 242.
Nusairier 187. 212. 213.

Oberdeutsche 78. 84.
Osmanen, s. Türken.
Osmanli 218.
Osseten 231. 235. 237. 239. 240.
Ostjaken 123.

Paloczen 124.
Parther 139. 145.
Paschtun (Afghanen) 168.
Pelasgische Urbewohner 27.
Permier 123. 127.
Perser 144. 148. 150. 151. 161—163. 228. 231. 235.
Persertum, Renaissance 147.
Persisches Volk 151.
Petschenegen 124.
Phönizier 10. 16. 18. 42. 184.
Phryger 216. 226.
Pikten 28. 72.
Polaben 90. 99.
Polarvölker 129.
Polen 88. 90. 92. 99—101. 102. 107. 120.
— karpathenländische 102.
Portugiesen 58.
Protoarmenier (Armenier) 226.
Pschawen 235.

Räter 37. 49. 80.
Renntierlappen 130. 131.
Romai (Neugriechen) 115.
Romanen 26. 36. 37. 40. 41. 46. 67. 87. 108.
Romanentum 34. 50.
Romanische Nationen 40. 41. 49. 57. 63.
— Völkerentwicklung 41.
Römer 17. 26. 43. 50. 52.
Römertum 38. 50. 76.
Rumänen 34. 107. 111. 112. 119—121. 124. 125. 133.
— des Königreichs 121.
Russen 93. 95. 96. 99. 101. 103. 104—107. 122. 227. 235.
Russentum 32. 92. 105.
Russische Nation 92.
Russischer Volkskörper 21.
Ruthenen 92. 95. 99. 102. 104. 120. 125.
— karpathenländische 107.

Sabeller 42.
Sachsen 78. 79.
Saken 145.
Saklis 236.
Samojeden 129—131.
Sardinier 44. 48. 63.
Sassaniden 147. 227.
Satem-Völker 89.
Schafedi 208.
Schamanen 131.
Schammar 197.
Schelluh 256.
Schiiten 216.
Schotten 39.
Schluch, s. Schelluh.
Schumi 208.
Schweden 68. 69.
Seldschuken 217.
Semiten 24. 25. 174. 176. 196. 207. 243.
— palästinensische 177.

Semiten, syrische 177.
— Babyloniens 176. 180.
Semitentum 174. 176—179. 180. 184. 196.
Semiten von Akkad 180.
Semitische Mischnationen 143.
— Völker 171—173.
— — in der Gegenwart 196.
Semitisch-vorderasiatische Welt 26.
Serben 96. 112. 115. 117. 121. 125.
Serbokroaten 91. 108. 109. 111.
Semitisch-arabische Völker 143.
Sizilianer 8. 43. 44. 48.
Skandinavier 15. 19. 36. 38. 65. 67. **69.** 70—72. 78. 122. 130.
Skandinavische Bevölkerung 72.
Skandinavischer Stamm 68.
Skipetaren (Albanesen) 113.
Skoten 72.
Skythen 139. 145.
Slawen 24. 26. 34—36. 67. 78. 87. 89—92. 95. 96. 100. 113. 120. 122—124. 127.
Slawentum 32. 39.
Slawische Stämme 95.
— Völker 80. 89. 94—96. **99.**
Slowaken 90. 95. 99—101. 125.
Slowenen 91. 108. 109. 123.
Slowinzen 99.
Sokoloten 145.
Sorben 90. 99.
Spanier 38.
Sphakioten 118.
Sprachfamilie, indogermanische 10.
Stämme, mongolische 232.
Südaraber 201.
Südfrankreich 28.
Südslawen 39. 91. 93. 95. 99. 101. 106. 107. 108. 111. 122. 237.
Sumerer 18. 177. 180. 181. 215.
Sumerische Nation 180.
Swanêten 235.
Syrer 18. 179. 187. 199. 212. 249.
— nichtarabische 212.
Syrjänen 127.
Szekler 124.

Tachtadschy 217. 218. 221. 222.
Tai 197.
Tataren 106. 123. 129. 131. 132. 165. 167. 169. 227. 229. 230. 232. 235. 236.
Tawasten 130.
Terâbîn 209.
Teutonische Rasse 23. 52.
Thraker 32. 35. 37. 119. 216. 226.
Thrako-Illyrier 24.
Tihâja 209.
Töchternationen, romanische 36.
Tosken 113.
Troglodyten 243.
Tschechen 88. 90. 99. 100.
Tscheremissen 127.
Tscherkessen 123. 187. 218. 235. **239.**
Tschetschenen 235.
Tschetschenzen 237. 239.
Tschuden 127.
Tschuwaschen 132.
Türken 37. 93. 106. 123. **125.** 131. 139. 165. 187. 217. 218. 225. 227. 249. 254.
— europäische 127.
Turkmenen 167. 218. 221. **223.** 224. 227. 235.
Tuschen 235. 236. 238.
Tyrrhener 42.

Ukrainer 106.
Ulad 245.
Umbrisch-oskische Stämme 42.
Ungarisches Volk 125.
Uralische Stämme 21.
Ural-altaische Völker 122.
Urbevölkerung, kleinasiatische 215.
Urgermanen 64. 65. 67.
Ursemiten Vorderasiens 7.
Usbeken 151.

Venezianer 118.
Völker, arabische 196.
— Europas 20.
— indogermanische 216.
— Irans 144.
— kleinasiatisch-indogermanische 214.
— Nordafrikas 240.
— orientalische 21.
— Vorderasiens 137.
Völkerfamilie, europäische 38. 88.
— germanische 37.
— indogermanische 32. 33. 37.
— lituslawische 37.
— semitische 175.
— slawische 38.
— vorindogermanische 30.
Völkerschaften, aus Asien nach Europa eingewanderte 132.
Völkersippen Europas 38.

Walachen 100. 101.
Wanderkurden 165.
Waräger 92.
Weiße Rasse 8. 9. 12. 240.
Weißrussen 92. 103.
Wenden 88. 90.
Wepsen 127. 128.
Westgoten 51.
Westslawen 39. 93. 99. 100. 107.
Wikinger 73.
Wlach 120.
Wogulen 123. 127. 128.
Wolgafinnen 91.
Woten 128.
Wotjäken 127.
Wüstensemiten 8. 19.

Zarathustra 146.
Zentralaraber 201.
Zigeuner 123. 125. 132. **133.** 134.
Zuaven 242.
Zyprioten 225.

Druck vom Bibliographischen Institut in Leipzig.





